

LEO FROBENIUS
ERLEBTE ERDTEILE

**I.
BAND**

AUSEFAHRT

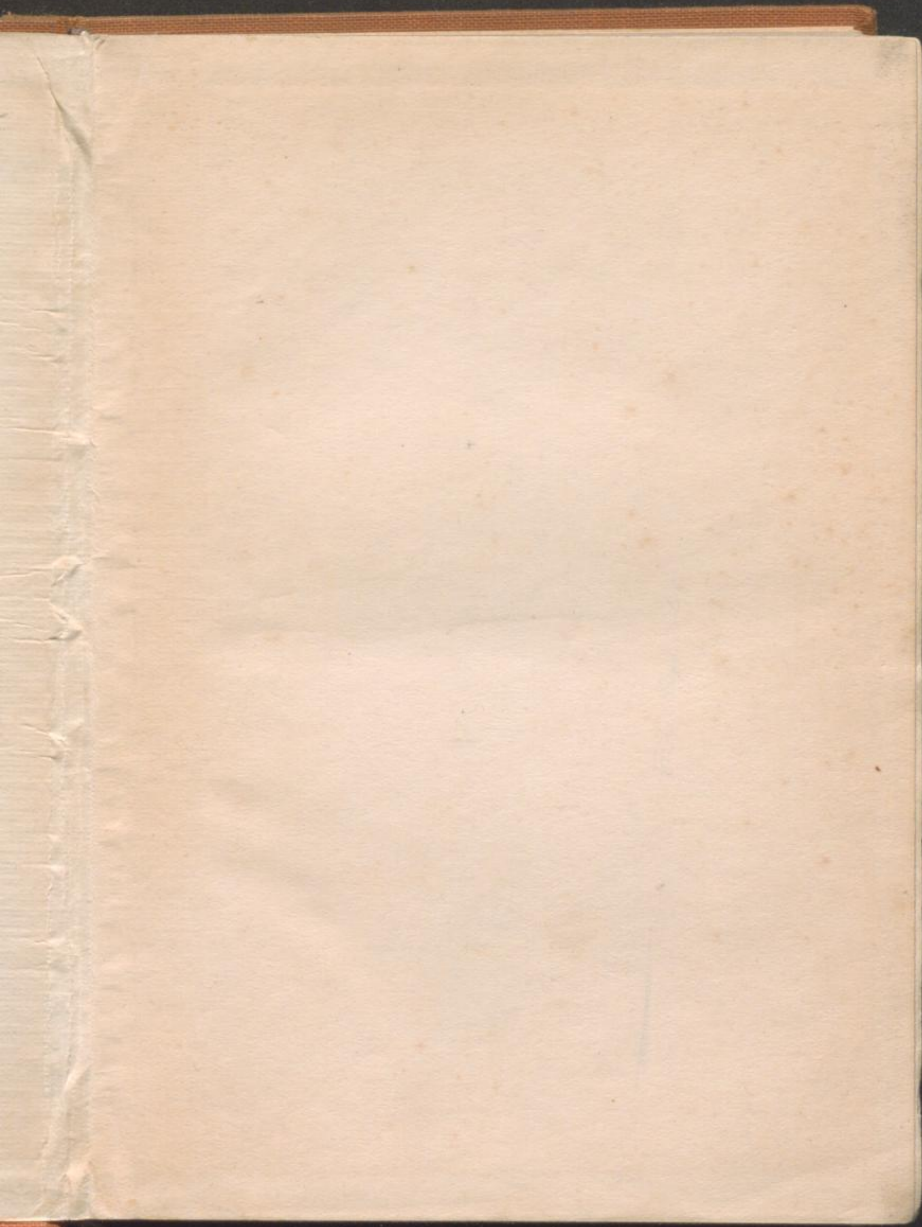
VON DER
VÖLKERKUNDE ZUM
KULTURPROBLEM

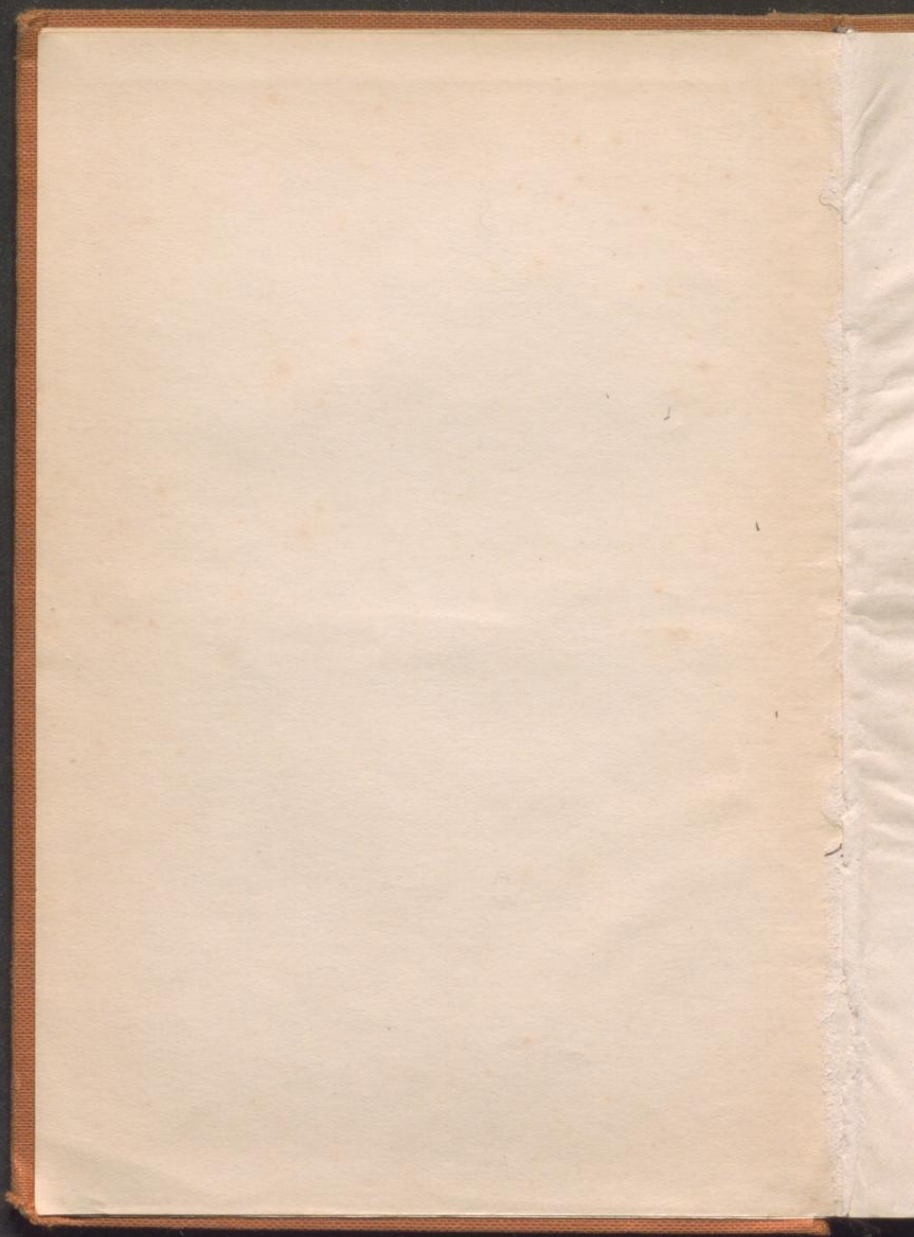


S
17
7027

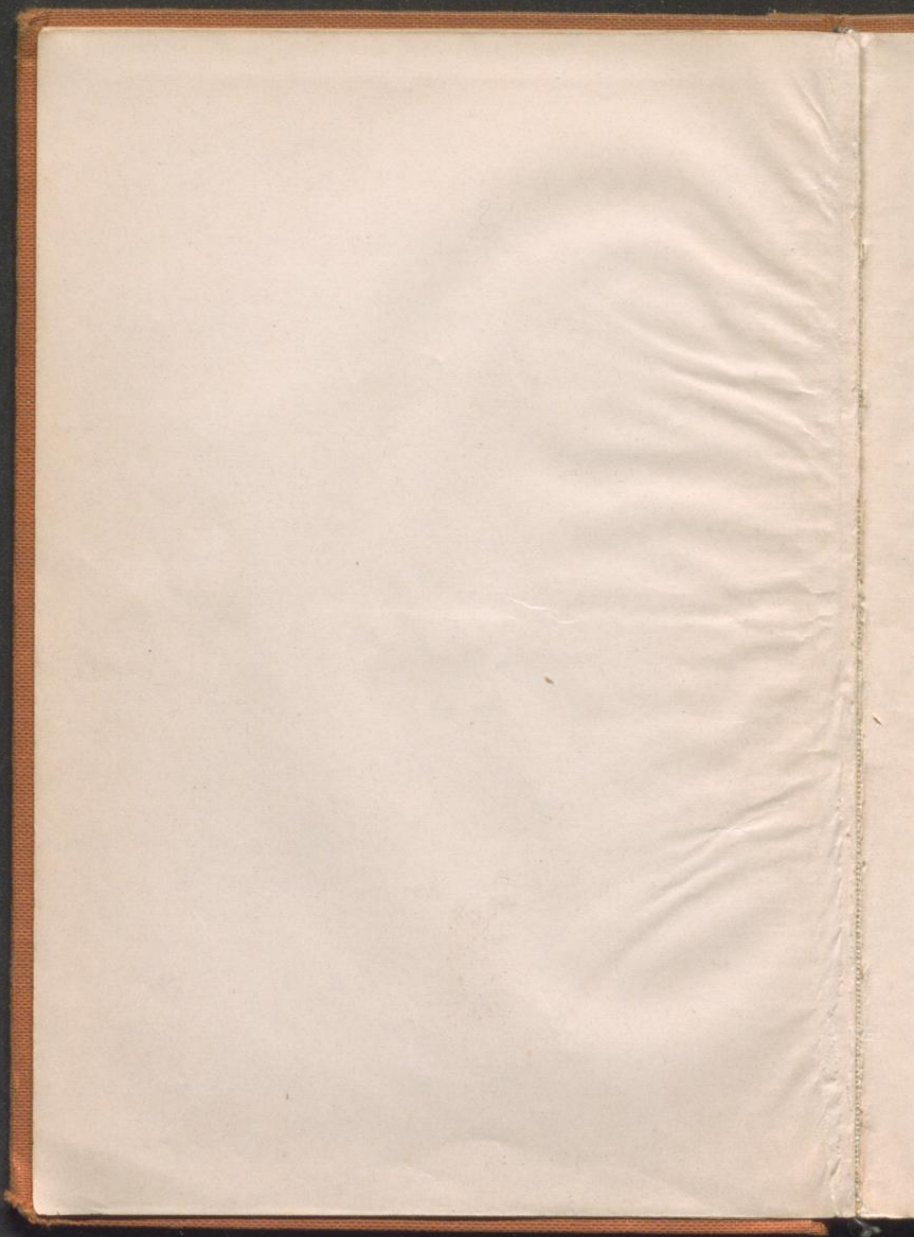
5,40

2,75





LES PROBENIES



LEO FROBENIUS

VERÖFFENTLICHUNGEN
DES
FORSCHUNGSINSTITUTES
FÜR
KULTURHISTORIE



LEO FROBENIUS



ERLEBTE ERDTHEILE
EINER DEUTSCHEN FORSCHERREISE

LEO FRÖLICH



Dr. L. FRÖLICH: Die Völkerkunde
von Kelt. u. Ind. u. A.
Dr. H. ERSCHE: Die Rassen des
Problem.
Dr. H. VON SCHREIBER: Die
Kelt. u. Ind. u. A.

VERÖFFENTLICHUNGEN

Dr. H. VON SCHREIBER: Die
PHILOSOPHIE: Die neue Welt.

FORSCHUNGSINSTITUTES

Dr. H. VON SCHREIBER: Die
Kelt. u. Ind. u. A. Teil I.

FÜR

KULTURMORPHOLOGIE

Dr. H. VON SCHREIBER: Die
Kelt. u. Ind. u. A. Teil II.

Dr. H. VON SCHREIBER: Die
Kelt. u. Ind. u. A. Teil III.

Dr. H. VON SCHREIBER: Die
Kelt. u. Ind. u. A. Teil IV.

Beilage

ERLEBTE ERDTEILE

ERGEBNISSE
EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

VON

LEO FROBENIUS

- Bd. I. AUSFAHRT: Von der Völkerkunde zum Kulturproblem.
- Bd. II. ERSCHLOSSENE RÄUME: Das Problem Ozeanien.
- Bd. III. VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR: Planmäßige Durchwanderung Afrikas.
- Bd. IV. VOM VÖLKERSTUDIUM ZUR PHILOSOPHIE: Der neue Blick.
- Bd. V. DURCH DAS TOR DER ERKENNTNIS: Afrika im Lichte der Kulturmorphologie; Teil 1.
- Bd. VI. DURCH DAS TOR DER ERKENNTNIS: Afrika im Lichte der Kulturmorphologie; Teil 2.
- Bd. VII. VON DEN FORMEN ZU DEN LETZTEN DINGEN: Metaphysischer Rundblick.

Es besteht die Absicht, die Reihe fortzuführen.

AUSFAHRT
VON DER VÖLKERKUNDE
ZUM KULTURPROBLEM

VON

LEO FROBENIUS

(ERLEBTE ERDTEILE; Bd. I)

IdB-vinl.u.-bn2
n/aMhuligart

1 9 2 5
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG • FRANKFURT AM MAIN

~~Deutsche Kolonial-Bibliothek~~

INHALT
VON DER VÖLKERLEHRE
ZUM KULTURPHYSIOLOGIE
EINER DEUTSCHEN FORSCHERLEHRE

VON

LEO FROBENIUS

LEO FROBENIUS

1. AUSGABE 1925
207/7027

II. WILHELM ERNSCHLÖSSER: Das
Keltische Europa

III. VON SCHREIBERIN ZUM
AUSGABER: Physisches Durch-
wanderung Afrika

IV. VON VÖLKERSTUDIUM ZUM
KULTURPHYSIOLOGIE. Der neue Blick

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

V. DIE KULTURPHYSIOLOGIE: Teil I.

VI. DURCH DAS TOR DER NEU-
KENNTNIS: Im Lichte der
Kulturphysiologie: Teil 2.

VII. VON DEN FORMEN ZUM
LEBENSSTUDIUM: Neuen physischen

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1925 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.

1939/339

48/540A

ZUR EINFAHRT.

Diesen in drei Bändchen zusammengefaßten
Rechenschaftsbericht über die Arbeit meiner
Jugendjahre widme ich

den Bürgern der Stadt Frankfurt am Main
die in Vertrauen und Treue unbeirrt zu unserem
Werke standen.

In Dankbarkeit

LEO FROBENIUS

im Namen aller Mitarbeiter am Afrika - Archiv
und am Institut für Kulturmorphologie.

ZUR EINFÜHRUNG.

Dieser in drei Bänden zusammengefaßten
Rechenhaltsbericht über die Arbeit meiner

Jahresjahre widme ich

den Herren der Stadt Frankfurt am Main
die in Vertrauen und Treue abgibt an unsere
Werke stehen.

In Dankbarkeit

LEO KRÖNER

im Namen aller Mitarbeiter am Afrika - Archiv
und am Institut für Kulturmorphologie.

INHALT

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN . . 15

DER PLAN 17—23

1. VOR DER JAHRHUNDERT- UND KULTURWENDE (1924). Der einzelne als Teil des Ganzen — Die Mündung in das Erstarren — Der Siegeszug des englischen Materialismus — Die Quellen der Völkerkunde — Das Werden der deutschen Völkerkunde — Adolf Bastian und der Völkergedanke — Friedrich Ratzel und die geographische Richtung — Die weltanschauliche Verhärtung 25—44

2. DIE ARBEITEN DES JUNGEN LEO FROBENIUS IN DIESER ZEIT (1924). Der junge Leo Frobenius und ich — Die „Völkerkunde des Kindes“ — Enge der ersten Arbeiten — Räumliche Ausdehnung — Ratzel und der Kampf um die Pflicht der Autorität — Die

Kulturkreislehre — Die Pole der Arbeit —
Der Kampf und die Sehnsucht zur Tiefe — Die
Basis 45—70

3. STAATENENTWICKLUNG UND GATTEN-
STELLUNG IM SÜDLICHEN KONGOBECKEN
(1892). Einleitung — Historisches Verhältnis
von Mann und Frau — Die Kalunda-Baluba
(die Geschichte des Lukokescha-Reiches, die
Entstehung der Gynokratie; die Geschichte des
Kassongo- und des Muata Jamwo-Reiches sowie
der Jaga, die Androkratie als Pendant und als
Gegensatz zur Gynokratie) — Die Reiche Kongo,
Dongo, Loango (der Zusammenhang in ihrer
Begründung und Geschichte) — Die Entwick-
lung der Gynokratie und der absoluten Andro-
kratie (Jagatum) — Die Wabuma, Bakuba,
Mangbattu (die Frau einerseits als Herrscherin,
andererseits als Beraterin des Mannes) —
Schluß (Zusammenfassung; Frauenstellung und
Kulturstellung im allgemeinen) . . . 71—129

4. STILGERECHTE PHANTASIE (1894)
— — — — — 131—154

5. DER SEELENWURM (1895). Weltanschau-
ungslehre — Heilige Gefäße und Seelenwurm;

Fananymythe in Ozeanien — Die Beseelung
der Gefäße — Gefäßkultus und Fananymythe
in Afrika — Andere Motive im Gefäß-
kultus 155—207

6. DIE RELIGION VOM STANDPUNKTE
DER ETHNOLOGIE (1897). Religionswissen-
schaften — Theologie — Terminologie —
Religion — Problem der Weltanschauungs-
lehre — Fetischismus — Alte terminologische
Methode — Schurtz über „Religion“ — Religion
und Weltanschauung — Weltanschauung —
Animalismus — Manismus — Solare und lunare
Weltanschauung — Das Problem des Todes —
Schöpfungsmythen — Gesetz von der Um-
kehrung — Beispiele — Beweglichkeit und
Einheitlichkeit — Gesetz vom Wandel der
Beweggründe — Beispiele usw. — Gesetz
von der Einschaltung — Linguistische Bei-
spiele — Tsui-Goab — Methode — Boas —
Schurtz 209—242

7. DIE KULTURKREISLEHRE (1897). Das
Programm — Die Kulturkreislehre — Der
morphologische Bau — Aufruf . . 243—305

8. DIE NATURWISSENSCHAFTLICHE KULTURLEHRE (1899). Einleitung — Stoff und Ziel der Kulturlehre — Gesetze des anatomischen und physiologischen Baues der Kulturformen — Abhängigkeit der Kulturformen vom Boden; Kampf ums Dasein — Entstehung und Fortpflanzung der Kulturelemente — Schluß 307—367

9. DAS ERFINDEN (1900) 369—392

10. GEOGRAPHISCHE KULTURKUNDE (1903). Der Geist dieses Buches — Die Amerikaner und ihr Land 393—428

ABBILDUNGEN

- Abb. 1. Staatenbildung im südlichen Kongo-
becken (Karte) 77
- „ 2. Die westafrikanische pflanzengeo-
graphische Zone (Karte). . . . 334
- „ 3. Die westafrikanische Zone der
malajonigritischen Kultur (Karte) 336
- „ 4. Verbreitung des vormalajischen
Bogens (Karte) 337
- „ 5. Verbreitung der Schlankaffen und
der Simiac (Karte). 339
- „ 6. Verbreitung der jährlichen Regen-
menge in Amerika (Karte) nach 416
- „ 7. Verbreitung der kulturellen Wirt-
schaftstypen in Amerika (Karte)
nach 416
-

Liste der Könige des Jamworeiches nach 128

Tabelle der Gruppierung der afrikanischen
Kulturen nach der Auffassung von 1896 nach 304

Die geographische Karte von Europa
 nach der Ausgabe von 1896 nach 304
 Kultur nach der Ausbreitung von 1896 nach 304
 Tabelle der Geographie der afrikanischen
 Länder der Könige des Jammantoch nach 128
 nach 118
 1. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 2. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 3. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 4. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 5. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 6. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 7. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 8. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 9. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 10. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 11. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 12. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 13. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 14. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 15. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 16. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 17. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 18. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 19. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 20. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 21. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 22. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 23. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 24. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 25. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 26. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 27. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 28. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 29. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)
 30. Verbreitung der kulturellen Wirt-
 schaftstypen in Amerika (Karte)



Der Plan.

Immer eindringlicher werden die Fragen nach dem Werden und Wesen der Arbeit meines Lebens. Letzte Erfahrungen und auch das, was Nichtwohlwollende vorbringen, belegen, daß Wünsche nach dieser Richtung zu berechtigten Forderungen geworden sind. Der Plan meiner Veröffentlichungen ist unübersichtlich und unklar. Außerdem gibt es sehr wohl Sinn- und Formbegabte, deren Äußerungen stets folgerichtig und reif im Zusammenhang gebunden und immer in sich abschließend sind. Zu diesen gehöre ich jedoch nicht. Ich erinnere mich nicht, daß ich je eine meiner Arbeiten im Druck vollendet vor mir gesehen hätte, ohne daß ich nicht gleichzeitig das Gefühl der Unzufriedenheit gegenüber einem Unvollendeten, Lückenhaften, Ueberholten gehabt hätte. Der Autor war bei den meisten meiner Schriften schon ein gut Stück weitergewandert, wenn die in die Druckerei geworfene Saat im Buchladen keimte.

Wenn der Plan der Veröffentlichungen also unübersichtlich ist, so liegt der Gedanke, daß diese Unklarheit auch in der Arbeit selbst geherrscht habe, sehr nahe. Im Laufe des letzten Jahres nun, das mir wie hoffentlich den meisten Deutschen recht viel Veranlassung zum Nachdenken, zur Selbstkritik und zum inneren Bekenntnis der Verantwortlichkeit gab, — in diesem Jahre, in dem sich mir manche Seele außerordentlich naekt gezeigt hat, — in diesem Jahre habe ich es versucht, eine Bilanz meines verflossenen Schaffens zu ziehen. Das Fazit hier vorzulegen, ist meine Absicht.

Nach möglichst scharfer Kritik bin ich eben zu der Ueberzeugung gekommen, daß viele meiner Arbeiten, besonders die aus jüngeren Jahren, so schlecht geformt, sprunghaft, außerdem statt festhaltend vorbeifließend, statt abschließend weiterweisend sind, daß ihr Sinn ein anderer als der wissenschaftlicher Veröffentlichungen im allgemeinen ist. Andererseits aber zeigen sie im Fließen eine recht klare Richtung, eine starke Strömung. Sie scheinen mir vom Aufsprung an eine Planmäßigkeit in der An-

18

lage und in der Entelechie zu besitzen, die dem Ganzen vom ersten Keimblatt bis zum letzten Kelchblatt das Wesen einer pflanzenhaften Natürlichkeit gibt. — So wie ja auch mein Leben ungewöhnlich bewegt und stürmisch, überlastet und stets gefährdet und doch aber auch wieder mit einer seltenen Zielsicherheit verlaufen ist.

Diese Erkenntnis hat mich bei der Anlage vorliegenden Werkes geleitet. Mit der Arbeit soll der Aufbau der durch sie erweckten Anschauungen ab ovo erwiesen werden. — Es ist die Geschichte eines Kampfes um Weltanschauung und damit nicht nur ein Persönliches, sondern ein Zeiterklärendes. — In diesem Sinne komme ich hiermit auch dem Wunsche derer nach, die auf einem natürlichen Wege einen Platz auf der Tribüne des Kulturkampfes gewinnen wollen.

Kampf um das Kulturproblem wird aber mehr und mehr zu einer deutschen Sache.

Es wird nun nachgerade an der Zeit, daß ich für Vollendetes und Heranreifendes auch äußere Gliederung vorsehe. Die Ergebnisse

meines wissenschaftlichen Strebens gliedern sich nach ihrem Sinn in drei Gruppen. Die erste ist schon seit längerem in vorrückender Erscheinung. Es ist die bei Eugen Diederichs erscheinende Atlantisausgabe *) der selbstgesammelten Volksdichtungen und volkskundlichen Beobachtungen. Als zweite Gruppe wäre die Serie der Erlebnisse, meiner Reisen für früher oder später vorzusehen. Als dritte Reihe aber ist dieses vorliegende Werk als Fazit des Ganzen zu betrachten. — Hiermit ist nun ein für allemal eine Ordnung geschaffen.

Daß hier neben einer Reihe monographischer Bearbeitungen (wie s. Zeit die von der Leopoldina Carolina gedruckten) Schriften mit der Tendenz der Belehrung und Anregung (wie z. B. meine Geographische Kulturkunde) und gelehrte Aktenmateriale (wie z. B. der Atlas Africanus) für sich nebenher marschieren, liegt in der Natur der Sache.

Die Gliederung des Inhaltes der nachfolgenden Bändchen ist eine naturgemäße. Die ersten

*) Bis jetzt sind von den 15 Bänden erschienen: Bd. I, II, III, IV, VI, VII, VIII, IX, XI.

beiden führen durch die Jugend und das Ringen um das Problem, das dritte durch die Erlebniswelt der Reisejahre und bis zum Gewinn der größeren Dimension, die letzten vier in die neu gewonnene Weltgeschichte und Weltanschauung.

Mit diesen letzten vier Bändchen ist die Sammlung meiner paideumatischen Schriften begonnen. In diesen Dingen ist das Wesentlichere wohl noch nicht gesagt, soll aber, wenn das Schicksal es mir gewährt, im Anschluß und als Fortsetzung folgen.

Der Verlag hat in freundlichem Verständnis meinem Wunsch nach der äußeren Gestalt, d. h. nach einem möglichst kleinen und anspruchslosen Format Folge gegeben*). Ich liebe es selbst, Bücher, die mehr geben als Sachliches und Fachliches, in der Tasche zu jederzeitiger Gebrauchsmöglichkeit bei mir zu führen. Außerdem scheint mir in dem Augenblick, wo der

*) Es gereicht mir zu außerordentlicher Genugtuung, an dieser Stelle denen meinen Dank aussprechen zu können, deren verständnisvoller und hingebender Förderung die vorliegenden drei Bändchen ihre Vollendung verdanken. Vor allem muß da unseres Freundes, des Dr. Heinz Simon, und der Leitung des Verlages, seines künstlerischen Beirates und der Druckerei ge-

schwere Ballast wissenschaftlichen Zyklopedien zurücktritt gegenüber dem Wunsch zum Urteil über das Fazit eines stets nur kleinen Lebenswerkes, das Bedürfnis zur Einschränkung berechtigt.

Im vorliegenden Falle muß dies Bedürfnis ein doppelseitiges sein.

Auch ich bin herausgewachsen aus der Periode der Anmaßung, Ueberhebung und Ueberschätzung der menschlichen Persönlichkeit einer materialistischen Periode. Aber in einem erastem Leben, das angefüllt war von Kämpfen (nicht zum mindesten mit sich selbst), vielen Niederlagen und wenigen Siegen, — einem Leben, dessen beste Jahre durch weite Länder und zu vielen Völkern geführt haben, — einem Leben, das dem Studium des Wirkens von Zeit und Raum auf die Völker und den Menschen gewidmet war, — in diesem Leben, in dem ich

dacht werden. Mit gewohnter Freudigkeit haben außerdem eine Reihe von Mitarbeitern meines Institutes sich den Einzelheiten in der Ausführung gewidmet: Oberstleutnant Ritter von Wilm, der Chef der kartographischen Abteilung, Elisabeth Mansfeld als Fürsorgerin der Illustrationen, Henry Koehn als Archivar und Frau Suse von Hoerner, die die Korrekturen erledigte.

von Kindheit an wanderte und wanderte, von Ort zu Ort und von Rast zu Rast, habe ich eines gewonnen: Sinn für die Scheidung des Bedeutenden vom Bedeutungslosen, des in Ruhe Wachsenden von dem in Unrast Eilenden, dem Bildenden in Zeit und Raum und dem geformten Stoffe, dem Paideuma und dem Menschen.

Ich lernte mehr und mehr den Menschen sehen als den kleinen Wanderer im Banne des Schicksalsmäßigen, des Hoheitsvollen der Kultur — den kleinen Menschen.

Und was kann dann für mich „das Fazit“ doch auch nur eines kleinen Menschenlebens bedeuten, auch wenn es das eigene ist?

Klein und unscheinbar sollen die Bändchen sein!

Wandere, mein Buch!

München-Moosach, den 9. August 1924.

L. Frobenius.

von Kindheit an wanderte und wanderte von
Ort zu Ort und von Haus zu Haus, habe ich ein-
gewohnt: Sina für die Scheidung des be-
stehenden vom Bedeutsamen, des in Ruhe
Wachenden von dem in Unrast Klügenden, dem
Blickenden in Zeit und Raum und dem geforn-
ten Stoffe dem Falschen und dem Menschen.
Ich lernte mehr und mehr den Menschen
sehen als das kleine Wunder im Innern des
Schicksalsmäßigen, das sich verhalten hat, Kain
— den kleinen Menschen.
Und was kann dann für mich das sein,
doch auch nur eines kleinen Menschenleben
bedeuten, auch wenn es das eigene ist?
Klein und verschieden sollen die Handchen
sein! — jedes selber anders, jedes
Wanderer, mein Herr!
München-Moosach, den 9. August 1921.

I. Fieberjahre.

...



1. Vor der Jahrhundert- und Kulturwende.*)

(1924.)

Der einzelne als Teil des Ganzen. — Die Mündung in das Erstarren. — Der Siegeszug des englischen Materialismus. — Die Quellen der Völkerkunde. — Das Werden der deutschen Völkerkunde. — Adolf Bastian und der Völkergedanke. — Friedrich Ratzel und die geographische Richtung. — Die weltanschauliche Verhärtung.

Da ich in diesem Werke das Schaffen eines einzelnen Menschen, sein Heraus- und Hineinwirken in seine Zeit zu behandeln habe, muß ich vom Zustand und Wesen des Ganzen als einer Gesamtheit ausgehen, um die Auffassung, Entelechie und Tätigkeit dieses einzelnen als eines Teiles verstehen und verständlich machen zu können. Denn alles Menschliche ist

*) Der entsprechende Aufsatz: „Nach der Jahrhundert- und Kulturwende“ wird in Bd. VI erscheinen.

gebunden an Raum und Zeit, nicht nur im allgemeinen, sondern auch im einzelnen. Und dies geht so weit, daß alles Vermögen und Können in seiner Wirklichkeit bedingt wird durch den Stil eines jeden umfassenden und durchflutenden Lebensgefühles.

Wir betrachten hier die Entwicklung und die Arbeiten eines Mannes, der seiner allgemeinen Tätigkeit nach als Wissenschaftler angesehen wird. Seine Lebenszeit ist um die Wende des 19./20. Jahrhunderts gelegen. Er wuchs heraus aus einer stabil gewordenen Periode und hinein in eine andere, die durch eine vielfach erschreckende Labilität ausgezeichnet ist. Denn am Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich heute eine fast senil wirkende, wenn auch stille Ueberzeugung von der endgültigen Gestaltung und Gipfelannäherung des Menschen Europas, eine Selbstzufriedenheit und ein Sicherheitsbewußtsein ausgebreitet, das sich in einem erstaunlichen Grade mit dem Festhalten bis dahin erreichter geistiger Ausdehnungsmöglichkeiten begnügte. Derart weitgehend war diese Erscheinung einer Erstarrung, daß den Men-

26

schen sogar das Gefühl für die Schwere des Verlustes entfiel, der dargebracht werden mußte, um dafür die Chimäre einer geistigen Stabilität einzutauschen. Es ist selbstverständlich, daß wohl jedermann, alle Berufe, Schichten und Völker an eine weithin noch sich ausdehnende Möglichkeit der Erweiterung der Kenntnisse und des Wissens glaubten, ja, daß eine unendliche Gier herrschte, das Wissen und vor allem seine Anwendung beständig und in konkurrenzmäßiger Hast zu vermehren, so wie ja auch der Sinn des emsig tätigen Völkerlebens der Europäer dahin zielte, möglichst schnell die ganze Erde, alle Meere und Länder zu erschließen, zu Nutzungsgebieten zu machen und mit einem unendlich feinen Netz von Verbindungen und Beziehungen (Dampfer, Kabel, Eisenbahn, Telegraph usw.) als den Ketten europäischen Zweckbewußtseins zu überziehen.

Dieses gewaltige Ziel und diese zu solchem führende ungeheure Arbeitsleistung konnte nur erreicht werden, indem die reine Vernunft herrschen durfte, d. h. indem der schwerste Ballast des Menschengeschlechtes über Bord geworfen wurde: nämlich die Ehrfurcht vor dem Unfaß-

baren und Unbekannten und das metaphysische Bedürfnis.

Hierin aber war die Periode der Umspannung erst des Atlantischen Ozeans und dann des Weltmeeres der früheren mythologischen der Ausfüllung des Pazifischen Ozeans entgegengesetzt. Denn in jenen alten Zeiten entströmte so tiefes Sehnen und Müssen bis zur Zwangsmäßigkeit die Menschen, daß sie den engen Raum der südostasiatischen Heimat sprengten und dem großen Innenleben den entsprechenden Lebensraum geben mußten, während in der Neuzeit die Menschen nach gehöriger Verdünnung des Lebensgefühl durch Reduktion auf Erfahrungsweisheit mit materialistischen Mitteln einen Raum eroberten, den innerlich auszufüllen die Aufgabe des 20. Jahrhunderts sein wird.

Wie dieser Sklavenaufstand aber vor sich ging, das lehrt ein Blick in die Geschichte der Wissenschaft.

Es ist von allergrößtem Interesse für Sinn und Wesen der europäischen Kulturformen, daß die entscheidenden Werkführer einer Verdünnung

der Weltanschauung Engländer waren, nämlich als Linie:

Occam 1270—1347 der erste Nominalist, princeps nominalium.

Bacon 1561—1626 der erste mit der Forderung der praktischen Ausnutzung der Wissenschaft, dem die Wissenschaft Zweck sein sollte, der erste Bekämpfer der Metaphysik.

Hobbes 1588—1679 der Betonende der äußeren Sinne (Sensualismus) der Führer der Erkenntnis der Körperwelt, der Schöpfer des Materialismus.

Hume 1711—1776 der Begriffsidealist und Erfahrungsakrobat.

Damit hatte die englische Philosophie in Westeuropa sich freigemacht von der Notwendigkeit des Inhaltes und ihre Kultur vorbereitet zum Vollzug der Ballonhülle, mit der dann im 19. Jahrhundert die Welt überspannt wurde. Der Technik und den Naturwissenschaften waren nun alle Wege zu freier Entwicklung und Herrschaft geebnet. Als ein riesenhafter Turmbau strebte nun die in immer kleinere Disziplinen gegliederte „Wissenschaft“ auf, ungeheure

Mengen vernunftmäßig erfaßbarer Stoffe wurden zusammengefragt und so ein unübersehbares Meer von Kenntnissen geschaffen, deren Summe als Wissenschaft bezeichnet wurde, ohne daß es zunächst möglich war, sie zu einer Einheit zusammenzusehen, mit anderen Worten ein systematisches „Chaos“ — die Welt der entseelten Materie. — Und kein Mensch konnte sich dem entziehen.

Wie es im allgemeinen war, so auch im einzelnen. Nur daß die Tendenz zur inneren Verarmung in älteren Zweigen des wissenschaftlichen Arbeitens weniger zum Ausdruck kam als in jüngeren. Nach dem naturgemäßen Wirken der Sinne, auf deren Funktion alles gestellt war, mußte unbedingt alles, was den beobachtenden Menschen als Umwelt umgab, zum älteren, das, was ihn als äußeres Subjekt darstellte, zum mittleren, das, was ihn innerlich durchseelte, zum jüngsten Zweige am Baume der Geschichte und des Sinnes der Wissenschaft werden. Der Menschen Umwelt ist nun nach Zeit und Raum Objekt der Geschichte und Naturbetrachtung, seine äußere Subjektivität

30

Angelegenheit der Anthropologie, Sinneserforschung und Erkenntnislehre, seine innere Durchseelung stellt Probleme dar, die früher der Mythologie, dann der Religion und endlich der Mystik angehörten, für deren Erforschung es aber eine wissenschaftliche Methode und Betrachtungsweise im 19. Jahrhundert noch nicht geben konnte. Diese nämlich war undenkbar ohne Erkenntnis faßbarer Ausdrucksformen und solange nicht der über die Metaphysik verhängte Bann durchbrochen war. Wie der Weg zu solchem Neuland gefunden und eröffnet wurde, davon haben diese kleinen Bände zu berichten. Der Schlüssel lag im Wesen der Kultur der Menschheit und des menschlichen Individuums. Nach althergebrachtem Denken hätte also die sogenannte „Kulturgeschichte“ oder eine spezielle Abzweigung, die Kunstgeschichte, zur Gewinnung eines solchen führen müssen. Beide aber waren zu sehr mit dem Wesen des „ich“ und „wir“, d. h. der eigenen Gestalt von Mensch, Volk und Kultur verbunden, um anderes als ein totes Spiegelbild zu gewähren. So blieben sie Teile der Geschichte. Den Schlüssel konnte nur das „Du“

und „Ihr ändern“ bieten, die Betrachtung von Menschen, Völkern und Kulturen, die wir nur oberflächlich mit uns zu identifizieren vermochten, so daß ihre Erscheinung ohne Interpolation von uns untrennbaren Voreingenommenheiten (historische und naturwissenschaftliche Denkungsweise!) erfaßbar wurde.

Die Betrachtung fremder Völker und Kulturen war nun im vorigen Jahrhundert Sache der Völkerkunde, der Ethnographie und Ethnologie. Deren Wesen im Rahmen der wissenschaftlichen Denkungsweise und Weltbetrachtung im 19. Jahrhundert müssen wir uns klar machen, um den Werdegang des einzelnen Autors dieser Zeit zu verstehen.

Die neuere Völkerkunde als solche erwuchs aus der schwellenden Ausdehnung des Weltverkehrs, lag also zunächst in den Händen derjenigen Völker, die diese Erweiterung des Kultur- und Zivilisationsbereiches Europas betrieben, — d. h. vor allen Dingen der Franzosen und der Engländer. Diese haben von Anfang an in präziser und nüchterner Weise Schilderungen und Beschreibungen der Völker

32

geliefert, erst aus Amerika, dann aus der Südsee. Deutsche Mitarbeit auf diesem Gebiet ist in diesem 18. Jahrhundert mehr gelegentlich und zufällig als zielbewußt erstrebt, zeugt aber von Anfang an von einem Auffassungsvermögen, das im Stil von dem der allgemeinen Beschreibungen abweicht (Dobritzoff, Forster, Chamisso usw.)

Jenes Interesse, das die Völker Europas an solchen Beschreibungen nahmen, war das gleiche, dem die „Raritätenkabinette“ entwachsen: das Erstaunen vor dem Seltsamen und Ungewöhnlichen. Die Ethnographie oder Völkerbeschreibungskunde verdankt also dem Reiz, den das Fremdartige hervorruft, ihre Entstehung. Nun ist es sehr bemerkenswert, daß diese Anregung auf deutschem Boden gleich mit stärkerer Macht wirkte als in den anderen Ländern. Im Beginn des 19. Jahrhunderts entstehen in Deutschland eine ganze Reihe von Sammlungen, von Reisebeschreibungen, deren Umfang zwischen 20 und über 100 Bänden schwankte. Auf deutschem Boden hatte ja auch ein Johann Gottfried von Herder (1744—1803) gelebt, der mit seinen „Ideen

zur Geschichte der Menschheit“ ein herrliches Dokument edel humanistischen Idealismus geschaffen hatte. Ganz naturgemäß dem deutschen Weitengefühl entsprechend verband sich also in dieser Periode um die Jahrhundertwende reges Bedürfnis zur Erschließung des Fremden und Erstaunlichen mit pietätvollem Sinn für das Tiefere.

Um diese Zeit herum aber trat die Menschheit Europas in die englischen Pfade, die zur Maschine, zum Materialismus führen mußten. Die Kultur Westeuropas mußte ihrer Entelechie nach durch die Periode des Sammelns, der Experimente und der Analyse, um damit Werkzeuge zu gewinnen. Diesem Drang und inneren Zwang zufolge ward Technik überall Ziel, Zweck, Lebensbestimmung und Metaphysik bis zur Vollendung der neuen Rüstzeuge naturnotwendig Nonsens. Auch Deutschland und die Völkerkunde mußten sich diesem fügen. Noch Leibniz (1646—1716) erfand „die Lehre von der alleinigen Existenz einfacher immaterieller Substanzen, durch die die ausgedehnte Materie in ein bloßes Scheinwesen verwandelt wird“. Aber schon Kant (1724—1804) schafft als höhere und höchste Form der englischen Philo-

sophie die Erkenntnislehre. Damit war aber auf allen Gebieten eine materialistische Grenze gesetzt und der nächsten englischen Lehre, dem Darwinismus (Darwin 1809—1882), der Weg zur Ausdehnung gebnet. Danach mußte in Deutschland das in Erscheinung treten, was dem deutschen Geiste immer entsprechen wird: Mit Carl Vogt, Haeckel und Virchow wurde Deutschland darwinistischer als Darwin.

Dies trat in der Völkerkunde klar hervor.

Nachdem sie von Carl Ritter (1779—1859) bis Peschel (1826—1875) als eine Nebenerscheinung der Geographie ein im ganzen unbedeutendes Leben geführt hatte, erwachsen ihr in Adolf Bastian (1826—1905) und Friedrich Ratzel (1844—1904) zwei Führer, unter deren Leitung die Ethnologie (vergleichende Völkerkunde) entstand und der Boden für die Zukunft einer Wissenschaft vorbereitet wurde, die im deutschen Sinne das Vermögen zu einer Weltanschauungsbildung besitzt, wie schon der Zuerstgenannte erkannt hatte.

Adolf Bastians Persönlichkeit und wissenschaftliche Bedeutung werden dadurch charak-

terisiert, daß er nicht nur eine Lehre (die vom „Völkergedanken“) aufstellte, sondern auch der Begründer und Ausgestalter des großen Berliner Museums für Völkerkunde wurde — daß seine Bücher und Lehren infolge ihrer geistreichen Konfusion einen Interpreten (Thomas Achelis) notwendig machten, die einzelnen Abteilungen seines Museums schon zu seinen Lebzeiten die Möglichkeit des Zusammenwirkens einbüßten und, in ihrem Auseinanderfall noch durch obere Kräfte gefördert, zu kriegerischen Hochburgen der Prähistorie, Kunstgeschichte, Philologie, Anthropologie usw. wurden.

Bastians Lehre hat einen bis heute noch wirkenden Einfluß gewonnen.*) Um 1860 zum ersten Male geformt, hat sie bei ihrem Schöpfer im Laufe von 40 Jahren keinen wesentlichen Wandel erleben können. Es sollen hier einige Sätze Bastians wiedergegeben werden, die den Kern am besten treffen. „Als mit dem Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das

*) Methodische Hauptwerke: „Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung.“ 1860 „Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen.“ 1881.

darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten, unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden, bei näherem Eindringen ließ sich jedoch bald die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetze scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, von Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die kuriosen Sonderbarkeiten der Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb“ bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragung und Künsteleien, monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Wege wie das Psychische, und um ihm vor allem entgegenzutreten, mußte das Prinzip völliger Voraussetzungslosigkeit auf das

entschiedenste urgirt werden.“ („Der Völkergedanke im Aufbau“ usw.) — Diese unerklärlichen Uebereinstimmungen betrachtete Bastian nun als den Beleg für die Menschen wie Völkern gemeinsamen Züge der allgemein menschlichen Psyche. Diese Gemeinsamkeit nannte er den Völkergedanken und die Aufgabe der Ethnologie sowie seine eigene Arbeit bezeichnete er daher als: „eine Gedankenstatistik im Ueberblick dessen, was in Religion und Philosophie auf dem Erdrund jemals und überall gedacht ist, was also die Machtsphäre des Denkens ihrem gesamten Umfange nach ausfüllt. Denn dann erst wird das unter der Buntheit der Lokaldifferenzen durchgehend Gleichartige dauernde Grundpfeiler vorbereitet haben, um auf ihren Fundamenten die künftigen Bedürfnissen genügende Weltanschauung aufzubauen.“ (Ebenda.) Bastian betonte also nicht nur die „Möglichkeiten“, sondern geradezu „die psychologische Notwendigkeit eines gleichartigen Denkens“. — Oder, um die Quintessenz zu ziehen: Für die Bastiansche Lehre war alle Kultur ein Produkt des Denkens, das eine nur unter dem Einfluß des geographischen Milieus,

38

also seiner Umgebung modifizierte und variierte Ausgestaltung erfuhr. —

Also machte die Bastiansche Lehre vom Völkergedanken den Menschen zu einer Maschine für Kulturprodukte. Sie entsprach demnach durchaus der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland herrschenden Geistesrichtung. — Bastians einseitige Bevorzugung naturwissenschaftlich induktiver Denkweise ist zum Teil mit der Tatsache zu erklären, daß er Mediziner und Arzt war.

Friedrich Ratzel*) war Geograph. Ihm erwuchs aus der Völkerkunde vor allem das Raumproblem. Daher bezeichnete er auch seine Richtung (die geographische) als derjenigen Bastians, die er die psychologische nannte, entgegengesetzt. Typisch ist folgender Abschnitt: „Geographisch oder psychologisch? Wie hat man sich des näheren die ethnographische Verwandtschaft zu denken, deren Beweis darin liegt, daß wir dieselben ethnographischen

*) Ratzels Hauptwerke für die Völker- und Kulturkunde sind: „Anthropogeographie“ I/II 1882–91, „Völkerkunde“ I–III 1886–88, „Politische Geographie“ 1897.

Eigenschaften bei diesem und jenem Volke finden? Zwei Meinungen treten einander bei Aufwerfung dieser Frage schroff gegenüber. Die eine setzt voraus, daß die Dinge in Zweck, Form und Schmuck vollkommen übereinstimmend bei weit entlegenen Völkern entstehen konnten, ja mußten, während die andere für jeden Gegenstand ein Ursprungsgebiet, vergleichbar dem Schöpfungszentrum der Biologen, annimmt, von welchem die Ausbreitung nach allen Seiten hin sich vollzog. Jene verlegt den Grund des Auftauchens derselben Dinge in weiter Entfernung in die gleichgestimmten Seelen der entlegensten Völker, diese dagegen geht zunächst den Wegen und Mitteln der Verbreitung nach, während die psychologische Frage der Entstehung eines Gerätes, Gebrauches, Gedankens für sie in letzter Linie steht. Jene kann daher ebensogut als psychologische Richtung bezeichnet werden wie diese als die geographische. Eine Parallelisierung und Abschätzung der beiden Methoden ist für uns auf dem geographischen Boden nur insofern möglich, als wir die geographische Verbreitung ethnographischer Merk-

male verfolgen und von diesem Boden aus die übergreifenden Ansprüche der psychologischen Auffassung zurückweisen können. Wir haben hauptsächlich festzustellen, inwieweit die Möglichkeit der geographischen Behandlung ethnographischer Probleme sich erstreckt.“ („Anthropogeographie. Zweiter Teil. Die geographische Verbreitung des Menschen.“) Natürlich war Friedrich Ratzel Gegner einer Voraussetzung der „Autochthonie“, die er als begründet durch „ungeographische Scheu vor großen Entfernungen“ ablehnt.

Friedrich Ratzel hat also erkannt, daß das immer mehr anschwellende Sammeln und Aufhäufen ethnographischen Beobachtungs- und Belegmaterials eines Ordnen bedürfe, das damit zu beginnen habe, festzustellen, „inwieweit die Möglichkeit der geographischen Behandlung ethnographischer Probleme sich erstreckt“. Er selbst war also wohl begabt zur Erkennung des Problem, nicht aber zu einer fördernden Behandlung. Wohl hat er uns eine ausgezeichnete deskriptive Studie über den afrikanischen Bogen (ein für jede Vorarbeit

vorbildliches Werk) hinterlassen. Er kam aber über das Vorbereitende nicht hinweg. Zur Durchführung fehlte ihm der Mut. Und so blieb sein Lebenswerk für die Kulturkunde ein Torso.

Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war das Bild der Völker- und Kulturkunde in Deutschland etwa das folgende: Große Teile des Volkes lebten noch im Banne der Spannung, die die Erschließung des inneren Afrika, die Berichte von tollkühnen Expeditionen, die Erwerbung der Kolonien erweckten und ständig unterhielten. Der allgemein geschulte Sinn für das Exakte und Analytische hatte sich auch der Ethnographie bemächtigt, und angeeifert durch das Beispiel der Amerikaner, die filigranartig differenzierte Indianerstudien in den Bulletins des Smithsonian Bureau of American Ethnology veröffentlichten und allen Liebhabern jahraus, jahrein kostenlos zusandten, strebten die deutschen „Ethnographen“ zu einer detaillierten Spezialuntersuchung, die vielfach an Uebermäßigkeit grenzte, den Blick aber auf jeden Fall immer mehr von den großen Gesichtspunkten ablenkte. Die

42

beiden herrschenden Richtungen beeinflussen diese Entwicklung nur ungünstig. Die psychologische Bastians dadurch, daß sie noch mehr zur Sammlung nach dem Prinzip des Tempos und der Quantität anpeitschte, die geographische Ratzels dadurch, daß sie die Forscher, Sammler und Denker mit dem Recht zum „möglichsterweise“, zum „man möchte annehmen“ und „hier scheint“ ausstattete, statt sie zu zwingen, Material zu verwenden, um nur endlich, wenn auch nur durch Anwendung von Arbeitshypothesen, zu festen Grundlinien zu kommen, die eine Methode ermöglichten.

So herrschte denn der von England mit dem Materialismus und der Analyse herübergekommene Geist in Deutschland auch über den Stoffen, aus denen die junge Völkerkunde stabil und bewegungsunfähig auftauchte und aus denen dermaleinst Weltanschauungsbildendes hervorgehen mußte. Auch bedeutende Köpfe wie Karl von den Steinen und Heinrich Schurtz vermochten nur aus Speziellem und Zergliedertem zu schaffen, ohne das Allgemeine und Entscheidende im Ganzen zur Entfaltung bringen zu können.

Noch hart und starr stand somit um die

Wende der neunziger Jahre der durch Weltgeschichte charakterisierte historische Raum und Sinn der größeren und reicheren Wesenheit einer lebendigen Kulturwelt gegenüber. Heute ist es mir ganz erklärlich, weshalb auch größere Uebersicht und Kenntnis die Stabilität nicht zu erschüttern und die Labilität nicht zu erreichen war von einem Damaligen und von Männern, die mit der Verhärtung des Ganzen herangewachsen und selbst verhärtet worden waren, selbst wenn sie zu umfassenden Kenntnissen (wie Bastian) oder zu ahnungsvollen Intuitionen (wie Ratzel) gelangt waren.

Nur solchen konnte sich das Wesen der Kultur erschließen, denen Sinn und Arbeit ab ovo und fern dem analytisch stabilen Geiste des Jahrhunderts ineinanderflossen.

2. Die Arbeiten des jungen Leo Frobenius in dieser Zeit.

(1924.)

Der junge Leo Frobenius und ich. — Die „Völkerkunde des Kindes“. Enge der ersten Arbeiten. — Räumliche Ausdehnung. — Ratzel und der Kampf um die Pflicht der Autorität. — Die Kulturkreislehre. — Die Pole der Arbeit. — Der Kampf und die Sehnsucht zur Tiefe. — Die Basis.

In den neunziger Jahren erschienen die ersten Arbeiten des jungen Leo Frobenius in der Öffentlichkeit. Diese Schriften sind mir ebenso wie deren jugendlicher Autor so weit entrückt, daß ich mich in meinem heutigen Sein nur aus jener Welt herausentwickelt fühle, ohne das Recht zu empfinden, mich mit jener Jugendlichkeit und jenen Gedankenwelten noch als mit meinem „Ich“ oder mit einem „Mein“ identifizieren zu dürfen. Menschen, deren Geschick es ist, ihr Leben unverrückt auf e i n e m

Boden, in einer Atmosphäre zu vollbringen, die ohne die Verantwortung zu ernsterem Ringen mit sich und ihrem aufbauenden Schaffen das immer wiederkehrende Kontrollieren und Kritisieren der eigenen Vergangenheit und Anschauung nicht haben vornehmen müssen und auch wohl alle Menschen, die ihr Leben in dem wohleingebauten Geleissystem eines beamteten oder auch von Natur und Umgebung vorgeschriebenen Berufslebens verbringen dürfen, — alle diese mögen wohl ihr „Ich“ als ein von Anfang an der Gegenwart zuschwellendes, aber im ganzen in ungebrochener Geschlossenheit sich abspielendes Eines empfinden, das ohne Zäsur und Bruch von Anfang bis zu Ende einer Linie entspricht.

Solcherart war aber mein Leben nicht. Und wenn ich hier auch keine Biographie schreibe, so wird es doch kaum möglich sein, die Entwicklung der mein Leben ausfüllenden Arbeiten in ihren inneren Beziehungen zu verstehen, ohne auf die Tatsachen dieses Lebens Rücksicht zu nehmen. Eine Klärung des Bildes scheint um so wünschenswerter, als seit einiger Zeit mehr oder weniger hierzu autorisierte

Menschen in der Öffentlichkeit den jungen Leo Frobenius als Erlebnisobjekt der Vergangenheit unter die Lupe genommen haben und unter dem Einfluß der aus solchen recht müßigen Studien entstandenen Befunde zu einer Analyse meiner Jugendschriften, meines ganzen Lebens- und Arbeitsverlaufes und der Weltanschauung, wie sie in den Schriften der letzten fünf Jahre hervorgetreten ist, gekommen sind.

Nun meine ich aber, daß über den Ursprung der ersten Arbeiten des jungen Leo Frobenius wie über die ersten Schritte seines Werdeganges doch wohl niemand etwas Rechtes wissen kann, wenn ich nicht selbst einige Angaben mache.

Der junge Leo Frobenius, geboren im Jahre 1873 als Sohn eines festungsbauenden Soldaten, wurde erzogen zum Wanderer. Als Kind verbrachte er nur einmal vier, sonst immer nur ein bis zwei Jahre an einem Orte, — wuchs also nirgends wurzelhaft fest. Des Vaters Beruf zwang zum ständigen Wechsel. Dennoch gewann das Kind einen Haftpunkt seiner Vorstellungen. Sein Großvater war Dr. Bodinus, der Gestalter

des Zoologischen Gartens in Berlin. Hier floß ihm die erste Bekanntschaft mit fremden Völkern zu, mit Nubiern, später mit Eskimos und mit Innerasiaten. Die mütterliche Güte einer alten Nubierin hat dem Kinde im Wesen des Berufes den Lebensinhalt gegeben.

Mit 16 Jahren hatte der Knabe alle Werke der bekannten Afrikaforscher: Schweinfurth, Pogge, Wißmann, Nachtigal, Heuglin, Barth, Marmo, Holub, Hornemann usw. gelesen. In diesem Alter verfaßte er eine naive Kritik von Coopers Lederstrumpf, dessen ethnogeographische Tatsächlichkeit er zu widerrufen suchte, und eine Auseinandersetzung über die ethnographische Bedeutung der Reisen des Marco Polo. Neben solcher fast ängstlich geheim gehaltenen, aber fanatisch betriebenen Lesetätigkeit hatte er aber noch ein zweites Tummelfeld seiner Gedanken: er sammelte mit einer oft an Gier grenzenden Leidenschaft Mineralien, zumal Kristalle. Vor diesen konnte er stundenlang sitzen und darüber nachgrübeln, weshalb das eine Mineral in Oktaedern und das andere in Pentagondodekaedern kristallisiere. Es war wohl der größte unter den ernstesten und produktivsten

48

Schmerzen seines Lebens, daß ihm niemand die Frage so beantworten konnte, wie es das Bedürfnis der kindlichen Seele verlangte. Zuletzt kam er zu dem Schluß, daß es an wissenden Menschen wohl nur die großen Leute an den Universitäten gebe, die man nicht verstehe und die auch zu hoch ständen, mit solchen Fragen behelligt zu werden, und zum zweiten, daß es eine große geheimnisvolle Welt und Regierung außerhalb der menschlichen Vorstellung geben müsse, die alles sehr gut geleitet habe. — Diese geheimnisvolle Welt und Regierung irgendwie mit Gott und religiösem Denken in Einklang zu bringen, ist, soweit ich mich erinnere, dem Knaben nie eingefallen.

Diese beiden Interessen: Völkerbeschreibung und Naturdurchgrübelung füllten das Leben des lebensfrohen und doch auch wieder einsamen Knaben ungefähr zehn Jahre lang aus.

Von 1891 bis 1893 schrieb der Jüngling eine eingehende Ethnographie des südlichen Kongobeckens und regte seinen Vater an zu dem Werke: „Die Heiden neger des Sudan“. Im Jahre 1892 war seine erste Veröffentlichung vollendet, die ein Jahr später in den „Deutschen

geographischen Blättern“ (Bd. XVI, Bremen) erschien und als erste Arbeit im folgenden als Nr. 3 wieder abgedruckt ist.

Es scheint mir recht beachtenswert, daß der junge Leo Frobenius seine ersten Arbeiten schrieb, ohne zu wissen, daß es eine Völkerkunde und Werke wie die von Ratzel und Waitz gab. Er kannte alles Völkerkundliche nur aus Reisebeschreibungen und aus den Originalberichten der Forscher. Um 1893 besaß er eine leidliche Kenntnis der Forschungsgeschichte und der ethnographischen Berichte Selbsterlebender aller Erdteile, zumal Afrikas, die fürs erste wenigstens hinreichten. Jedenfalls vollzog sich alle Aufnahme von Stoff bei ihm ohne Kreuzung mit einer Komplikation oder einer Theorie.

So ist es zu verstehen, daß seine Auffassung und Darstellung von einer erstaunlichen Naivität und Kurzsichtigkeit ist. Dem zu jener Zeit herrschenden Geist entsprechend sind die Arbeiten rein monographisch und analytisch, engherzig und begrenzt. Die rührende Simplizität des Verfassers wird augenscheinlich, wenn

50

man den letzten Teil, die letzten sechs Absätze der Arbeit „Staatenbildung und Gattenstellung“ liest. Ohne Wissen, daß es einen Bachofen, Morgan und andere gegeben hat, ohne zu ahnen, daß hier ein unendlich tiefes Problem vorliegt, plappert der Knabe Weisheiten heraus, die in der Kinderstube vergangener Jahrhunderte schon belächelt worden wären.

In dieser Zeit schenkte Heinrich Schurtz dem Jüngling seine Freundschaft und führte ihn schnell in die Welt kulturgeschichtlicher Denkweise ein. Es folgten die Jahre auf den Hochschulen und Universitäten. Im Jahre 1895 verfaßte er die Arbeit „Stilgerechte Phantasie“, die als zweite unter den nachfolgenden abgedruckt ist (Nr. 4). Ich erinnere mich noch sehr genau der seelischen Vorgänge, deren Ergebnis dieser Aufsatz war. Aus der Enge der monographischen Studien war im Laufe einer durch unermüdliche Tag- und Nachtarbeit ausgefüllten, aber sonst recht kurzen Zeit eine Ueberfülle von Kenntnissen, von Eindrücken, durch Studium der religiösen Sitten und Gedanken in ihrer Verbreitung über die ganze Erde, im Kopfe des Autors zusammen-

geflossen. Das Bedürfnis zu ordnen war ins Größere gewachsen, sich mit den beiden damals herrschenden Systemen von Bastian und Ratzel auseinanderzusetzen, zur harten Notwendigkeit geworden. Seit einem Jahre etwa war die Absicht, ein Archiv für Völkerkunde und Kulturkunde zu errichten, verfolgt worden und dieser Tätigkeit und dem Streben, eine dem Sinne des Stoffes entspringende Zielrichtung und äußere Begrenzung zu setzen, verdankte die Arbeit über die Phantasie ihren Ursprung. — Beachtenswert an dieser Arbeit ist aber die Definition des Stiles (S. 148), in der zwar das Metaphysische (nämlich die „Entwicklung“) wohl schon einen Fußpunkt gewinnt, dagegen die Idee und der Begriff der Fesselung durch den Lebensraum (hier „geographischer Raum“) noch fehlt. Eine allzu primitive Liebe für Schematismus und Systematik tut sich außerdem noch in der Anordnung von „vornehem“, „niederem“ und „gemischtem“ Stil kund.

Ein Jahr später wird die erste Monographie der neuen Betrachtungsweise abgeschlossen. Sie erschien damals unter dem Titel „Ein Motiv der Gefäßkultur“ (Nr. 5). Die Enge der ersten

52

Zeit ist so ziemlich verschwunden, die Auffassung aus dem Banne der erlebenden um ethnographische Grundbegriffe ringenden Forschungsreisenden gelöst, die Diktion schon annähernd zukunftsartig geworden. Den gleichen Typus tragen andere Arbeiten wie „Der Kameruner Schiffsschnabel“ und „Die Masken und Geheimbünde Afrikas“, welche beiden von der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher zum Abdruck gebracht wurden,*) die aber im Grunde genommen nur Materialsammlungen und Feststellungen ähnlicher Art wie das hier abgedruckte Beispiel darbieten.

In den Jahren von 1894 bis 1897 arbeitete Leo Frobenius gleichzeitig auf zwei Gebieten: einerseits im Aufbau einer Ordnung des materiellen Kulturbesitzes, zum andern in Dingen der Weltanschauung, der Mythologie, des Glaubens und der Kultur. Die zweitgenannten Arbeiten fanden ihren vorläufigen Abschluß in dem Buche „Die Weltanschauung der Naturvölker“, dessen letztes Kapitel hier als vierte Arbeit (Nr. 6) zum Abdruck gelangt. Es er-

*) 1897 und 1898.

folgt gewissermaßen eine Abrechnung mit dem Stoff in der Richtung des Suchens nach Gesetzen, die in gleicher Weise gedacht sind wie die der Naturwissenschaftler, denen der junge Strebende mehr und mehr verfällt. — „Verfällt“ insofern, als ihm nicht klar wurde, daß weder die herrschenden Gedanken der Naturwissenschaften damals eine Höhe darstellten, noch die Materie der Kulturkunde analoge Behandlung verträgt.

Das Werk scheint mir nicht ohne Interesse, wenn man bedenkt, daß es etwa die Vollendung der ersten Stufe bedeutet, wie das „Zeitalter des Sonnengottes“ von 1904 (Bd. II) die der zweiten und „Die Kultur der Landmassen“ von 1923 (Bd. VII) die der dritten Periode.

In diesen Jahren arbeitete aber, wie gesagt, der junge Leo Frobenius auf zwei Gebieten: zum einen auf dem der Mythologie, dann aber auch am Archiv und hier im speziellen an der Frage nach dem Wesen, dem Werden und der Faßbarkeit der Phänomene der materiellen Kultur.

„Die Weltanschauung der Naturvölker“ kann

im großen und ganzen als Frucht der Arbeiten in Basel angesehen werden. Jedoch 1898 gelangte auch das vielumstrittene Werk „Der Ursprung der Kultur, Teil I. Der Ursprung der afrikanischen Kultur“ zum Abschluß (Nr. 7).

Mit diesem letzteren Werke hat Leo Frobenius sich vollkommen von Bastian befreit. Er ist jetzt Beamter des Museums für Völkerkunde in Leipzig, der Stadt Friedrich Ratzels, des Verfassers der Schrift: „Die afrikanischen Bogen. Ihre Verbreitung und Verwandtschaften“.*) Das Archiv (Exzerptur und Bilderatlas) ist inzwischen stark angewachsen. Der afrikanische und ozeanische materielle Kulturbesitz ist darin geordnet. Alles dieses: Museumsarbeit, Ratzels Nähe und das Wachsen des Archivs mußte zu einer Gestaltung führen, die nach dem vorläufigen Abschluß der Weltanschauungsstudien zum Ausdruck zwang.

Friedrich Ratzels Bogenarbeit hatte für Leo Frobenius in besagter Zeit eine große Bedeu-

*) Nr. III im XIII. Bande der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Ges. d. Wissenschaften. Leipzig 1891 bei Georg Hirzel.

tung, eine andere jedoch, als man im ersten Augenblick denken möchte. Sie wurde nämlich zum Kampfboden, auf dem der „Stürmer“ den abgeklärt Gereiften wieder und wieder angriff. Sie gab Stoff zu vielen stundenlangen Debatten, in denen Friedrich Ratzel oftmals viel nachgiebiger und verständnisvoller war als in seiner späteren Stellungnahme vor der Öffentlichkeit. Das, was Leo Frobenius am stärksten bekämpfte, waren charakteristischerweise drei Punkte: 1. die Härte der Ratzelschen Systematik (S. 299—300) seiner Schrift; 2. das Streben Ratzels, das Kulturproblem mit der Rassenfrage in Verbindung zu bringen und die Verbreitung der Kulturformen von der der Rassen abhängig zu machen; 3. endlich der Mangel an Mut einmal zur kartographischen Festlegung und zum ändern, die Tatsachen der Kulturverwandtschaft direkt auszusprechen. An diesen letzteren Punkt schloß sich dann des öfteren ein weiterer Streit: wie weit nämlich jeder Gelehrte von Berufswegen gezwungen und verpflichtet sei, zu Irrtümern anderer auf dem Gebiete des Faches kritisch Stellung zu nehmen.

Zu diesem oftmals durchgefochtenen Streit

trug eine Schrift Felix von Luschan's bei, über dessen eigenartigen Einfluß auf die Arbeiten des jungen Leo Frobenius ich hier einige erklärende Worte einfügen muß. Felix von Luschan war einer jener Männer, die Adolf Bastian nach Gründung des Museums für Völkerkunde nach Berlin gerufen hatte. Er war Mediziner und Anthropologe. Sein Wissen in Dingen der Völkerkunde war anfangs so gering, daß er sich von dem so unendlich viel jüngeren Leo Frobenius häufig Rat und Auskunft erbat. In jenen Zeiten gab der Aeltere seine ans Laien-hafte grenzende Unwissenheit auf diesem Gebiete oft, offen und gern zu und förderte sehr gern die Arbeit des Jüngeren durch photographische Hilfe. Sowie aber der junge Autor begann, sich von der kleinen Monographie abzuwenden, versperrte der Aeltere ihm mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die Verwendung der unter seiner Leitung stehenden Sammlungen. Er erklärte, daß fürs erste unsere Aufgabe sein müsse, zu sammeln und das Gesammelte im engsten Rahmen monographisch zu behandeln.*)

*) Offizielles Schreiben.

Trotz der rigorosen Härte nach dieser Richtung veröffentlichte Felix von Luschan gelegentlich der Kolonialausstellung von 1896 eine Arbeit über die Nackenstütze von Neu-guinea*), in der er allen Ernstes dieses kleine Schnitzwerk der Papua als in historischer Zeit abgewanderten Nachkommen des jonischen Kapitells mit Resten von Abakus, Canalis, Kymation und Astragalus nachzuweisen suchte. Hiermit nun hatte er nicht nur das selbst getan, was er ex officio den Benutzern der ihm anvertrauten Sammlungen verbieten wollte, sondern er hatte etwas unternommen, was einer sinnwidrigen Verzerrung des Materialwillens und einer Vergewaltigung der Grundtatsachen der archäologischen Wissenschaft gleich kam. — Das Schlimmste in den Augen des jungen Leo Frobenius aber war, daß diese a priori verfehlt Arbeit des in angesehener Stellung schwebenden Kollegen von fast allen Kollegen

*) Felix von Luschan: „Beiträge zur Völkerkunde“ Berlin 1897. — Ueber das hier in Frage stehende Formproblem gibt die entsprechende Arbeit im zweiten Bande dieses Werkes Auskunft. (Bd. II Nr. 5.)

entweder direkt gelobt oder aber mit wohlwollendem Schweigen übergangen wurde.

Friedrich Ratzel nun äußerte sich zu der Frage „Stellungnahme oder nicht“ entsprechend der formvollendeten Vornehmheit, die sein ganzes Wesen charakterisierte, die ihn auch in dem nie offenen Kampf mit Adolf Bastian auszeichnete und die ihn auch von der scharfen Formulierung seiner Ansicht (auch in der Bogenarbeit) abhielt. Ratzel umschrieb seine Ansicht. Hiermit nun wirkte er auf den jugendlichen Stürmer in hohem Maße aufreizend.

Im Jahre 1898 erschien das Werk über den Ursprung der Kultur, dessen für die Allgemeinheit wichtigen Teile hier unter Nr. 7 auszugsweise wiedergegeben sind und das sich mit scharf polemischem Ton einführte.

Es ist mir später oftmals gesagt worden, daß sich, wenn der junge Leo Frobenius diese Schärfe unterdrückt hätte, seine Lehre, die sich inzwischen als Kulturkreislehre zu der entscheidenden der Völkerkunde ausgebildet hat, viel schneller und für den Autor ersprißlicher eingebürgert haben würde. Auch habe ich selbst

wenig später schon ein scharfes Urteil über diese Unschicklichkeit der Jugendjahre gefällt, sobald ich nämlich erkannt hatte, daß anmaßende und sarkastische Sprechweise sowohl des Autors als der hohen Aufgabe der Wissenschaft nicht würdig ist. Im übrigen verstand natürlich niemand den Ursprung dieser an sich unzulässigen Ergüsse. Niemand konnte sehen, was in dieser jungen Seele vor sich gegangen war, daß nämlich eine zur unbeschränkten Pietät und zur Verehrung akademischen Seelenedels erzogene Simplizität nach mehrmaligen Enttäuschungen ihren Zorn über die Tatsächlichkeit menschlicher Schwäche austoben mußte.

So trat denn das Revolutionäre als Schirm vor das Evolutionäre. Und doch glaube ich nicht, daß das Geschick der Bücher, des Autors und der ganzen Lehre ein viel anderes hätte werden können, wenn dieser Mißgriff auch vermieden worden wäre. Auch das Ergebnis der Arbeit widersprach zu sehr der materialistisch-analytischen Geistesrichtung, die am Ende des vorigen Jahrhunderts ihre seelenlosen Triumphe feierte, als daß sie schon damals einem größeren Kreise hätte zugänglich werden können.

60

Denn nach dem Inhalt der Arbeit entwickelt die Kultur sich unabhängig vom Willen des Menschen, ist mehr an den Raum als an die Rassen gebunden und wird als Organisches aufgefaßt.

Außerdem war in dem „Hauptwerke“ mancherlei recht wenig klar ausgedrückt. Dieses und die „vernichtende“ Kritik der Fachwissenschaft veranlaßte den Verfasser, eine Arbeit folgen zu lassen, die hier unter Nr. 8 abgedruckt ist. In dieser nun ist das noch deutlicher hervorgetreten, was schon die vorhergehende Darlegung charakterisierte: ein Greifen nach naturwissenschaftlichen Krücken. Zwar wurde die Kultur schon klipp und klar als „drittes Reich“ der anorganischen und organischen Umwelt gegenübergestellt, die Konsequenz aus dieser Intuition konnte aber nicht gezogen werden, — denn Zeit und Erlebnis waren nicht erfüllt. —

Wenn in dieser Weise die Bearbeitung des afrikanischen Kulturbesitzes, zumal des materiellen, bis zur Gewinnung der kartographischen Methode vorgeschritten war, die ersten

bescheidenen Ansprüchen immerhin dienlich sein konnte, — wenn der jugendlich eifrig Weiterdrängende für seine ferneren Studien damit nun eine Basis und einen Wanderstab gewonnen hatte, so mußte es ihn treiben, die neuen Werkzeuge an anderen Materien auszuprobieren. Zunächst wurde das ihm aus den Weltanschauungsstudien früherer Jahre so wohl vertraute Ozeanien der typo-kartographischen Untersuchung unterzogen (siehe Bd. II dieses Werkes) und dann folgte Rückkehr und die Neurevision alter Probleme, — d. h. die Untersuchung, ob es möglich sei, auch die Ausdrucksformen mythologischer und religiöser Vorstellungen kartographisch festzulegen.

Soweit ich es übersehe und aus vielen Einzelzügen erkennen kann, ist mein Streben, auch schon in jenen frühen Jahren, immer ein doppeltes gewesen und haben meine Arbeiten sich immer zwischen zwei Polen bewegt: Die Hingabe an Untersuchung greifbarer und darstellbarer Phänomene der materiellen Kultur wechselte immer wieder ab mit einer Versenkung in die Umbildung und Entwicklung des Geistes- und Seelenlebens. Im einen Fall wurden immer

62

wieder Bindungen an die Tatsachen und der Tatsachen unter sich gewonnen, im anderen Durchleuchtungen des Tatsächlichen bis in die Entelechie der Wirklichkeit (siehe „Paideuma“ Bd. IV) erreicht.

So schloß sich auch damals, ganz naturgemäß, der Schöpfung und Anwendung der Methode ihre Prüfung an dem größeren Raum des Pazifischen Ozeans, von der Verwendung der materiellen Kulturgüter bis zu der der Ausdrucksformen der Weltanschauung, an („Zeitalter des Sonnengottes“ Bd. II, Nr. 6), — wiederum ausgehend von dem Studium einfacher Entstehungsprobleme (siehe unter Nr. 9); — dann aber fand diese ganze Jugend- und Arbeitsperiode ihren Abschluß mit der Rückkehr zur Zusammenfassung des kulturellen Weltbildes in der „Geographischen Kulturkunde“, von der unter Nr. 10 charakteristische Abschnitte geboten sind.

Die Arbeit an diesem Werk, ausgeführt nach dem „Zeitalter des Sonnengottes“ (wenn auch gleichzeitig der Öffentlichkeit übergeben), ließ den Verfasser noch einmal rückwärts auf die Methode und den „Ursprung der afrikanischen

Kultur“ schauen und nun langsam und sicher der allzu materialistischen naturwissenschaftlichen Denkungsweise der damaligen Zeit ent-rücken. Nunmehr wurde es ihm klar, daß die Aufstellung des „dritten Reiches“ auch seine Eroberung fordere, daß vieles unreif, allzu tat-sächlich und materialistisch „verstanden“ sei. — Also entschied er sich nun endgültig, der ersten Periode des Lernens, Zusammenfassens und Theoretisierens für Jahre hinaus eine zweite des Durchdringens und der eigenen Auflocke-rung folgen zu lassen (siehe Bd. III dieses Werkes).

Vor seiner Ausreise (Dezember 1904) nach Afrika fand er aber unerwartet noch eine Gele-genheit, sich auch öffentlich über die eigene Empfindung des innerlich Ungenügenden auszu-sprechen. Am 10. November des Jahres 1904 fand in der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin eine Sitzung statt, in der B. Ankermann und F. Graebner, Assistenten des Museums, Vorträge hielten über Kulturkreise und Kultur-schichten, und zwar der erste über die Afrikas, der andere über die Ozeaniens. Beide Vorträge verwandten die bis dahin so verrufene Methode

von Leo Frobenius und zwar im großen und ganzen dessen Ergebnisse schon damals bestätigend, im speziellen aber noch mehr als der Urheber des Verfahrens allzuschwer die Tatsächlichkeit der Statistik betonend. Im Anschluß an diese Vorträge und in der Diskussion äußerte Leo Frobenius sich nun damals folgendermaßen:*)

„Ich glaube, bei diesen Arbeiten handelt es sich mehr um die Methode als um die Einzelheiten. Diese Methode geht mich aber persönlich an, denn sie wurde in den hier zitierten Werken ins Leben gerufen. Nun muß ich gestehen, daß diese Arbeiten mir teilweise heute recht leid tun. Wenn man nach der Publikation einer Arbeit erkennt, daß sie zahlreiche Fehler enthält, so wird es am besten sein, wenn man den Mut findet, selbst zu bekennen: pater peccavi. Dies muß ich um so mehr, als ich unter meinen damaligen Rezensenten leider nicht einen gefunden habe, der die darin enthaltenen Fehler erkannt hätte, und weil ich überzeugt bin, daß,

*) „Zeitschrift für Ethnologie“ Jahrg. XXXVII 1905, S. 88—89.

wenn wir so fortfahren, diese Irrtümer niemals ausgemerzt werden.

Der hier verwendete statistische Teil der Methode geht darauf hinaus: auf einem bestimmten Fleck der Erde finde ich das, dann das, ferner das. Die einzelnen Formen stimmen überein und haben die gleiche Verbreitung. Auf einem andern Fleck Erde finde ich gleiche oder ähnliche Formen mit gleicher Verbreitung. Nun werden die verschiedenen geographischen Provinzen der Erde erforscht und es kann heute schon gesagt werden, daß es immer mehrere Flecke auf der Welt gibt, die die gleichen Formen, die über ganz bestimmte Provinzen verbreitet sind, aufzuweisen vermögen. Aber über die Frage, ob diese Gleichheiten der Formen auf Verwandtschaft beruhen, vermag dieser statistische Teil der Methode keine Antwort zu geben. Wir könnten hier nicht so vorgehen wie bei der Prüfung der Frage etwa nach der Verbreitung einer Affenart. Eben solche Affenart ist ein ganzes Lebewesen; aber ein Bogen, den wir irgendwo finden, ein Pfeil, eine Hütte ist nur ein einziges Knöchelchen eines lebendigen Organismus. Wir müssen alsdann danach trach-

66

ten, Gruppen von gleicher Verbreitung beizubringen, die inneren organischen Zusammenhang besitzen. Was wir aber heute hier besprochen haben, das ist lediglich statistisches Material, welches für die Frage der eigentlichen Verwandtschaft und Entwicklung — und die Beantwortung derselben muß das Ziel solcher Untersuchungen sein — keine Beweiskraft hat.

Die größere Frage ist die: lassen sich wirklich biologische Beweise für den organischen Zusammenhang der Kulturformen, für die Entwicklung der Formen aufbringen? Ich glaube, es gibt solche Beweise. Wenn wir sie jedoch finden wollen, müssen wir die bisherige Methode etwas umgestalten. Wir dürfen uns dann aber nicht damit begnügen, zu sagen: hier haben wir die Form des Schildes und hier haben wir die Form des Schildes, sondern wir müssen uns nach der Entwicklung der Schildformen, nach den Umbildungsformen umsehen. Ich glaube, dieser zweite Teil meiner Methode, die entwicklungsgeschichtliche Methode, hat die größere Bedeutung.*) So können z. B. die

*) Vergl. übrigens L. F.: „Prob'eme der Kultur 1“ (Naturwissenschaftliche Kulturlehre). — Die hier unter Nr. 8 abgedruckte Arbeit.

Rundhütten von außen an mehreren Stellen der Erde ganz gleich sein. Erst die innere Struktur, die Konstruktion, die Umbildung der Konstruktion auf einem Verbreitungswege, auf einer Verbreitungsfläche müssen wir erkannt haben, ehe wir auf den organischen Zusammenhang schließen können.

Ich glaube, auf diese biologische Seite der Methode müssen wir hauptsächlich Rücksicht nehmen.

Im übrigen wollte ich nur allgemein darauf hinweisen, und zwar eigentlich auch nur deswegen, weil ich selbst seinerzeit in der energischen Verfolgung der statistischen Arbeit zu weit gehende Schlüsse gezogen habe. Nur wenn wir großzügig und ohne Berücksichtigung der nie ganz auszumerzenden kleinen Fehler in den Ergebnissen der statistischen Arbeitsform der Entwicklungsgeschichte unser Hauptaugenmerk widmen, dürfen wir hoffen, die größeren Fragen einmal beantworten zu können.“

Es ist sehr bemerkenswert, daß diese Auseinandersetzung, in der das Gewicht immer wieder auf „inneren, organischen, lebendigen Zu-

sammenhang“ und „Entwicklung“ gelegt wurde, dahin ausgelegt wurde, daß Leo Frobenius seiner eigenen Arbeit und Methode abtrünnig geworden sei. Daß dies irrig war, beweist schon seine jüngere Bogenarbeit, die 1910 erschien*), in höherem Grade aber noch der „Atlas Africanus“. Was diese jüngeren Arbeiten jedoch von den älteren unterscheidet, das ist der Gewinn der reichen Wanderjahre, der das, was er in den Worten vom 10. November 1904 als Notwendigkeit bezeichnete, in unerwarteter Fülle darstellte: Erlebnis der Kulturen als organischer Körper und Vertiefung der Kultur- und Völkerkunde bis zu einer Weltanschauung!**)

Wenn ich nun sagen soll, welches das Ergebnis dieses jugendlichen Strebens war, das der Weiterdrängende mit hinaus in das Wanderleben nahm, so möchte ich wohl vielerlei aufzählen. Erstens eine solide Kenntnis und zweitens diese in einer sinnvollen Geschlossenheit, zum dritten eine aus diesem Sinn herausgewachsene Methode. Als Wesentlichstes betrachte

*) In L. F. „Kulturtypen des Westsudans“. Gotha, Justus Perthes. 1910.

***) Vergl. über die Reisejahre Bd. III, über die Weltanschauung Bd. IV ff. dieses Werkes.

ich heute aber das damals in die Weite hinaus-
zwingende Bedürfnis zur Tiefenschau, den inne-
ren Zwang, dem Wesen der Dinge, deren äußere
Fassung prinzipiell gelungen war, nahezukom-
men. Das Erreichte war nur Sprungbrett, war
nur Voraussetzung, war leer, ohne einen Innen-
sinn, den es in den nächsten Jahren draußen in
der Welt zu gewinnen galt.

Solcherart aber mußte jeder vorbereitet
sein, dem es gelingen sollte, auf seinem Gebiete
die Verhärtung der Geistesrichtung um 1900 zu
überwinden und bis zu jener Pietät vorzu-
dringen, die allein das Ausschalten der indivi-
duellen und subjektiven Vorurteile und das Vor-
dringen in eine neue, eine wissenschaftlich be-
gründete Metaphysik ermöglichen konnte.

3. Staatenentwicklung und Gattenstellung im südlichen Kongobecken.*)

(1892.)

Einleitung. — Historisches Verhältnis von Mann und Frau. — Die Kalunda-Baluba. Die Geschichte des Lukokeschareiches, die Entstehung der Gynokratie. Die Geschichte des Kassongo- und des Muata Jamwo-Reiches sowie der Jaga; die Androkratie als Pendant und als Gegensatz zur Gynokratie. — Die Reiche Kongo, Dongo, Loango. Der Zusammenhang in ihrer Begründung und Geschichte. — Die Entwicklung der Gynokratie und der absoluten Androkratie (Jagatum). — Die Wabuma, Bakuba, Mangbattu. Die Frau einerseits als Herrscherin, andererseits als Beraterin des Mannes. — Schluß. Zusammenfassung. Frauenstellung und Kulturstellung im allgemeinen.

EINLEITUNG.

Der Erdteil Afrika ist seinen ganzen Formen zufolge nicht dazu angetan, den Schauplatz für eine geschichtliche Entwicklung in großen begrenzten Zügen abzugeben. Er bietet keine

*) Die Arbeit erschien im XVI. Bande der „Deutschen Geographischen Blätter“ in Bremen 1893.

ausgeprägten geographischen Provinzen. So kommt es, daß eine hereinbrechende Völkerwoge keinen bedeutenden Widerstand findet, denn den Bewohnern gab die Natur keine Schutzaffen. So kann die neue Völkermasse ungehindert hineinbrechen, die moralische Wucht des Angriffs sichert von vornherein den Sieg. Aber auch ihr steht dasselbe Schicksal bevor. Bald hat sie in einem anderen Volk den Nachfolger gefunden. Eine Woge stürzt über die andere.

Aber wo blieben die ersten Bewohner? Gingen sie mit Mischung unter gleicher Berechtigung auf? Spielten sie die Rolle der Heloten? Wurden sie gänzlich vernichtet? Oder endlich, wichen sie bereitwillig den Hereinbrechenden aus, um sich selbst eine neue Heimat zu erkämpfen?

Diese Zustände sind es, welche die Klassifizierung der Völker und Völkerehen Afrikas so unendlich erschweren. Denn wir können es als Tatsache hinstellen, daß das eine Volk vernichtet wurde, das andere neben den Eroberern gleichberechtigt, das dritte aber unterjocht fortlebte, daß gar manches den von der Seite erhaltenen Stoß elastisch nach der andern fort-

pflanzte und so sich die neue Heimat erzwang, daß aber in den meisten Fällen eine Zersplitterung stattgefunden hat. Blicken wir doch nur auf die Junkersche Karte, oder versuchen wir uns nur einmal eine Vorstellung von dem Verbreitungsgebiet der Fulbe-Parzellen zu machen!

Wenn wir uns die Geschichte der Völker Afrikas vergegenwärtigen könnten, wir würden bunte Bilder von Völkerwanderungen, -Vernichtungen, -Revolutionen ohne Unterbrechung, ohne Ruhe, wechsellvoll wild vor uns aufsteigen sehen, Bilder, wie wir sie in keinem anderen Erdteil in so bunter, schneller Folge verstehen könnten. Afrika ist der Erdteil der Kontraste (W. Junker), der Erdteil der ewigen Völkerwanderung.

Dieser Anschauung folgend, dürfen wir nicht mit einer Klassifikation in großen Zügen beginnen. Wir dürfen uns nicht wundern, bei weitgetrennten Stämmen Ähnlichkeiten zu finden, welche sie als nahe Verwandte erscheinen lassen. Deshalb müssen wir mit der Untersuchung jedes Völkchens in seiner eigensten Eigenart beginnen. Wir müssen jede Absonderlichkeit, jede Sitte auf den Ursprung, die Heimstätte und die Entstehungsbegründung zurück-

zuführen suchen. Ich möchte mich hier an einige Worte Vita Hassans halten: „Es gibt ein Sprichwort: Die Gebräuche machen die Gesetze. Man kann hinzufügen, daß sie die Geschichte eines Volkes erklären und rechtfertigen.“ (Vita Hassan „Die Wahrheit über Emin Pascha“ S. 123.) Ich möchte aber noch weiter gehen und sagen, daß sie aus der Eigenart des Volkes entspringen. Wenn wir diesen Weg und dieses Material bei den Untersuchungen über den Völkerzusammenhang benutzen, dann müssen wir ungemein sorgsam verfahren. Wir müssen bei der Mangelhaftigkeit der meisten Quellen jeden Punkt, jede Andeutung auf die eigenste Bedeutung, die logische Möglichkeit und Entstehung untersuchen. Es wird bei dieser Art manche Hypothese, die falsch ist, entstehen, aber sie wird bei vorsichtiger Anwendung sich selbst widerlegen.

HISTORISCHES VERHÄLTNIS VON MANN UND FRAU.

Ich möchte eine Sitte oder vielmehr ein Verhältnis von der schwerstwiegenden Bedeutung zum Mittelpunkt meiner Beobachtungen nehmen. Ich meine das Verhältnis zwischen Mann und

Frau. Nicht nur die Sitte oder ein blindes Schicksal gibt der Frau ihre Stellung, sondern die Kultur bildet sie. Die Stellung der Frau in der Familie (als Mutter) und in der Gemeinde (als Mitberaterin) ist für die Entwicklung des Gemeinwesens, des Staats, von ungeheurem Einfluß. Durch diese Erwägung bekommen wir vor- und rückwärts manchen Schluß, der vielleicht geeignet ist, die uns dunklen, unverständlichen Zustände in ein etwas helleres Licht zu setzen, so daß man wenigstens einen Fingerzeig für weitere Studien erblickt.

Meine Beobachtungen dehne ich über die südlichen Stämme des südlichen Kongobeckens aus und teile dieselben in drei Gruppen ein: 1. Die Kalunda und Warua-Baluba. 2. Die Bakongo (die alten Reiche) : Kongo, Dongo, Loango, Kakongo, Angoy. 3. Die Bakuba, Wabuma und an diese anschließend die Mangbattu.

DIE KALUNDA-BALUBA.

Die Geschichte
des Lukokeschareiches,
die Entstehung der Gynokratie.

Die Gynokratie oder Frauenherrschaft ist eine Verfassung, die wir im zentralen Afrika

von der West- bis zur Ostküste finden. Aber nirgends ist sie so ausgeprägt, noch so lebensfähig, trotz ihrer eigenartigen Stellung, wie im Kalundareiche des Muata Jamwo. Wir betrachten zunächst das heutige Verhältnis.

Die Lukokescha (Titel) gilt als Mutter sämtlicher Muata Jamwos. Sie ist dem Gesetz nach unverheiratet, einer ihrer Sklaven hat jedoch Gattenrechte. Ihre Kinder werden vernichtet. Der Muata Jamwo versieht sich mit einem großen, streng bewachten Harem, jedoch nur die Kinder seiner beiden gesetzlichen Frauen, der Moari (Amari) und der Temena, sind zur Erbfolge berechtigt. Das Verhältnis der beiden Staatsoberhäupter ist folgendes. Die Wahl des Muata Jamwo hängt von der Lukokescha ab. Sie kann manches allzu blutige Verfahren des Herrschers verhindern. Der Kronbesitz ist geteilt. Dieses Dorf gehört dem Muata Jamwo, jenes der Lukokescha. Zwar gilt der Muata Jamwo für einen Gott und die höchste Zauberkraft wird in seinen Händen geglaubt, aber er muß doch andererseits wieder als die ausübende Person des Volkswillens angesehen werden, denn er ist dem ungeschriebenen Gesetz zufolge ver-

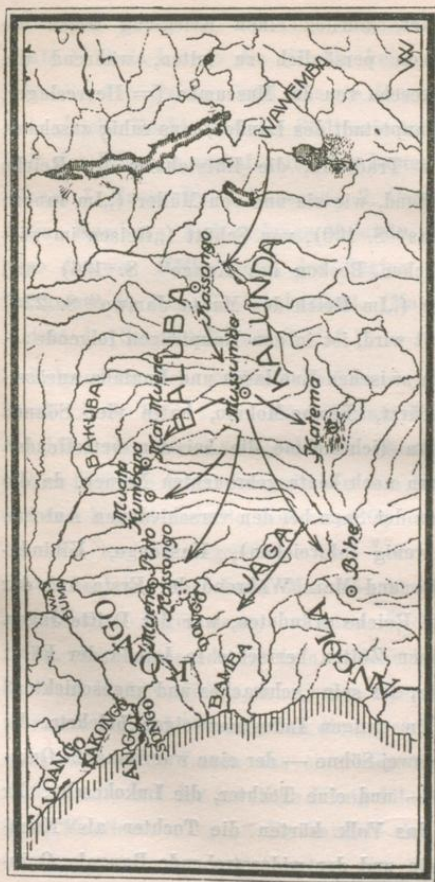


Abbildung 1.
Staatenbildung im südlichen Kongobecken.

pflichtet, jährlich einen Kriegszug gegen die Kauanda persönlich zu leiten, während die Lukokescha von der Mussumba (= Heereslager, die Hauptstadt des Landes) aus ruhig zuschaut.

Die Tradition, die Entstehung des Reichs betreffend, wie sie uns von Müller („Im Innern Afrikas“ S. 100), von Schütt („Reisen im südwestlichen Becken des Kongo“ S. 136) und Pogge („Im Reich des Muata Jamwo“ S. 224) erzählt wird, ist in den Hauptzügen folgende:

Ein zwischen Lubilasch und Lualaba ansässiger Fürst, Tombo-Mokulo, hatte vier Söhne: Kanjika (ich nehme die bei den betreffenden Völkern noch heute gebrauchten Namen, da die Namen der Sage bei den verschiedenen Autoren ein wenig abweichen), Kassongo, Kibinda-Llungo und Mai. Während der Erste und der Vierte Reiche gründeten, war der Dritte Jäger. In jenen Zeiten herrschte in Lunda der Fürst Jamwo, der sein „schwaches und ungeschicktes“ Volk in einigen Industriezweigen belehrte. Er hatte zwei Söhne — der eine war Bangala Quingure — und eine Tochter, die Lukokescha. Er und das Volk kürten die Tochter als Nachfolgerin und der widerstrebende Bangala Quin-

gure ward vertrieben. Bei einer Jagdexkursion lernte Kibinda-Llungo die Fürstin kennen, sie heiratete den Prinzen und räumte ihm neben sich gleiche Rechte und die Stellvertretung zur Zeit der Schwangerschaft ein. Sie hatten vier Söhne: 1. Muene Puttu Kassongo, 2. Cazequita Muene Kumbana, 3. Mukelenge Mulanda, 4. Nanêge Jamwo. Müller setzt den Beginn dieser Ereignisse in das 17. Jahrhundert. (Man vergleiche die Stammtafel am Schluß.)

Folgendermaßen erzählt Buchner (Globus Band LI S. 135): „Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts war Lunda, dessen ehemaliges Gebiet bloß die Gegenden zwischen dem Kalami und dem Kassai umfaßte, eine reine Gynokratie. Da kam um die angedeutete Zeit herum von Osten her, aus dem Land Mutombo um Gurr, ein schöner Jägersmann, namens Tschibind Irung. Die regierende Königin, welche Luësch a Nkunt hieß, verliebte sich in den Fremdling, heiratete ihn und übertrug ihm die ganze Regierung. So wurde Lunda aus einer Gyno- Androkratie und der jeweilige König führte den Titel Muatiamwo. . . . Es handelt sich also im Lundareiche um zwei Staaten, die räumlich

zwar ineinander verflochten sind, in ihrer Wesenheit aber selbständig blieben.“

Wir suchen nun den Kern der Sagen zu erkennen und die Fäden bis zu den heutigen Verhältnissen fortzuleiten. Zunächst nehme ich mit Buchner an, daß die Lukokeseha der Sage — der Titel dient als Name der ersten Person der betreffenden Eigenschaft — nicht als eine Person, sondern als eine Folge von mehreren Regentinnen aufzufassen ist und dann, daß die Auswanderung der alten androkratischen Partei (Bangala Quingure) mit der Einwanderung der neuen (Kibinda Llungo) nicht zusammenhängt, sondern daß jene sich zur Zeit der bedeutendsten Macht losgelöst und die neue Einführung etwa ein Jahrhundert später stattgehabt hat.

In einem konservativen Land kann sich in einem Menschenalter eine derartig ungewohnte Institution nicht in dem Maße befestigen, daß sie nach so langer Zeit, wie von damals bis jetzt, sich völlig erhalten kann. Wir können in der Art und der Reihenfolge der Ereignisse den Entwicklungsgang der Gynokratie erkennen. Sie ist schnell, vielleicht gewaltsam, entstanden,

80

hat sich eine Zeitlang in ausgeprägten Formen erhalten und dann allmählich in die jetzige lebensfähige Gestaltung umgeformt, neben die dann auf friedlichem Weg die Männerherrschaft gleichberechtigt getreten ist. Zu diesen Annahmen führen mich folgende Gründe: zunächst die Tatsache, daß die Quingurepartei vertrieben wurde, dann der Umstand, daß in Mussumba die Männer offenbar eine Zeitlang unter schwerem Druck gelebt haben (Prof. Dr. Bastian sagt in seinem „Ein Besuch in San Salvador“ S. 181: „Als die Königin Gingha, die ihren Harem beständig gefüllt hielt, in Matiambo herrschte, wurden in der Tat die Männer in einer Art Knechtschaft gehalten und die Missionare erzählen manche Beispiele von den Erniedrigungen, denen ihre männlichen Begleiter ausgesetzt waren.“ Es ist ganz verständlich, daß jedes Volk auch in der Ueberlieferung bezüglich seiner Nachbarn gern den Namen volkstümlicher Personen ähnlicher Eigenart an Stelle der unbekannteren unterschiebt. In Angola, wo die Sage niedergeschrieben wurde, war der Name der Gingha bekannter als der der Lukokescha) —, endlich die Tatsache, daß neben der neueinge-

führten die alte Verfassung die gleiche Geltung beihelt.

Einige historische Daten mögen hier Verwendung finden. Die Annahme einer 300jährigen Herrschaft der Lukokescharegierung möchte kaum richtig sein. Buchner gibt als die ungefähre Einführungszeit der neuen Männerherrschaft den Beginn des 17. Jahrhunderts an. Legen wir die Loslösung der ersten Männerpartei ziemlich in den Anfang der alleinigen Frauenherrschaft und bringen dieses Ereignis, was offenbar berechtigt ist, mit dem Jaga in Verbindung, so bekommen wir mit Heranziehung des Datums, daß die Jaga zum erstenmal 1492 an den Grenzen Kongos erschienen, als ungefähre Einführungszeit der reinen Weiberherrschaft die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Die nächste Frage, die zu beantworten wäre, ist: Woher kommt die neue Richtung in die Verfassung? Offenbar die Quellströme des Luallaba hinauf schoben sich die Warua-Baluba. (Nach Wißmanns Forschungen offenbar dasselbe Volk. Ueber den Namen siehe: Pogge-Wißmann „Quer durch Afrika“ S. 219. Ueber die Baluba am Tangánjika S. 225.) Wir sehen uns zunächst

auch hier die Verfassung an, wie sie in Kassongos Reich noch heute besteht. Der Fürst wird als Gott und göttlichen Ursprungs verehrt (hierüber vergleiche Cameron „Quer durch Afrika“ II) und führt die absolute Herrschaft. Er ist Richter über Leben und Tod und die zügellose Willkür macht ihn zum grausamen Despoten. Ohren, Nasen, Hände werden guten und getreuen wie schlechten Untertanen abgeschlagen, nur um der unumschränkten Gewalt Ausdruck zu geben. Der Kassongo erscheint uns auf den ersten Blick nach dem Volksgesetz völlig unabhängig von göttlicher und staatlicher Verpflichtung. Aber er ist es nicht. Cameron teilt uns mit, daß die Sitte den Allgewaltigen zwingt, acht Tage lang bei der Leiche der verstorbenen Frau zu schlafen. Wir haben in Kassongos Reich zwei interessante traditionelle Frauenämter. Das erste nimmt die erste Frau des Königs ein. Sie regiert während der Zeit der Abwesenheit des Herrschers und nimmt gemeinsam mit ihm Cour ab. Das andere Amt der Mwali a Panga nimmt stets eine Schwester des regierenden Häuptlings ein. Sie gilt als Gattin des Kungwe' a Banza, des Hauptgötzen der

Warua. Sie wohnt bei ihm. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir in diesen beiden Aemtern — wenn wir so sagen dürfen — den Rest einer früheren Frauenherrschaft erblicken. Allerdings sind es keine bedeutenden Reste.

Betrachten wir das Verhältnis von diesem Standpunkt aus, so erhalten wir die Folgerung, daß von den alten Tupendesitzen bis zum Lualaba einst Völker — vielleicht alle Kalundaverwandte — mit gynokratischer Verfassung gesessen haben, daß in besagter Zeit ein Volk mit androkratischer Regierungsart den Lubilash Lualaba hinaufkam, das östliche Gebiet überschwemmte, daß es diesem gelungen ist, die Androkratie in diesem Gebiet ans Ruder zu bringen, daß aber bei ihrer Ausdehnung nach Westen der Einfluß nur noch soweit ausreichte, um in Mussumba die neue Verfassung der alten gleichberechtigt zur Seite zu stellen.

Als Beweis für diese Ausbreitungsbehauptung mag noch das gleichmäßige Vorkommen einiger höchst absonderlicher Sitten dienen. Ich denke hier neben andern zumal an den Brauch des „Kukulamachens“, wie es in Mussumba genannt wird. Wenn der Fürst die Berechtigung erteilen

84

will, ihn anzureden, so nimmt er ein trockenes Blättchen oder Hölzchen, das er dem Betreffenden zum Durchbrechen hinreicht. Thomson fand diese Sitte bei dem östlichen unverfälschten Uruavolk. (Joseph Thomson „Expedition nach den Seen von Zentralafrika“ Bd. II S. 117/118.)

Die innere Anlage betreffend, sehen wir in diesen Staaten Lehnreiche, die in alten Zeiten vielleicht nicht erblich waren, jedenfalls aber dieses wurden, sobald sie eine in sich abgeschlossene, vom Kaiser nur noch dem Namen nach abhängige Macht bildeten. Die vier Söhne des Tombo-Mokulo repräsentieren die vier Ausbreitungsarme. Das Reich des Kassongo, der Osten, nahm die bedeutendste Stellung ein. Der Westen war von Kanjika, Mai und auch Llungo geteilt. Zwischen Kanjika und Llungo trat später Feindschaft ein.

Doch es scheint in diese Masse nochmals Wanderlust und -Bedürfnis gekommen zu sein, und diesmal war das Ziel das heutige Baschilangeland.

Wißmann berichtet uns nun verschieden. Einmal ist nur Kupuku Muluba, der Sohn Kassongos, der Anführer dieser Horden (Wißmann

„Quer durch Afrika“ S. 96), ein andermal aber wandern die drei Balubafamilien Kataua, Kupuku-Muluba und Kanioka aus dem Südosten ein (Wißmann-Wolff „Im Innern Afrikas“ S. 165). — Einen Häuptling Kapuku traf Wolff im nordöstlichen Ushilange — (ebenda S. 207). Die Einwanderer fanden eine freundliche Partei unter Kalombue, der Kataua seine Tochter zur Gattin gab, vor und eine feindliche unter Mukuakalembe-Andaii, der unterworfen wurde.

Im allgemeinen dürfen wir aber aus der intensiven Volksmischung auf eine friedliche Entwicklung und ein Aufgehen ineinander schließen. Die Baluba haben offenbar das kriegerische Moment abgegeben und da wir in den heutigen Baschilange ein sehr friedfertiges Volk sehen, so müssen, was auch aus andern Tatsachen hervorgeht, die alten Bewohner sanfter und friedlicher Natur gewesen sein. In der Geschichte dieses Jahrhunderts sind die Schwankungen zwischen den verschieden gesinnten Völkern zum Abschluß gekommen. Wir sehen in dem Kampfe der Bena Riamba (Anhänger des Hanfkultus) mit den Tshipulumba (Gegner des Hanfkultus) den Entscheidungskrieg. Die

86

ersteren, die friedliebende Partei, siegt. Es ist aber geradeso, als ob die Baluba eine alte Tradition nicht entbehren können. Neben dem Fürsten Kalamba nimmt eine Frau, die Sangula Meta, als Hanfpriesterin die hervorragendste Stelle im neuen Staate ein.

Ich will meine Bemerkungen über die „Balubastaaten“ nicht abschließen, ohne vorher gesagt zu haben, daß Wißmann die Ausbreitungsbedeutung derselben bestätigt, und daß er, allerdings ziemlich unvermittelt, mitteilt: „Die Familie der Muata-Jamwo ist von Balubaursprung“ (Major v. Wißmanns zweite Durchquerung von Dr. B. Hassenstein, Petermanns Mitteilungen Bd. 37, 1891, S. 57—60).

Auch in Mussumba zeigte das Balubablut in Kibinda-Llungo seine Bedeutung und Fähigkeit. Der Fürst machte sich dem Kalundavolke dadurch angenehm, daß er den alten Titel „Jamwo“ annahm und da er wirklich Bedeutendes geleistet zu haben scheint, so ward er Muata (großer) Jamwo (Vater) genannt. (Nach Buchner ist Muata Jamwo eine Bildung wie „Herrgott“). In seinen vier Söhnen sehen wir wieder die Provinzregenten, die unmittelbaren Lehns-

träger. Es sind: 1. der Thronfolger Jamwo Nanége, 2. Muene Puttu Kassongo, 3. Cazequita Muene Kumbana, 4. Mukulenge (Herr) Mulanda (Schütt: „Reisen im südwestlichen Becken des Kongo“, S. 136). Während wir die Wohnsitze der ersten beiden Lehnsträger ja kennen, ist der dritte nicht aufzufinden, und es ist vielleicht im Laufe der Jahre die Provinz zerfallen.

Zu Pogges und Schütts Zeit zählte man dreizehn zur Regierung gekommene Muata Jamwos, Müller erfuhr aber, daß zwei in einem Jahr ermordet seien. Ueberhaupt dürfte die Anarchie bei einem geringen Anstoß nicht mehr allzu fern sein, sofern nicht Europa (Portugal) tatkräftig hier eingreift. Die rohe männliche Kraft hat in der letzten Zeit ganz entschieden die Oberhand über den besänftigenden Fraueneinfluß gewonnen. Die Lukokescha, Pogges und Buchners Freundin, wurde auf Befehl des Muata Jamwo vergiftet. Dies ist ein schwerwiegendes Ereignis.

Es ist aus der Kalundageschichte noch ein Moment zu erwähnen, die Ausbreitung nach Osten. Die Sage, wie sie uns von Pogge („Im Reiche des Muata Jamwo“ S. 225) und von

88

Livingstone (Letzte Reise Bd. I. S. 298) erzählt wird, läßt erkennen, daß die östliche Provinz ihre Gründung dem Salz- (Pogge) oder Fisch- (Livingstone) Reichtum verdankt. Kasembé heißt „General“. Die Provinz ist auf kriegerischem Wege erworben. Livingstone erzählt, daß es zehn Kasembés gegeben habe. Da nach seiner Angabe die letzten vier Brüder waren, so dürfen wir auf ein ziemlich geringes Alter der Provinz schließen. Allzu fest hängt die Provinz nicht mehr am Reich. Einige Jahre hindurch zahlte sie schon keinen Tribut mehr. Wenn sie dann auch wieder einmal zum alten Brauch zurückgekehrt ist, so dürften die Intervalle immer größer werden, bis eine letzte Tributsendung stattgehabt hat.

Die Geschichte des Kassongo-
reiches sowie der Jaga;
die Androkratie als Pendant und
als Gegensatz zur Gynokratie.

Wir müssen nun noch einmal in jene Zeit zurückkehren, da die Gynokratie in Mussumba so schwer auf den männlichen Teil des Volkes drückte, daß eine Loslösung, eine Auswande-

rung eines Teils desselben erfolgte. Die Entwicklung der Prinzipien jener Quingurehorden, im Gegensatz zu der ausgeprägten Form der Weiberherrschaft, bildet einen hochinteressanten und völlig logischen Teil der Kalundageschichte.

Zunächst müssen wir der Frage: Wodurch kam überhaupt die Frau an die Spitze der Regierung? gerecht werden. Wir werden sie beantworten können, wenn wir auch noch die Lebensregeln der Jaga betrachtet haben.

Die Jaga — ich fasse als die ersten Jaga die Quingurehorden auf — treten in den Mitteilungen der alten portugiesischen Schriftsteller, die uns Bastian gesammelt hat, bald als Volk, bald als Sekte, bald als Räuberbande auf. Das ist ganz natürlich. In der ausgeprägtesten Form des Jagatums sehen wir die Verbindung der Fürstenmacht und der rohen Manneskraft mit dem Priestertum, als dem Wächter der „Quixilles“. Die Quixilles sind Enthaltungsgebote, gegeben, um der unverfälschten, ungebundenen Manneskraft die höhere Weihe zu verleihen. Der Gedanke der gesamten Priesterregeln ist: „Die Verweichlichung ist für uns gleichbedeutend mit dem Untergang

90

unsrer Kraft“. Wir sehen die eigenartige Tatsache, daß der Neger sich harte Verpflichtungen auferlegt, um die rohe Manneskraft von den Fesseln der Viertelskultur zu befreien. Er will Tier sein! Aus diesem schon erkennen wir, daß es die Hauptaufgabe der Priester sein mußte, nie ein Familienleben entstehen zu lassen. So ist es denn der Frau verboten, das Quilombo (die Hüttenumzäunung) zu betreten; so werden die Kinder ausgesetzt; so rekrutiert sich das Heer aus den Sklaven und Unterworfenen. So kommt es, daß die alten portugiesischen Schriftsteller sich nicht genug entsetzen konnten vor den Greultaten, vor den Menschenfleischmahlzeiten, den Kinderopfern, dem öffentlichen Beischlaf usw.

Wir betrachten demgegenüber die noch heute bestehende absolute Gynokratie der Wabuma. Die Königin Gaukabi befiehlt dem ihr völlig neuen, ersten Weißen: „Komm mit mir!“ und „Weißt du nicht, daß, was ich sage, geschieht? Verstanden?“ Und doch ertragen die Wabuma diesen Druck in aller Ruhe. Schließen wir nun auf die alten Zustände, so können wir erkennen, daß die Kalundafrauen ungemein grausam mit dem stärkeren Geschlecht verfahren

sein müssen, bis ein Teil sich endlich zur Entweichung entschloß. Aber nicht das „stärkere“, nein das „schwächere“ Geschlecht müssen wir sagen und in diesem Wortwechsel finden wir die schwerwiegende Antwort auf die Frage: Wodurch kam die Frau ans Ruder? Ich antworte darauf: Durch die ungleiche, verkehrte Arbeitseinteilung! Dies wollen wir zunächst begründen.

Die tropische Natur und die Bedürfnislosigkeit des Negers machen große Arbeitsleistungen für die Existenz unnötig. Folglich muß also ein anderer Faktor geschaffen werden, der die für die Körper-, Familien-, Staatsentwicklung unumgänglich nötige Uebung in geistiger und körperlicher Tätigkeit bedingt. Diesen Faktor finden wir in der Kulturentwicklung der meisten Negerstaaten im Kriege. So lange dieser geübt wird, finden wir die Neger in Kultur, in Industrie sich aufwärts entwickelnd. Werden durch den Krieg und die Wanderung größere Völckerverbände geschaffen, deren Regierung innere Kriege und Fehden einerseits nicht aufkommen läßt, während sie andererseits zu sehr gefürchtet sind, um von außen zu einem

Defensivkrieg gezwungen zu sein, so fällt von selbst der eigenartige Kulturunterhaltungsfaktor des Krieges fort. Er soll nun ersetzt werden. Die Frau besorgt — das bringt die kriegerische Entwicklung mit sich — das nötigste Tageswerk, das bischen Feldbau (in diesen Ländern finden wir den leichten Savannenbau, zu dessen Bestellung die Frauenkraft genügt), die Mahlzubereitung, die Erziehung der Kinder. Der Mann — tut nichts. Der Handel war in jenen Zeiten noch unbedeutend, denn Europas Artikel wurden noch nicht mit den afrikanischen Produkten ausgewechselt. Die Kleinigkeit „Grenzhandel“ zweier afrikanischer Völker konnte kaum für die Kulturentwicklung eines großen Volkes ins Gewicht fallen. Die Industrie entsprach der Bedürfnislosigkeit. So kam es denn, daß gar bald die ganze Arbeit auf dem weiblichen Teil der Bevölkerung großer Staaten lastete, während der männliche die Zeit mit Rauchen, Trinken, „Palavern“ verbrachte. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Frauen fühlten körperlich und auch geistig nach einigen Generationen den wohlthuenden Einfluß einer gewissermaßen geregelten Tätigkeit. Die Männer

verrohten und degenerierten. Der konservative Sinn des Negers ließ den Staat, dem im Grunde genommen jede innere Stütze fehlte, noch bestehen, aber es bedurfte nur eines Windhauches, um das Kartenhaus einstürzen zu lassen. Dieser Windhauch war aber vorhanden, sobald die Frau zu dem Gefühl der Ueberlegenheit gekommen war, sobald die Hochachtung, die in roher Form auch bei dem tiefstehenden Naturvolk die allein günstige Grundlage zu einer glücklichen Ehe ist, nicht mehr vorhanden war, sondern dem Gefühl der Verachtung Platz gemacht hatte. Ein einziges Beispiel genügte, um überall im Volk das Familienregiment aus der Hand des Mannes in die der Frau übergehen zu lassen. Die Frauen aber, einmal am Ruder, werden ihrer Verachtung mit dem Quälereitalent, das auch sonst Frauen eigen sein dürfte, in vollem Maße Ausdruck gegeben haben. Dies ist der Moment, in dem einige Zeit nach dem Regierungswechsel der letzte Rest Mannesgefühl erwacht ist und in dem sich Quingure mit dem letzten Rest der „Männer“ aus Staat und Familie riß. Haß gegen die Frauen, eifersüchtige Betätigung ihrer Manneskraft und Freiheit

91

erfüllten diese Auswanderer. Wir haben die Jaga! Der schroffe Gegensatz zu den ersten Zeiten der Gynokratie mußte das wilde Antlitz des Jagatums haben.

Wie sich der Staat unter der Frauenherrschaft weiter entwickelte, ob dieselbe eine günstige Entwicklung ermöglicht hat, das werden wir weiter unten erwägen.

Ehe wir nun in der historischen Darstellung der androkatischen Partei weiter fortfahren, wollen wir uns die durch ihre Familienlosigkeit bedingten Entwicklungsfolgen vor Augen führen. Zunächst müssen wir den Jaga von vornherein das Vermögen absprechen, mit Innehaltung ihrer Verpflichtungen als Mitglieder des „Jagaverbandes“ jemals einen Staat bilden zu können, denn der Staat ist kein „Männerverband“, sondern ein „Familienverband“, indem die Sicherung der sozialen Verhältnisse sein Zweck ist. Es ist der Geist der Unruhe, der mit der unbeschränkten Ausübung der rohen Manneskraft verbunden ist und der da nicht die Familie, auch nicht die Staatsverbindung aufkommen läßt. Das ist der eine Grund, der andere liegt in der Ausbreitungsart und -Weise,

die eine Folge des ersten ist. Die Kinder werden ja ausgesetzt, also muß eine andere Ausbreitungsart angewandt werden. Da keine Frau, als Gattin, in dem Verband geduldet wurde, so mußte das Heer sich aus den jungen Leuten der unterworfenen Völker ergänzen, ganz so wie die Araber die Matamba-Tamba erziehen. Daraus folgt, daß wir es schon nach einer Generation nicht mehr mit demselben Volk zu tun haben, wenn auch der Geist, der das Ganze belebte, derselbe war. Um den nächsten Schluß zu verstehen, wollen wir uns noch einmal nach Nordosten wenden. Wer ist es, der die weiten Strecken von Stanley Falls bis zum Albertsee, bis zum Ososee, die Länder am oberen Lomami entvölkerte, zerstörte bis auf die Wurzel jeder Kultur? Die Araber sind verhältnismäßig nur wenige Individuen. Es ist der Geist der Zerstörung zum Zweck der Plünderung. Erweckt ist er wohl vom Araber oder vielmehr Halb-araber, aber getragen wird er von den Matamba-Tamba, den Negern der unterworfenen Länder, denen man die Familie und das Verständnis für das Familienleben und damit für eine geordnete Tätigkeit geraubt hat. Und wo der Geist

96

hinkommt, findet er Anklang, denn überall gibt es unverständige Menschen. Wir haben hier ein Beispiel für die Entwicklung der vielleicht kleinen Quingurehorde bis zu jenen gewaltigen Massen, unter deren Andrängen das alte Kongoreich stürzte. Also dürfen wir uns unter Jaga nicht ein Volk, nicht eine Sekte, nicht eine einzelne Mordbrennergeseellschaft vorstellen, sondern einen Geist, der, wo er hinkommt, wie eine Seuche sich ausbreitet.

Nun wollen wir kurz die historischen Ueberlieferungen der ersten Träger des Jagatums verfolgen. Bangala Quingure verfällt als Opfer der selbstentfesselten Leidenschaften (O. Schütt, a. a. O. S. 79 ff.). Ebenso sein Neffe Kullaxingo. Nun werden der Reihe nach immer ein Vertreter der drei anführenden Geschlechter Kullaxingo, N'Gonga, Calunga gewählt. Jedes Geschlecht will natürlich nun schnell zur Regierung kommen und die Folge davon ist, daß die beiden nicht regierenden Kronprätendenten für eine möglichst abgekürzte Regierungszeit des dritten sorgen. So spielen denn Mord und Gift eine Hauptrolle auch im Innern dieser Banden.

Uebrigens stimmt die Namentafel der Kullaxingonachfolger mit der Angabe der Geschlechterfolge nicht überein (Bastian, Loangküste II, S. 58 ff.). Den Rest der Stammhorden und ihrer Gesetze finden wir in dem heutigen Bangala: Die Ruhe, die nach dem durch die Jaga und die Portugiesen heraufbeschworenen Sturm eintrat, zwang auch diese zum Seßhaftwerden und zum neuen Familienverbände. Aber die letzten Spuren des wilden Geistes liegen noch nicht fern und der letzte Träger Bumba ist erst vor einigen Jahrzehnten ihm zum Opfer gefallen. Ueber die Ausdehnung, die das Jagatum erreicht hat, werden wir uns ein Bild machen können, wenn wir die Entwicklung und Geschichte Kongos kennen lernen. Wir schließen hier also zunächst die Betrachtungen über die Kalundareiche ab und gehen zur zweiten Gruppe über.

DIE REICHE KONGO, DONGO, LOANGO.

Der Zusammenhang in ihrer Begründung und Geschichte.

Der zweite Länderkomplex, der zwar eine ältere geschriebene Geschichte, dagegen ver-

wiekltere Verhältnisse aufzuweisen hat, umfaßt: im Norden die Reiche Loango, Angoy, Kakongo, im Süden Angola (das alte Dongo), in der Mitte, früher alles in sich begreifend, das alte große Königreich Kongo.

Wir stellen zunächst die alten Ueberlieferungen, den historisch-politischen Zusammenhang dieser Reiche zusammen.

„Als Umkissie-insi oder Herr der Erde ließ Bunsî (die Mutter sämtlicher Fetische in Ango) eine Frau eine große Zahl von Kindern gebären, die als Prinzen in die verschiedenen Teile der Welt ausgesandt wurden, um über Kongo, Angoy, Kakongo und Loango zu herrschen“ (Bastian, Loangoküste I. S. 224). „Die heimischen Sagen an der Loangoküste deuten auf eine frühere Oberherrlichkeit des Königs von Kongo, die sich weit nach Norden erstreckt zu haben scheint. Als die Unabhängigkeit eintrat, soll Loango eine Art Suprematie über die beiden Nachbarkönige (Kakongo und Angoy) besessen haben, aber der erste König desselben wird wieder aus Kakongo hergeleitet, das schon im Namen seine Beziehungen zu Kongo beweist“ (B. L. I. S. 260). Das König-

reich Loango machte sich etwa um 1579 vom Kongo frei. „Ueber Loango bewahrte sich bald Kakongo eine selbständige Stellung, und von Kakongo machte sich der Mani (Fürst) von Angoy unabhängig“ (B. L. I. 261). Die Entstehungssagen von Dongo sind unklar und deuten offenbar auf eine Mischung hin. Der älteste Bericht lautet etwa folgendermaßen: Zum ersten Ngola (Fürstentitel) wurde der mystische Mussuri wegen seiner großen Mildtätigkeit zur Zeit einer Hungersnot vom eigenen Volk erhoben. Er war weise. Sein Volk, das nur erst steinerne Werkzeuge besaß, wurde von ihm in der Kunst des Schmiedens unterrichtet. Er hatte drei Töchter, Zunda Riangola, Tumba Riangola und Demba Riangola. Mit diesen führte er ein glückliches Familienleben. Jedoch ein fremder Sklave, der vom Fürsten zum Verwalter eingesetzt war, macht dem Frieden ein Ende. Er ermordet den Greis. Die Gatten der nun folgenden Töchter führen ein grausames Regiment; Bastian sieht in ihren Menschen mordenden und verheerenden Kriegszügen den Einfluß der nach Westen vordringenden Jaga (Bastian, „Ein Besuch in San Salvador“ S. 131

100

ff.). (Eine Möglichkeit, die aber nur als solche hier Erwähnung finden soll, ist, daß die Riangolas als ein Teil der ersten Lukokescha-Anhängerinnen anzusehen sind.) Der zweite Bericht ist folgender:

„Gola Zinga, der seinen Sitz in Nhama genommen hatte, begann die Eroberung Dongos oder Angolas, der südlichen Provinz des Königreichs Kongo, zu derselben Zeit, wo der berüchtigte Himbo (1542) in Batta einfiel, und setzte im Jahre 1548 seinen Sohn Gola Banda zum Herrscher ein.“ Dadurch entstand auch die Dialektverschiedenheit, die Dongo von Kongo trennte und den südwestlichen Völkern anreichte (B. S. S. S. 14). Nach anderer Stelle hat sich der Sova Angola, dem (1560) sein Sohn Dambi folgte, in Dongo von Kongo unabhängig gemacht und den Titel Ineve angenommen (B. L. II. 131).

Das Königreich Kongo selbst ist nach dem einen Bericht von Flüchtlingen gegründet, die auf Felsen sich befestigt hatten und aus einer Räuberbande zum Eroberungsstamm wurden (B. L. II. 123). Sonst erfahren wir, daß es von Nimi a Luqueni gegründet sei, während es vor-

her nur aus einem Komplex vieler unabhängiger Fürstentümer bestanden habe. Der dritte Nachfolger dieses ersten Fürsten ist der von den Portugiesen am 3. Mai 1491 als Juan I. getaufte Nicinga a Cuu (B. L. II. 144).

Fassen wir das kurz zusammen, so finden wir, daß das Königreich Kongo zur Zeit der portugiesischen Entdeckung (1491) auf der Höhe autochthoner Machtentfaltung angelangt war. Es hatte die Regierung von drei Königen erlebt, welche die beiden damals schon bestehenden größeren Reiche, Loango und Dongo, unter die junge Krone gebracht hatten. Daß diese beiden Reiche älter waren, läßt sich bei Loango aus der Oberhoheit über Kakongo und Angoy erkennen. (Wenn Kongo eine Oberhoheit eingeführt hätte, würde nicht das entferntere Loango, sondern das räumlich und dem Anschein nach auch verwandtschaftlich nähere Kakongo den Vorzug genossen haben.) Bei Dongo sehen wir das hohe Alter aus der selbständigen Entstehungssage, die auf sehr alte Zeiten schließen läßt (Industrieumschwung).

Wir wollen nun die bevorzugten Frauenstellungen zusammenfassen.

In Kongo besaß früher die Königin-Mutter besonderes Ansehen. Dem König ward durch das Oberhaupt der Reichsräte eine Mutter zugeordnet, nämlich die Aelteste aus dem Geschlecht, welches sie „Makonda“ (nach B. L. I. 215 heißt dies „Königin-Mutter“) nennen, und die er mit mehr Gehorsam anerkennen muß als seine eigne Mutter (Dapper B. L. I. 263/4). „Die Prinzessinnen besaßen früher besondere Prærogative.“ Bastian berichtet uns, daß ihre Männer, die doch aus den Großen des Reichs erkoren wurden, trotzdem die reinen Sklaven waren und z. B. keine fremden Frauen sehen durften.

In Angola finden wir außer den drei Riangelaschwestern, deren Bedeutung noch nachher zu erwägen ist, folgende schwerwiegende Tatsache: Als sich etwa um 1625 die Parteien für und gegen Portugal erklären, da steht die Zinga Bandi, die später getauft ist als Anna de Sonza, an der Spitze der portugiesenfeindlichen Partei gegenüber der von ihrem Bruder geleiteten. (B. L. II. 120/1, 131.) Loango und Angoy hatten früher Gynokratien, regierende Prinzessinnen, die aufeinander folgten und sich in der Sukzession ersetzten (B. L. I. 215). „Wie

die Traditionen erzählen, war Angoy in alter Zeit von Königinnen beherrscht, von Prinzessinnen aus der Familie Mekono in Inkono (bei Vista) — dort regieren noch heute Frauen. — Als jedoch einst eine derselben, gerade als eine wichtige Staatshandlung vorzunehmen war, durch die monatliche Reinigung verhindert wurde, die religiösen Zeremonien anzustellen, übertrug sie das Königtum auf ihren Sohn Lilu, und seitdem müssen aus anderen Familien gekrönte Könige das Richtmesser, welches das Recht über Leben und Tod gewährt, aus Mekono empfangen.“ (B. L. I. 217.) In Angoy führt die Frau des Ganga Pansa (M a n i Pansa) den Titel Makonda oder Makanda (Fürstin-Mutter) (B. L. I. 215). Etwas Eigenartiges ist das durch die Titel angedeutete Verhältnis der drei Reiche untereinander. Der König von Loango wird Gatte, der König von Kakongo Gattin und der König von Goy Zauberpriester genannt, weil letzterer mit der Krönung der Fürsten von Loango und Kakongo beauftragt wird. Nach den alten Landessitten hat sich der König von Loango mit einer Prinzessin von Kakongo zu vermählen (B. L. I. 238). Außerdem werden von

Bastian einige noch zu seiner Zeit souveräne Fürstinnen genannt. (B. L. I. 250, 253, 274). Die am meisten exklusive Stellung dürfte die Prinzessin von Umbuk — wohl das heutige Mbuku — einnehmen, die es verdient, ein richtiges Mannweib genannt zu werden (B. L. I. 254).

DIE ENTWICKLUNG DER GYNOKRATIE UND DER ABSOLUTEN ANDROKRATIE (JAGATUM).

Dies ist ungefähr das Material, das unsern Schlüssen zur Unterlage dient. Aus den stückweisen Traditionen, die sich gar manchenmal widersprechen, gilt es zunächst den roten Faden mit Fortlassung aller nebensächlichen Umstände klarzulegen.

Aus Kakongo stammen die Gründer Kongos, das zeigt nicht nur der Name an, sondern auch die diesbezügliche Tradition selbst. Aus der Gründungsüberlieferung müssen wir aber schließen, daß Kongo nicht etwa als Provinz Kakongos, die später das Mutterland überholt hat, entstanden ist, sondern daß es von einer aus dem Vaterlande verdrängten oder geflüchteten Partei geschaffen ist. Es ist weiterhin ein völlig

natürlicher und logischer Gedanke, wenn wir die Loslösung dieser Partei mit der Okkupation durch Loango in Verbindung bringen. Die nächsten Schlüsse sind vorsichtig zu ziehen. Während Angoy mit Loango dieselbe Verfassungsart (Gynokratie) im Gegensatz zu Kakongo (Androkratie) hatte, steht es doch in Zusammenhang mit letzterem und mit ersterem Reich.

Doch der Möglichkeiten, auf welchem Wege Angoy unter die Herrschaft Kakongos gekommen ist, sind so viele, daß wir uns, da jede historische Mitteilung darüber fehlt, auf die Beantwortung dieser Frage nicht einlassen können. Wichtiger erscheint die Entscheidung, ob oder ob nicht der Verfassungsumschwung Loangos (zur Frauenherrschaft) die Oberhoheit über Kakongo und die Ausscheidung der Gründer Kongos aus letzterem Lande bewirkt hat. Jedenfalls müssen wir von vornherein annehmen, daß die Verhältnisse nicht derart wie im Lundareiche waren. Die Frauenherrschaft in diesen Ländern läßt auf ganz andere Verhältnisse schließen, als wir sie in Mussumba gefunden haben. Dort scheinen die Frauen ihrer ganzen unnatürlichen Macht durch die Quälerei

106

der eigenen Männer Ausdruck gegeben zu haben. Hier aber — ich denke an die in männlicher Kleidung kriegverbreitende Königin Ginga und die ganz gleiche Prinzessin von Umbuk — ergriffen die Frauen das Steuer der Staatsverwaltung, stellten sich an die Spitze des Männerheeres — auch ein Frauenheer, wie einst Dahome es hatte, ist nicht unmöglich — und überzogen den Nachbar mit Krieg. Durch diese Machtanwendung wird der Entwicklung der Verhältnisse eine vollständig andere Richtung gegeben. Die Männerpartei wird nicht zur Auswanderung gezwungen. So ersehen wir hieraus, daß die Gründer Kongos nicht vor der Weiberherrschaft, sondern vor der Oberhoheit des fremden Landes flohen. Allerdings wird die Oberhoheit unter einer Frau anderen Stammes, die hier ihren ganzen Hang zur Quälerei auslassen kann, nicht sonderlich angenehm sein. Mit diesen Annahmen läßt sich auch die Stellung der gewählten Königin-Mutter in Kongo in Einklang bringen. Da sich nirgends in Kongo, weder in Tradition noch in Sitte, die Hindeutung auf eine alte Gynokratie findet, nehme ich an, daß diese „Makonda“ mit aus

dem alten Reiche herübergekommen ist. Sie ist eingesetzt in Erinnerung an die Tatsache, daß die Frauenherrschaft, die der jetzigen Männerherrschaft voranging (deshalb Königin-, Mutter“), die eigentliche Ursache zur Gründung des Reichs gewesen ist. Der schwerstwiegende Grund für meine Annahme, die Ursache der Auswanderung aus Kongo betreffend, liegt in der Tatsache, daß diese Auswanderer nicht familienzerstörend, sondern staatenbildend auftreten.

Die uns überlieferte Entwicklung Kongos zu verfolgen, ist hier nicht unsere Aufgabe, denn wir haben hier den mächtigen Faktor des ersten sogleich anfangs energischen Eingreifens europäischer Kultur. Nur eine kurze Skizze. Zur Zeit des Erscheinens der portugiesischen Flotte (1491) stand Kongo wohl gerade auf der Höhe der Macht. Einerseits wurden noch große stehende Heere gehalten, andererseits aber wird nirgends von Offensivkriegen gesprochen. Bis dahin hatte die natürliche Kriegspolitik den Entwicklungsfaktor geboten. Jetzt, wo eine Regierung (Alfonso I.) ans Ruder kam, und wo der Klerus den Frieden predigte, wurde ein anderer nötig, und dieser fand sich im Handel, dem Austausch

108

europäischer Fabrikate gegen afrikanische Produkte. So lange diese Verhältnisse sich die Wage hielten, war die Kultur eine steigende. Nun aber stellte sich mit der Regierung der Friedenspartei, der Klerikalen, ein Uebelstand ein. Sobald diese nämlich die Oberhand gewann, sank das Ansehen der einheimischen Fürsten mit der Aufgabe der absoluten Machtausübung. Die europäischen Priester hatten nicht das geringste Verständnis für die Denkungsart, das Gefühlsleben des Negers, und ein Zwiespalt wurde bald geschaffen, der sich in der Lostrennung der entfernten Provinzen vom Reiche zunächst zeigt. 1542 fällt Dongo, 1579 Loango vom Reich ab. Die Länder kehren in den früheren Unabhängigkeitszustand zurück. Nachdem Kakongo sich von der Herrschaft Loangos nun befreit hat, löst sich auch Angoy von Kakongo los. Bei dem weiteren Verfall Kongos spielt noch ein anderes Moment mit, das wir in seiner ganzen Bedeutung nach der Darstellung der Entwicklung Dongos leicht verstehen werden.

Wenn wir die Gründung Kongos in den Anfang des 15. Jahrhunderts legen, so werden

wir — in der Annahme, daß die Ausbreitung nach Norden näher lag — für die Eroberung Dongos etwa die Mitte des 15. Jahrhunderts ansetzen können. Damals hatte Dongo schon ein hohes Alter, denn es konnte zurückblicken bis auf die Einführung der Eisenindustrie. Aber in diesem Ereignis sehen wir schon eine Mischung. Auf diese Aufschwungszeit folgte eine Zeit der Erschlaffung und der Regierungsumschwung. Die Riangelaschwestern repräsentieren einen Regierungsabschnitt unter Frauenleitung. Da nun von Kriegszügen in den Traditionen, diese Zeiten betreffend, die Rede ist, so dürfen wir eher auf eine Gynokratie von der Loangoart als von der Kalundaart schließen. Ich denke mir, daß die Riangelafrauen von der Erscheinung eines Zinga waren, sich in männliche Kleidung warfen — ihre Beischläfer in weibliche — und die Heereshaufen persönlich gern gegen die feindliche Boma führten. Wir kommen nun zu dem Uebergang in der Entwicklungsgeschichte, der sich in Mussumba, in Angoy schon gezeigt hat und der mit der Natur des weiblichen Geschlechts in Zusammenhang steht. Die Funktionen der weiblichen Geschlechtsorgane machen

110

eine ununterbrochene kriegerische Leitung — und die muß in Negerstaaten stets möglich sein — unmöglich. In Mussumba ist es die Schwangerschaft, in Angoy die monatliche Reinigung, die der Gynokratie ein Ende macht. Es folgt nun also wieder ein männliches Regiment. Ist dies nun ein fremdländisches, oder ist es ein eingeborenes? Der eine Bericht sagt: Gola Zinga eroberte die Provinz, ein anderer: Der Sova Angola riß sich von Kongo los. Beides hat seine Wahrscheinlichkeiten und wird durch Mitteilungen Bastians unterstützt. Eine Kombination — die allerdings gewagt ist — dieser beiden Berichte, mit Verschiebung der Zeiten, ist möglich, wenn wir nämlich, was wohl als sicher feststeht, das Abfallsdatum 1542 beibehalten, dann aber den Regimentswechsel mit dem Eingreifen einer fremden Androkratie vor der Eroberung durch Kongo (also vor zirka 1450) annehmen.

In der androkratischen Regierung nach den Riangelas sieht Bastian einen Zweig der Jagarotte. Wir können im Verfolg der Geschichte dieser Reiche stets den Satz erkennen: Das von der Höhe der Kultur herabfallende Volk

kehrt zu den Gebräuchen der Zeit des Aufstiegs in fallender Richtung zurück. Dies wird umso mehr der Fall sein, wenn die neue Kultur ihren Ausgangspunkt in einem fremden Land hat. (Der europäische Einfluß in Kongo, die Oberhoheit Kongos über Loango und Dongo.) So sehen wir denn auch in Dongo, nach dem Abfall von der höheren Kultur Kongos, wieder das alte Jagatum zum Durchbruch kommen und noch etwas später kehrt Dongo zur Gynokratie zurück.

Eigenartiges Schicksal! Das Volk, das sich der Frau wegen vom Stamm lostrennte, findet in einem Weib, das seine Sitten und Ueberlieferungen hochhält, eine Vorkämpferin.

Nunmehr wollen wir einen Versuch machen, die Ausbreitung der Jaga zu erkennen, indem wir uns zuerst die allmähliche Ausdehnung über Kongo vergegenwärtigen. Nach einem Einfall unter Don Juan I. (B. L. II. 118) und einem solchen unter seinem Nachfolger und Sohn Alfonso I. (Chavanne „Reisen im alten und neuen Kongostaate“ S. 280/1), welche beide zurückgeschlagen werden, tritt die Entzweigung mit Dongo wegen der Handelsberechtigung ein.

Dies gab den Anstoß zum Anschluß des allein zu schwachen Dongo an verwandte Jagarotten (Ginga), nachdem der Gola am Dande 1539 geschlagen war (B. S. S. S. 16—18). Die vereinigten Heereshaufen stürmen bis ins Innerste Kongos, San Salvador, vor und der Mani — Titel des Königs von Kongo — muß auf die Inseln der Zaire entfliehen. Zwar werden die Eroberer mit Hilfe der Europäer wieder zurückgedrängt, aber der Handel hatte sich inzwischen von San Salvador nach Loango gezogen. Dieser Handel war der Kulturunterhaltungsfaktor Kongos gewesen. Die kriegerische Macht war durch die Missionare von Grund aus zerstört. Als daher 1739 die Jaga nochmals von Osten gegen San Salvador stürmen, fällt das gebrechliche Gerüst zusammen. Aus der Mitte der Jaga steigt 1784 der König Don José, der Gründer der neuen, doch auch ziemlich kraftlosen Dynastie auf den Thron Kongos (Chavanne S. 284, Bastian L. II. 150).

Wir haben also die letzten Ausläufer des Jagatums in Dongo und in San Salvador gefunden. In den Majakalla sieht Büttner die letzten Jaga. Sind nun aber diese drei Zweige,

die wir in der historischen Ueberlieferung haben auftauchen sehen, von demselben Geist durchdrungen gewesen wie jene Quingurehorden? Wir können mit „Nein“ antworten, denn die Eroberer treten hier staatenbildend auf. Wir können hieraus den Schluß ziehen, daß der wilde Jagageist in seiner grausigen Gestalt seinerzeit die Grenzen seines infizierten Gebiets an der Grenze Kongos gefunden hat. Die Verhältnisse in diesem damals blühenden Reiche waren zur Zeit des ersten Ansturms zu gut geordnet, zu gesund die Familienverbände, um dem verseuchenden revolutionären Geiste Zutritt zu gewähren. Dieser Geist kann überhaupt nur da seine Kraft ausüben, wo die sozialen Verhältnisse zerrüttet und unnatürlich sind. An den Grenzen aber lauerte der Jagageist auf den Augenblick, da die Verhältnisse sich geändert hatten. Als das Feld für seine Tätigkeit sich endlich genügend vorbereitet zeigte, da brach er wohl herein, aber im Laufe der langen Zeit war er selbst ein anderer geworden. Das war so gekommen: Einmal war für die Jagahorde der Moment eingetreten, wo das ganze, nicht allzuweit begrenzte Ausbreitungsgebiet infiziert

war, der Moment, wo nirgends mehr Familien und Völker arbeiteten, um ihre Erträge den Jaga als Beute zu überliefern, der Moment, wo alles das Jagaleben führt. Nun kommt die Frage der Existenzmöglichkeit heran und da keine Beute mehr aufzutreiben war, mußten die herumstreifenden Haufen zum Ackerbau, zur Niederlassung, zur Familie zurückkehren. Nun mag eine Zeit gekommen sein, wo der eine Haufe das, was der andere angebaut hatte, erbeutete; es ist die Zeit des Existenzkampfes untereinander. Darauf folgt langsam entstehend die Zeit der neuen Staatenbildung. Aber das Aufflackern der einzelnen Reste wird noch lange dauern und wir haben gesehen, daß Bumbo erst im Jahre 1860 fiel. In der Zeit der neuen Niederlassungen, der neuen Familienverbände wird jeder Stamm, der einen andern unbewacht sieht, über diesen herfallen. So fielen die Jaga in Kongo ein, so ließen sich die Jaga gern von dem Gola zu Hilfe rufen. Aber haben wir denn nicht gesehen, daß Muene Puttu Kasongo, der Herrscher der Majakalla, ein Lehns-träger des Muata Jamwo war? Wir haben also den Fall vor uns, daß die Jaga von einem

Muata Jamwo unterworfen wurden, daß die Majakalla aber immer noch so viel unruhiges Blut hatten, um die Gelegenheit, da Kongo genügend geschwächt war, zu ergreifen und eine Zeitlang ihre Macht bis zum Zaire auszudehnen.

In dem Kampfe Kongos mit den Jaga sehen wir den Ansturm zweier Völkerwogen gegeneinander. In dem Kampfgebiete liegt die Grenze der Völker, die von Norden vordringen, und derer, die von Süden anstürmen. Ehe wir unsere Betrachtungen über die Staatsentwicklung unter der Gynokratie abschließen, wollen wir noch die offenbar jüngste dieser Regierungsart betrachten.

DIE WABUMA, BAKUBA, MANGBATTU.

Die Frau einerseits
als Herrscherin, andererseits
als Beraterin des Mannes.

Diese dritte Gruppe ziehen wir des Vergleichs halber heran. Wenn wir die Völker in die steigende Kulturreihenfolge stellen wollen, so erhalten wir: Wabuma, Bakuba, Mangbattu.

Betrachten wir die in diesen Ländern bestehenden Verhältnisse und beginnen wir mit

Dr. Mense: „Fast überall in den Wabumadörfern findet man „Königinnen“ anstatt der Könige und infolgedessen auch weibliche Priesterinnen. Wohlweislich dulden die schwarzen Fürstinnen keine Polygamie, sondern der Mbuma muß sich mit einer Frau begnügen, während die Herrscherinnen in diesem Punkte weniger bescheiden sind.“ (Ztschft. f. Ethnologie u. a. 1887 S. 628.) Mense fuhr hier mit Greenfell einst den Kongo hinauf und traf auch unter diesen Wabuma eine Königin „Mai Muene“. Wie bei den Wabuma am unteren Kassai, herrschte auch hier weibliches Regiment. „Bavili“ oder „Barili“ nannte die Königin ihr Volk, welches den Wabuma verwandt zu sein scheint. (Verhdlgn. der Ges. f. Erdkde. z. Berlin 1887 S. 372.) Am untern Lukenja fand auch Stanley (Stanley „Der Kongo“ I. 452) Frauenherrschaft, die Königin Gankabi von Musjie. Diese kräftige Figur mit dem 1,70 m hohen Körper „von kräftiger vierschrötiger Gestalt und festen Formen“, mit dem „strengen, ernsten, festen und entschlossenen Martha Washington-Gesicht“, diese Frau, die durch den ersten Weißen, Stanley, und sein für die Neger doch sonst so unheimliches

Dampfboot nicht im geringsten in Schrecken, ja nicht einmal in kindliche Neugier versetzt wurde, sondern die Stanley gleich beim ersten Zusammentreffen befahl: „Komm mit mir“ und: „Weißt Du, daß ich Gankabi bin und daß, was ich sage, geschieht? Verstanden?“, diese Frau ist eine charakteristische Repräsentantin der Negerfürstinnen im ersten Stadium der Gynokratie.

Bei den Bakuba zirkuliert noch eine alte Wandersage, die uns Wolff (Wißmann-Wolff: „Im Innern Afrikas“, S. 239) mitgeteilt hat und die als die Motivierung der heutigen Frauenstellung gilt. Die Sage lautet etwa folgendermaßen: Die Bena Bussongo — das Stammvolk des Lukengo — wohnten einst unter ihrem Fürsten Lukengo neben dem mächtigeren Bakubastamm der Bikenge am linken Luluaufufer. Dieser letztere Fürst verlangte von Lukengo einen Tribut, den derselbe aber verweigerte, da er Bikenge gleichbedeutend sei. Darauf einigte man sich dahin, daß die Bussongo und Bikenge je eine Kupferplatte, beide von derselben vorgeschriebenen Form, anfertigen und gleichzeitig in das Wasser schleudern sollten.

118

Wessen Platte länger an der Oberfläche bliebe, der sollte als der Mächtigere gelten. Unter den Bikenge war eine Frau vom Stamme des Lukengo. Dieselbe hörte am Abend vor dem Entscheidungstage, daß die Bikenge einen Betrug vorhatten, indem sie anstatt einer Platte aus Kupfer eine solche aus Holz mit einem Kupferüberzug angefertigt hatten. Flugs eilte die Frau in das Lager des Lukengo und es gelang ihr, noch in der Nacht die Platten zu vertauschen. Am andern Tage sahen die Bikenge sich zwar getäuscht, Lukengo hielt es aber doch für besser, mit seinem Stamm gen Westen zu wandern. Zwischen dem Lulua und dem heutigen Ibanschi war aber alles damals Urwald, der ausgerodet wurde, um Ackerkulturen vorzunehmen. Zum Andenken an diese Tat erhob Lukengo die Frau zu seiner ersten Gattin und es entstand das Gesetz, daß jeder Mukuba nur eine Mukuba zur Gattin haben dürfe. Die Zahl der Konkubinen ist natürlich nicht beschränkt. So entstand die Monogamie. Die Frauen der Bakuba haben eine, im Vergleich zu den Nachbarstämmen, exzeptionelle Stellung. Die Frau ist Beraterin, sie wird bei allen Ge-

schäftsabschlüssen herbeigezogen und „sie gibt gewöhnlich den Ausschlag.“ „Der äußere Verkehr zwischen den Gatten berührt sehr angenehm, ja man fühlt sich veranlaßt, das Familienleben ein natürliches, glückliches zu nennen.“ Trotzdem ist die Moral der Frauen sehr lax.

Der dritte in Frage kommende Stamm ist der der Mangbattu. Während im ganzen heidnischen Sudan die Frau mehr oder weniger die Sklavin des Mannes ist, ist dies bei den Mangbattu ganz und gar nicht der Fall. Wir folgen Junker („Reisen in Afrika“, Bd. II. S. 198): „Auch die Frauen empfinden den Einfluß des geselligen Verkehrs bei jenen Völkern, die dem Weibe im Kreise der Männer eine freiere Stellung einräumen. Sie sind den andern Negerfrauen geistig überlegen. Ein Beweis dafür ist das Mangbattuvolk. Bei ihren Frauen fand ich das Vermögen, zu denken und zu urteilen, in längerer fließender Rede sich schlagfertig, ja zum Teil witzig auszudrücken, weit mehr ausgebildet als bei andern schwarzen Damen.“ Die Mangbattufrau erscheint im Kreise der beratenden Männer. Sie ist die Beraterin des Gatten. Die Moral der Mangbattufrauen ist aber ungemein lax.

Wir wollen nun zunächst sehen, wie das Verhältnis einerseits der Frauenstellung, andererseits der Männerstellung im Verhältnis zur steigenden Kultur sich zeigt. Bei den Wabuma steht der Mann wie das unmündige Kind unter dem Befehl der Gattin. Die Bakubamänner stehen in der Familie unter deren Einfluß, dem Anschein nach im Staate aber nicht.

Die Mangbattumänner sehen überall auf den Rat der Frauen. Die Frauen der Wabuma führen das Steuer, sie gestatten nur die Monogamie. Auch bei den Bakuba genügt der Einfluß der Frauen noch, um die Monogamie mit den Stammesangehörigen aufrecht zu erhalten. Bei den Mangbattu ist der Fraueneinfluß schon viel geringer, wir haben dort Polygamie. Ueberall haben aber die Frauen sich die Freiheit eines momentanen Geschlechtsverbandes vorbehalten.

Aus dem Machtverhältnis der Frau können wir die Schlüsse auf die kulturelle Entwicklung ziehen. Aus der Kulturstellung und den letzten Spuren einer historischen Erinnerung in Sitte und Sage können wir wenigstens die ungefähren Umrisse einer Geschichte erkennen. Doch wollen wir vorher über Junkers Auf-

fassung der intellektuellen Höhe der Mangbattufrauen sprechen.

Dieser Forscher nimmt nämlich an, daß die geistig hochstehenden Völker der Frau eine freie Entwicklung, eine freiere Stellung gönnen, wodurch der Unterschied zu den Frauen niedriger stehender Völker zu begründen sei. Nun steht aber die Entwicklung der neben den Mangbattu sesshaften A-Sandeh diesen sehr wenig nach. Im Gegensatz zu der sklavischen Stellung der Frauen aller bekannten Sudanstämme wird das Sandehweib von ihrem Manne ungemein geliebt, aber es fehlt ihr — die hohe geistige Stellung (Junker II. 197/8). Dagegen ist sie sehr sittsam (Schweinfurt „Im Herzen von Afrika“ S. 243). Die Liebe zum Weibe nimmt allerdings im Verhältnis zur Kultursteigerung zu, das beweisen alte Beispiele (z. B. H. Ward, über die Frauenstellung am oberen Kongo. „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo“ S. 89/90. Von den Bassongeweibern sagt Wißmann: „Die Stellung des Weibes ist eine höhere: dasselbe verrichtet nur die häusliche Arbeit, während der Mann der Feldarbeit obliegt.“ „Quer durch Afrika“ S. 118). Dagegen

122

zeigt sich in diesen Ländern große Unmoral. Die Ausnahme der Sandehfrauen in dieser Hinsicht dürfte ihren Grund in der sehr ausgeprägten Eifersucht ihrer Männer finden. Wir haben bei den geistig entwickelteren Stämmen also eine ausgeprägte Familienliebe gefunden. Dies ist doch aber noch etwas ganz anderes als die geistig so bedeutende Stellung der Frauen. Wir müssen also zunächst bei der Ansicht bleiben, daß wir den Fraueneinfluß, wie wir ihn bei den Mangbattu und Bakuba finden, als Reliquie aus gynokratischer Vergangenheit aufzufassen haben.

Wie ist nun das heutige Verhältnis entstanden? Die Männer haben die Auswanderung nicht verursacht, denn dann hätten die Frauen ihren Einfluß sofort verloren. Wir müssen also folgern, daß die Auswanderung unter Weiberherrschaft vor sich gegangen ist. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie schwierig der Frau die Regierungsleitung durch ihre körperlichen Verhältnisse gemacht wird. Dies Hindernis wird noch bedeutungsvoller auf der Wanderung. In derartigen Zuständen ist die Frau vollständig auf den Mann angewiesen. Während

er in derartig angreifenden, aufregenden Zeiten nur gewinnen kann, ist körperlich und geistig bei ihr solches gar nicht zu denken. Also wird die Herrschaft aus der Hand der Frau bald in die des Mannes übergehen. Sie bleibt aber die Beraterin. Von diesem Gedanken ausgehend, finden wir demgemäß folgende Reihenfolge, das Alter der Frauenherrschaft betreffend: Mangbattu (älteste), Bakuba, Wabuma.

Was die Geschichte dieser Völker anbelangt, so wissen wir leider sehr wenig. Dr. Emin Pascha erzählt (vgl. H. Frobenius, „Die Heiden neger des Sudan“, S. 415), die Mangbattu stammten aus dem Nordwesten; sie passierten auf ihrer Wanderung einen großen See — Wasserfläche ohne Ausfluß —, hatten dort einige Zeit verweilt und dann waren sie an den Uëlle-Kibali gekommen und hatten diesen langsam überschritten (vom Nord- zum Südufer). Die Heimat dieser Stämme läge demgemäß auf jenem weißen Fleck der Afrikakarte westlich des großen Uëllebogens. Die Wabuma werden den naturgemäßen Weg der Bajansi gezogen sein, also aus derselben Gegend stammen. Die Bakuba endlich sind den Kassai, nach eigener

124

Tradition, hinaufgezogen, so daß wir auch ihre Heimat in derselben Gegend zu suchen haben. Jedenfalls glaube ich aus diesem allen annehmen zu müssen, daß diese Völker mit den südlichen Kalunda-Bakubastämmen nicht in Verbindung zu setzen sind, wenn sie auch den für die Negervölker Afrikas infolge ihrer geistigen Beanlagung und Eigenart naturgemäßen Gang in der Entwicklung der Gattensstellung gegangen sind. Denn wenn wir auch vielleicht auf den ersten Blick einen Unterschied zu sehen vermeinen, so ist derselbe doch durch die Verhältnisse bei der Befestigung der neuen Androkratie bedingt, dort, am Schlusse der Wanderung, Savannenbau und allmählicher Verfall, hier Urwaldrodung und durch diese Arbeit erzeugte Kultursteigerung. Deshalb dort die zur Arbeit, Sklaverei herabgedrückte Frau und der faulenzende Mann, hier der arbeitssame Mann und die gescheute, gepflegte Gattin.

SCHLUSZ.

Wenn wir nun das, was wir durch Vergleich und Untersuchung der einzelnen Verhältnisse

gefunden haben, ohne Berücksichtigung der historischen und Völkerverwandtschaftsergebnisse uns vergegenwärtigen, so können wir es vielleicht wagen, einige allgemeine Sätze über den Zusammenhang der Frauenstellung mit Kultur und Staatenbildung der zentralafrikanischen Völker aufzustellen.

Unter allen Umständen hängt die Stellung von Mann und Frau von den Arbeitsverhältnissen ab. Da, wo der Mann zu harter, schwerer Arbeit verpflichtet ist, und das wird bei den Stämmen, die durch das Ernährungsbedürfnis zur Urwaldkultur gezwungen sind, zumeist stattfinden, finden wir ein glückliches Familienleben, die respektierte Frau. Andererseits sehen wir, daß in Gegenden, wo der leichte Savannenbau vorherrscht, dem obzuliegen die Kraft der Frau genügt, eben dadurch die Frau mehr zur Sklaverei, wie wir Europäer dies Wort aufzufassen gewohnt sind, herabgedrückt wird, während der Mann sich einem leichtlebigen Wandel hingibt. Infolge der Tätigkeit gelangt ein Volk zur steigenden Kultur und deshalb wird meistens, oder auch stets, das Volk mit der Urwaldkultur steigend, das Volk mit Savannenbau

126

fallend sich entwickeln. Daraus ist zu ersehen, daß die Kulturhöhe in dieser Beziehung zwar die Frauenstellung nicht beeinflußt, daß sie aber infolge derselben grundlegenden Bedingungen sich analog entwickelt.

Zusammenfassung.

Verfolgen wir nun die beiden Grundverhältnisse, so finden wir, daß die Frau zwar eine gepflegte, gehegte, wirklich geliebte Person werden wird, aber daß sie keinen Einfluß durch Rat und Tat bekommen wird.

Im zweiten Fall sinkt der Mann durch die Untätigkeit von der physischen und bald auch von der moralischen Höhe. In gleichem Maße steigt der Einfluß der Frau, und der Moment kommt, wo die Leitung in vollem Sinne von der Frau ergriffen wird.

Frauenstellung und Kultur- stellung im allgemeinen.

Wir haben eine Entwicklungsepoche überflogen. Wir haben die Gynokratie vor uns. Auch für die Entwicklung aus diesem Verhältnis haben wir zwei zu berücksichtigende Möglichkeiten. Die Frau, die ans Ruder gekommen ist,

findet am Herrschen Freude. Da ihr aber der weite Blick des Mannes fehlt, wirkt ihre Herrschaft im kleinen und als Quälerei. Die Männerpartei wird zur Arbeit gezwungen, die Quälerei läßt den letzten Rest Manneswürde erwachen und mit der Frauenherrschaft hat's ein Ende, zumal da die Frauen stets körperlich die Schwächeren, zum Nachgeben von vornherein gezwungen sind. Deshalb zerfallen Reiche, die gynokratische Verhältnisse haben, schnell. Der andere Fall tritt ein, wenn die Frauen durch eine genialere Leitung, durch den Zwang kriegerisch offensiv vorgehen, oder wenn die ganze Masse in Bewegung gerät, auf der Wanderung! Hier kommt der Mann nicht durch plötzliche Erhebung und Unterdrückung der herrschenden Frauen wieder an die leitende Stelle, sondern dadurch, daß die Frau bald auf ihn angewiesen ist. Geht diese Wandlung der Verhältnisse gemach vor sich, so können sich aus den ungünstigsten die günstigsten entwickeln. Die Frau wird nämlich den Einfluß in geistiger Beziehung zunächst beibehalten und wenn das Volk am Ende der Wanderung in für Kultur-entfaltung günstige Gegenden kommt, so ist für

1. Kanjik

1. Kasson

Anmerkung

Tombo Mokulo.

Jamwo.

1. Kanjika. 2. Muata Cassongo. 3. **I. Kibinda Llungo**. 4. Mai.

In Verbindung mit
Lukokescha.

Lukokescha.

Bangale Quingure
ihm folgt sein Neffe
Cullachingo
(Kullaxingo)

1. Kassongo Muene Puttu. 2. Cazequita Muene Kumbana.

3. Mukelenge Mulanda.

4. **II. Nanêge**.

und hiernach die drei
Königsgeschlechter
der Cullachingo,
N'Gonga und
Calunga.

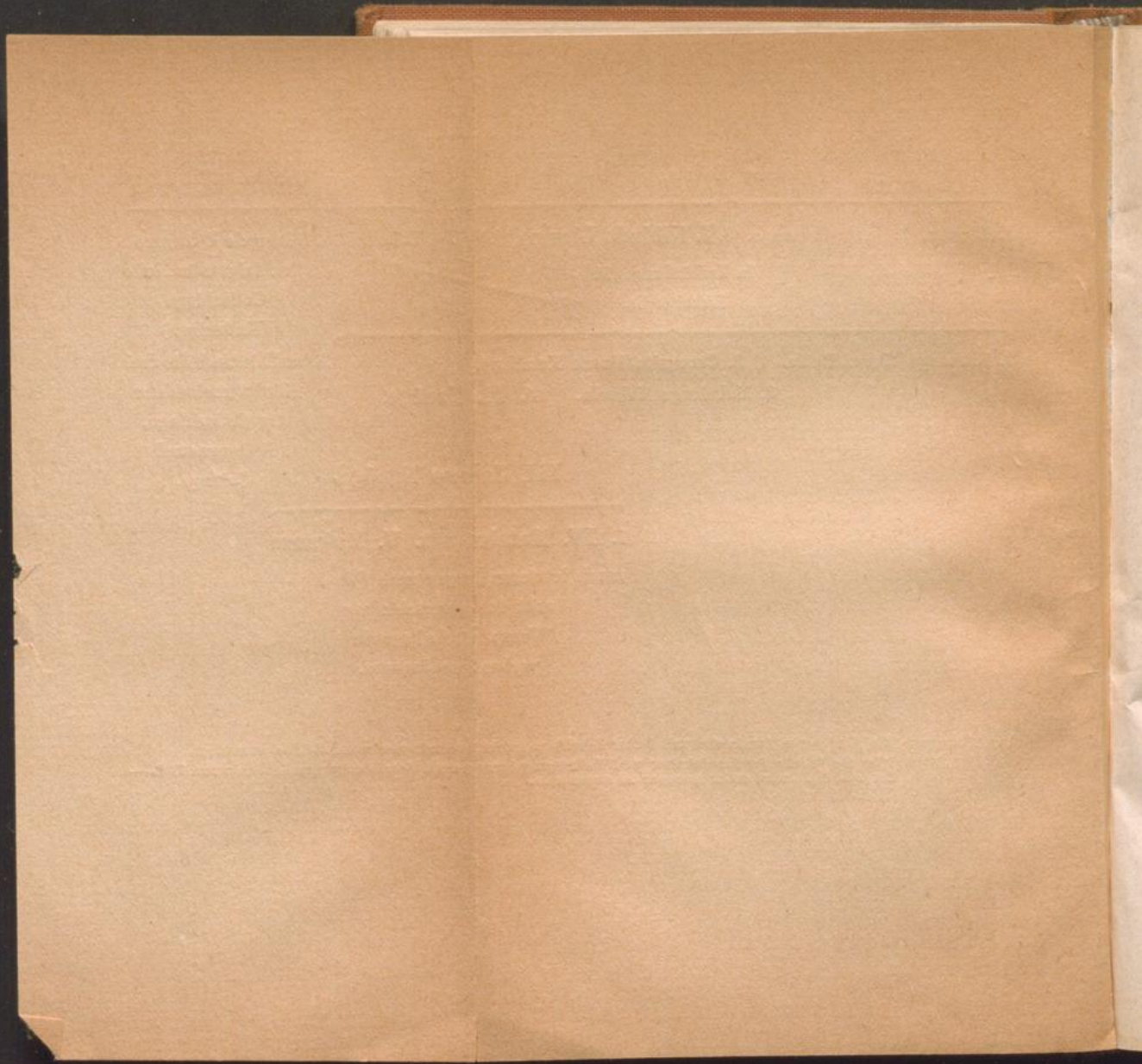
III. Jamwo Nanêge.

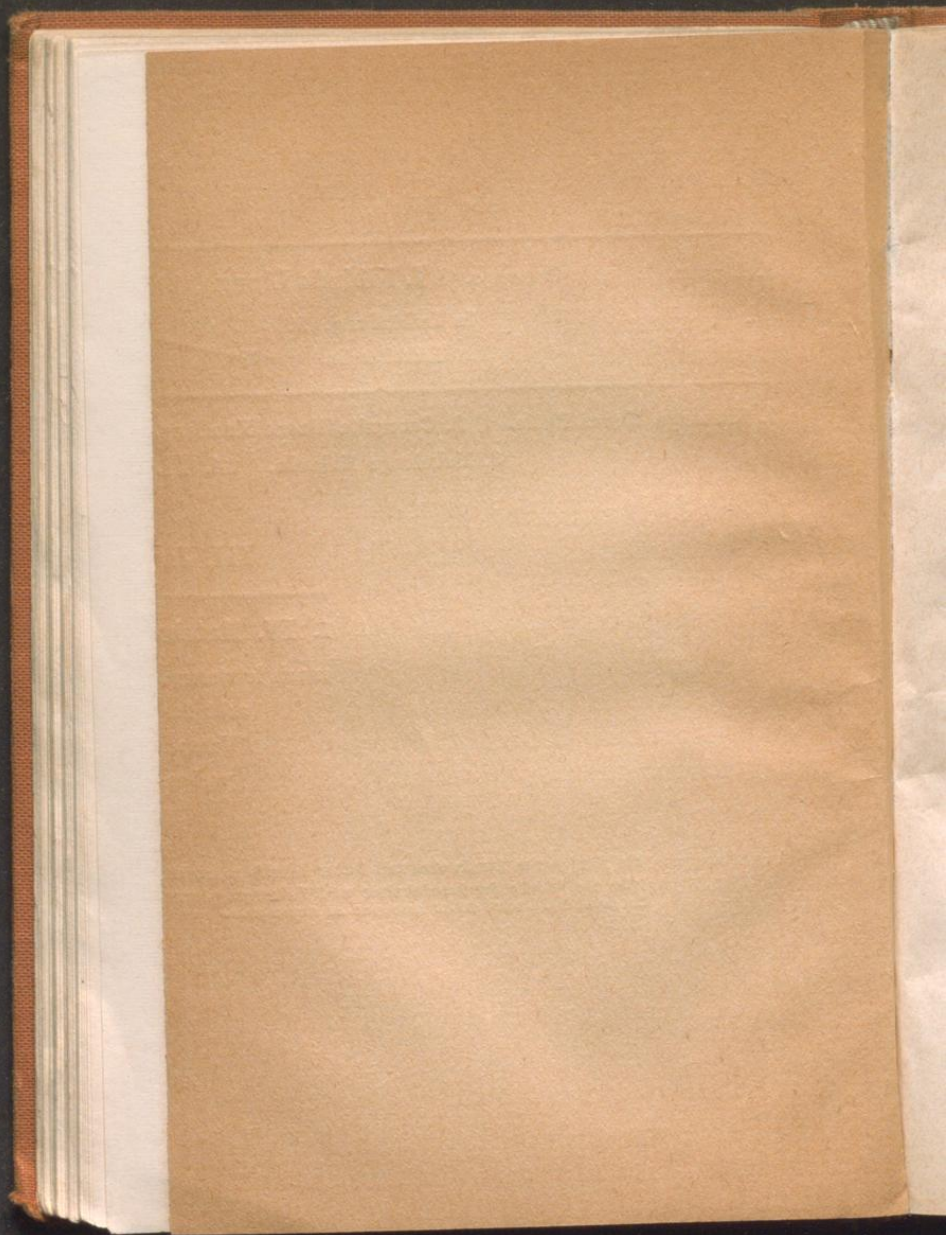
1. **IV. Muteba**.

2. **V. Mukanza**

nach letzterem folgen noch (bis 1883)
acht durch verschiedene
Verwandtschaftsgrade
verbundene Jamwos.

Anmerkungen: Die Könige von Lunda sind mit fatter Schrift gedruckt und mit römischen Zahlen numeriert.
Dies die Tabelle der Lundakaiser und Völkergruppierung nach dem Stande der Kenntnis von 1892. —
In Band V/VI wird mehr hierüber zu sagen sein.





die weitere Entwicklung die denkbar ausgezeichnete Grundlage in dem sozialen Leben geboten. Wird andererseits der Frau wieder die ganze Arbeitslast aufgebürdet, so sind die Wandlungen ohne Nutzen vor sich gegangen und die Verhältnisse gehen wieder und wieder denselben Gang.

Sollte es mir gelungen sein, auf dem be-
gangenen Wege einer gewissen Gruppierung der
südlichen Völker des südlichen Kongobeckens
näher zu kommen, so wird es vielleicht nicht
unmöglich sein, auf einem andern Wege auch
eine Gruppierung der nördlichen Völker dieses
Gebiets zu versuchen.

die weitere Entwicklung die Freiheit auszuweisen.
neiste Grundlage in dem sozialen Leben geboten.
Wird andererseits der Preis wieder die ganze
Arbeitsteil aufgeführt, so sind die Wandlungen
dann Nation vor sich genommen und die Ver-
hältnisse haben sich wieder und wieder verändert
Ganz.

Stelle es mit dem Namen sein, auf dem be-
sonnigen Wege einer gewissen Gruppierung der
nördlichen Völker der nördlichen Konzeptionen
näher zu kommen, so wird es vielleicht nicht
möglich sein, auf einem anderen Wege auch
eine Gruppierung der nördlichen Völker dieses
Gebiets zu verstehen.

4. Stilgerechte Phantasie.*)

(1894.)

Ueber all den Einzelstudien, welche die fruchtbare Ethnologie im Laufe der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hat, darf nicht das Verbindende, die Grundlage der Stoffe, mit denen die Völkerkunde, zumal die höhere Ethnologie es zu tun hat, vergessen werden. Ueber Kunst, über Weltanschauung, über Mythen usw. ist das Mannigfachste gearbeitet worden. Da aber jeder Arbeit, jedem Gelehrten ganz bestimmte Gesichtspunkte naheliegen, so sind in den Resultaten Gegensätze gezeitigt, die sich zum Teil in nutzlosem und wenig ansprechendem Polemisieren äußern. Ich glaube nun wenigstens einen von mehreren Gründen für diesen Uebelstand darin gefunden zu haben, daß man

*) Die Arbeit erschien im IX. Bande des „Internationalen Archivs für Ethnographie“, Leiden 1896.

einzelne Teile aus dem Ganzen herausreißt, daß man über den Einzelstudien eben die Einheitlichkeit des, zuletzt doch jede Form der Kunst, Weltanschauung, Dichtung und des ganzen geistigen und materiellen Kulturbesitzes hervorbringenden menschlichen Schöpfungsvermögens vergißt. Es liegt mir fern, in dem Folgenden ein auch nur annähernd vollständiges Bild dieses Zwerges in seinem Können und Giganten in dem Geleisteten geben zu wollen. Die wenigen Gesetze, die ich hier andeute, sind nicht feste, einengende Linien, wie sie die Naturwissenschaften bilden, sondern es sind Eigenschaften des inneren Wesens; es wird also die Weiterentwicklung der Wissenschaft durch sie auf keiner Seite gehemmt.

Nach meiner Ansicht ist die Annahme der Phantasie (und des Fetischismus) als willkürlich schöpfender Urkraft ein Wurzelschaden, der schon viel Unheil in der Wissenschaft angerichtet hat, und deshalb sei meine hauptsächliche Aufgabe heute die Erforschung des Wesens der Phantasie. Weshalb ich sie stilgerecht nenne oder vielmehr fordere, daß sie stilgerecht wirke, das wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Die wichtigste Tatsache aus dem Geistesleben der Naturvölker scheint im direkten Gegensatz zu unserem zu stehen, zu dem Geistesleben der Kulturvölker unserer Zeit, die ein festes Gewebe wissenschaftlich bewiesener Tatsachen allen Vorstellungen zugrunde zu legen beflissen sind. Ein Naturvolk geht nicht von der Beobachtung der regelmäßigen Erscheinungen, der Gesetze in der Natur aus, sondern von der Beachtung der Ausnahmeerscheinungen. Das ist eine eigenartige, aber nahe liegende und leicht verständliche Beobachtungsweise. Was immer und immer wiederkehrt, das kennen wir, danach richten wir uns ein, das fällt nicht auf. Aber ein Ereignis, das unerwartet eintritt, das ruft die Aufmerksamkeit wach; da tritt die Frage nach dem „Wie“ und „Warum“ näher; wir bemühen uns, sein Wesen zu verstehen, damit wir seine Wiederkehr verhindern resp. herbeiführen können. Das regelmäßige Auf- und Niedergehen der Sonne, das kümmert den Wilden wenig. Kaum daß er dessen achtet, der Erscheinung eine Mythe widmet. Dagegen die Sonnenfinsternis! Die plötzliche Ausnahmeerscheinung muß ihn ängstigen, in der Bestürzung stammelt sein er-

regter Geist eine Erklärung, die nun zum Grunde für weitere Mythen, zu einem Sonnenkultus vielleicht sogar werden kann.

Diese Anschauungsform äußert sich am auffallendsten in der Auffassung des Todes. An die Notwendigkeit des Todes glaubt, denkt ein Wildstamm nicht. Es kann nur Unglück, Mord, Zauberei und Geisterkraft die Schuld am Sterben tragen. Innere Krankheit wird nicht als Todesursache angesehen oder auch nur vermutet. Das Geborenwerden, das Leben sind eben bekannte, fortlaufende, ungestörte Erscheinungen, der Tod die Ausnahmeerscheinung; also: die Mythenwelt knüpft überall an den Tod, nicht den Lebensbeginn, die Geburt, an.

Diesem „Gesetz von der Regelmäßigkeit und Ausnahme“ liegt die geschichtliche Erfahrung, das „Wissen“ und „Nichtempfinden des Nichtwissens“ zugrunde. Den geschichtlichen Erfahrungen, vor allem des Stammes, entsprechen in ähnlicher Entwicklung der Anschauung auch die Schicksale der vom Körper getrennten Seele. Es gibt Völker, deren Stammväter auf Bäumen wohnten, die nun die Seelen der Toten in Bäumen verehren. Andere gelangten in Schiffen

134

über das Meer in die heutigen Wohnsitze; diese nehmen an, daß die Seelen über das Wasser in das Seelenland — dies ist kein anderes als der Stammsitz des Volkes — gelangen. So kann sich ein Wasser-, ein Baumkult entwickeln.

Das Material ist der Erfahrungsreichtum. Was ist es aber für eine „Schöpferkraft“, die dasselbe zur Weltanschauung verwendet? Hier ist der wichtigste Punkt in der Weltanschauungslehre. Es ist die Frage: Wie wächst die Weltanschauung der Naturvölker?

Da meines Wissens darauf noch nicht geantwortet worden ist, so sei der Versuch, darauf einzugehen, hier gestattet. Zunächst: unabhängig vom Willen des Menschen, in doppelter Abhängigkeit einmal vom Stande der vorhandenen Motive, dann von neu herantretenden oder alten, aufs neue wirkenden Einflüssen. Also sie ist nicht wie eine Reihe von Regeln, der eine neue hinzugesellt wird, sondern wie ein Baum, der wächst je nach Wirkung von Düngung, Wind, Wärme, Feuchtigkeit; der auch wohl erstickt unter dem Einflusse allzuanschließenden Unterholzes, dahinwelkt in Zeiten ununterbrochener Dürre, zu Tode siecht, wenn die

Wurzeln der dünnen Humusschicht auf dem Felsen keine Nahrung mehr abgewinnen können.

Mit der Unabhängigkeit vom Willen des Menschen will ich auch andeuten, daß das logische Denken die Formen wildstämmiger Weltanschauung nicht weiter ausbildet. Ich stelle, wenn es sich um die Entwicklung der Weltanschauung handelt, die „Gesetzmäßigkeit der Motive“ oder „die der Entwicklung zugrunde liegenden Gesetze“ in den Vordergrund. Diese Eigenschaft aber ist, wie gleich gezeigt werden soll, der Gegensatz zu der Annahme plötzlicher Erfindung, wenn man will, auch des logischen Denkens.

Ein Motiv ist eine Anschauung, Anschauungsweise, Idee, Mythe, die aus dem Meere menschlicher Empfindungen geboren ist, wenn eine Erfahrung bis zu dem Bedürfnis, bei etwaiger Wiederkehr im Rahmen der Weltanschauung ein Verständnis zu finden, geführt hat. Also: wenn es da sein muß, ist es da; gesucht wird von einem Wildvolk ein Motiv nie, denn nicht ein Individuum, auch nicht etwa das Denken — wenn ich Bastian recht verstehe — das Gemeinsam - Aufeinmal - Denken eines Volkes

136

schafft ein Motiv, sondern die Gesamtheit der Weltanschauung hat schon irgend eine Empfindung, die mit der Notwendigkeit zum Motiv heranwächst, nicht schnell, sondern langsam, wie alles, was kräftig ist und mit seiner Umgebung stilgerecht verschmilzt. So treibt ja der Baum auch seinen Zweig, und der Zweig ist dann ein Teil des Baumes; nie aber fällt ein Zweig in den Baum und verwächst mit ihm. Das Okulieren aber — das heißt schon: „die Motive zweier Völker verwachsen“.

Darin also liegt die Gesetzmäßigkeit der Motive, daß diese nicht unbeirrt, unbekümmert um alles andere entstehen, sondern von der Weltanschauung geboren, als neuer Teil derselben aufwachsen.

Wenn ich für „von vornherein“ die Selbständigkeit in der Entstehung des Einzelteiles bestreite, so bin ich doch weit entfernt, zweierlei anderes zu leugnen; einmal die Selbständigkeit des Ganzen und zum zweiten die begrenzte Unabhängigkeit in der ferneren Entwicklung der Einzelteile. Ersteres muß ich schon deswegen behaupten, weil jeder Baum, jedes Gewächs seine Selbständigkeit, seinen Stil hat; letzteres,

weil die Zweige vom Stamme wohl auch ihre Kraft empfangen, durch die Blätter aber selbst atmen und frei in die Lüfte ragen.

Sie, jene Wilden, lassen sich von Gefühlen, Empfindungen treiben. Gründe der Sitten sind nie oder selten klar, unklar vielleicht sogar die Mythen. Aber Empfindung und unklare Sitte, Erfahrung, Erhärten der geistigen Kraft und reifende Verhältnisse führen zuletzt zur Entwicklung klarer Ideen. Man nehme das folgende Beispiel: Die Idee der Abhängigkeit des seligen Zustandes im Jenseits vom sündvollen oder fleckenlosen Leben ist ursprünglich nicht vorhanden. Wohl aber kommt der nicht zur Stätte der Väter, der nicht rechtmäßig unter der Erde mit Innehalten aller althergebrachten Bestimmungen bestattet, sondern etwa in den Busch geworfen eine Beute des Raubgesindels wird. Langsam hervorquellend aus dem Bereiche der Empfindungen, Blasen treibend in Mythen, entstand die Sitte. Nun wird einer, der gegen heilige Sitten des Stammes verstieß, nicht bestattet, damit es ihm nicht vergönnt sei, mit den Altvorderen oder überhaupt weiter zu existieren. Also die Sünde ist nicht die Ursache

138

des unseligen Zustandes, sondern das „Nichtbestattetwerden“. Schleicht ein Verwandter des Nachts hin, verscharrt den armen Teufel an heimlichem Orte und wird das Grab nicht gefunden, also er nicht wieder emporgescharrt, so wird er nach allgemeiner Ansicht trotz seiner Fehler zu den „Gefilden der Seligen“ gelangen. Sitten überleben, Motive entwickeln sich. Es ist naheliegend, daß die steigende Kultur folgende Anschauung zeitigt: Er ist ein Verbrecher, er wird nicht selig; also: wir lassen ihm auch kein ehrliches Begräbnis zuteil werden.

Enge der Anschauung geht aus der Selbständigkeit hervor. Aber noch vieles andere, zum Beispiel ein schlechtes Auffassungsvermögen. Diese Selbständigkeit soll weiter unten berücksichtigt werden. Hier einige Worte über das Auffassungsvermögen der Wildstämme.

Nicht der unseligen Indianer, der Afrikaner soll gedacht werden. Lange Jahre sandten die Portugiesen ihre Kulturträger: Geistliche, Lehrer, Handwerker, Kaufleute nach Ambasse, der Hauptstadt Kongos, um die Völker dieser Lande auf ihre Höhe hinaufzuziehen. Wohl gelang es ihnen im Laufe einiger Jahrzehnte

durchzusetzen, daß alle Bewohner getauft, alle Ehepaare getraut, alle Leute sittsam gekleidet waren. Wohl gingen die Höflinge des Königs stolz mit dem Degen durch die Straßen, ließen ein seiden Mäntelchen flattern, beteten ein Ave Maria und radebrechten portugiesisch. Kaum aber hatte der Herrscher Portugals sein Auge von Afrika dem neuen Lande des Goldes zugewandt, da war auch wie vom Winde aufgewirbelte Spreu all die Pracht verschwunden. „Dezu“ (Jesus) ward zu jenem unheimlichen Geiste, der als Fährmann die Toten über den Strom ins Land der Väter führt. Die Weltanschauung, jedweder geistiger und materieller Kulturbesitz war, als die ersten Europäer in diesem Jahrhundert jene Länder wieder wie eine terra incognita erschlossen, in allen Grundzügen derselbe, wie er an der ganzen afrikanischen Westküste zu finden ist.

Gehalt und Form entsprechen einander bei den Naturvölkern. — Zu diesem Hauptgesetz primitiver Verhältnisse des Kulturbesitzes läßt sich eine Reihe von, alle Fälle der Entwicklung und Mischung angehenden Zusätzen aufstellen. Ehe aber diese komplizierten Gesetze erläutert

140

und die damit in Zusammenhang stehenden Definitionen für Weltanschauung, Stil, Phantasie, Kunst gegeben werden können, muß notgedrungen eine eigenartige These vernichtet werden, nämlich die von der Ideenlosigkeit in der Verehrung und Darstellung.

Ich glaube, ich verstehe die Religionschriftsteller richtig, wenn ich die Bezeichnung „Fetischismus“ mit „stumpfsinnige, ideo-lose Verehrung“ übersetze. Da nun aber der Fetischismus nicht eine Anschauungs- oder Kultform, oder wie man es sonst nennen will, der Wildstämme ist, sondern eine Bezeichnung der Europäer, für die kein Wildvolk eine Uebersetzung hat, so muß die Entwicklung unserer Weltanschauungskritik kurz erörtert werden. Der Fetischismus wuchs aus der Ethnographie, d. h. der einfachen, naiven Beschreibung der Sitten heraus. Wenn man hörte, daß einem Stein, einem Stabe, einem Huhn, einem Topfe, einer Schlange, und wer weiß welchen Dingen sonst noch, gleichzeitig Verehrung gezollt wurde, so konnte das den Gedanken ideo-loser Verehrung allerdings wachrufen. Es wurde — und man kann das Verfahren heute noch beobachten,

— alles, was man nicht verstand, in dem Kapitel „Fetischismus“ untergebracht. Aber auch noch im Beginn der ethnologischen Studien, d. h. des Vergleiches der Sitten und Anschauungen, fand die Aufstellung des Fetischismus eine beweiskräftige Verteidigung. Das Gesetz vom Anffallen der Ausnahmeerscheinungen*) mit seiner weittragenden Bedeutung wurde noch nicht erkannt, sondern nur geahnt (so von Fr. Ratzel). Daher faßte man die infolge dieser und auch noch anderer Unkenntnisse (die unten noch zu besprechenden Erscheinungen vom „Verschwinden der Ursprungsideen“ und noch manches andere haben „reichliches“ Material für den Fetischismus gebracht) nicht verständlichen Kultformen unter „Fetischismus“ zu-

*) Diese Anschauungsweise äußert sich auch darin, daß der Wilde in jedem unvorhergesehenen Ereignis eine übersinnliche Kraft zu sehen glaubt. Er wacht der Neger morgens und findet vor seinem Hause einen Stein, der sonst nicht dort lag, oder erscheint ihm ein im Winde flatterndes Blatt aus der Entfernung gesehen wie ein Vogel, und er erkennt erst in der Nähe die wahre Beschaffenheit des beweglichen Gegenstandes, so genügt derartiges schon, um Geisteskraft, Verwandlung und Hexerei eines Stammesgenossen zu vermuten und eventuell den Dingen Verehrung angedeihen zu lassen.

sammen. Erst jetzt, wo die Entwicklung der Formen und Anschauungen und deren Einheitlichkeit berücksichtigt werden, wo also die höhere Ethnologie Boden zu fassen beginnt, erst jetzt ist es möglich, mit Zugrundelegung der „Motive“ und Entwicklungsgesetze, sowie der Annahme unbekannter oder in Verlust geratener oder auch verschobener Motive folgendes nachzuweisen: keine Erscheinung der Anbetung steht allein, sondern der innere Zusammenhang der Formen des Kultes und der Ideen und Gesetze der Weltanschauung muß als notwendige Tatsache anerkannt werden, wenn es gelingen soll, die Anschauungen der Wildstämme überhaupt zu verstehen.

Wenn also der Fetischismus als ein Mißverständnis der europäischen Beobachter erkannt werden muß, so kann folgende Definition für die Weltanschauungen der Naturvölker gegeben werden:

„Die Weltanschauungen der Naturvölker sind einheitliche Gebilde, die aus einem Schatze bestimmter Motive bestehen und sich nach, respektive in den der Entwicklung der Motive zugrunde liegenden, den geschichtlichen Er-

fahrungen entspringenden und den durch die Lebensbedürfnisse bedingten Gesetzen und Grenzen weiterbilden.“

Knüpfen wir hier an eine Tatsache an, die zur Aufstellung und Aufrechterhaltung des Fetischismus beigetragen hat; es ist die wichtige Tatsache des Vergessens der Motive. Daß sich ein Volk sehr oft bei der Ausübung des Kultus über die die einzelnen Formen des Kultes bedingenden Motive und Beweggründe nicht klar ist, das muß sogar für die Kulturvölker zugegeben werden. Welche Opposition würde es aber hervorrufen, wenn man von einem „Fetischismus der Kulturvölker“ sprechen wollte. Das wäre aber auch falsch und unbegründet, denn wenn der Beweggrund als Idee auch nicht mehr klar erkannt wird, so muß doch anstandslos zugegeben werden, daß er einmal vorhanden gewesen sein muß, dann aber, daß er entweder als Empfindung noch fortlebt, auch wenn derselben in knappen Worten nicht mehr Ausdruck gegeben werden kann, oder auch, daß die alte Empfindung unter der allgemeinen Entwicklung entsprechender Einflüsse eine neue Gestalt angenommen hat.

Wenn die primären Beweggründe verloren gegangen sind, dann stirbt entweder die Ausdrucksform derselben aus, oder es tritt das von Schurtz so ungemein delikate durchgeführte Gesetz vom „Wechsel der Beweggründe“ in Kraft. Eine Kultform ist vorhanden, mit dem Schwinden der alten Motive schieben sich neue, in anderer Form sich schon äußernde Ideen als Erläuterung der Sitte ein. Vom Zaune gebrochen wird auch in solchen Fällen nicht („in anderer Form sich schon äußernde Ideen“), es muß aber eine gewisse Verwandtschaft entweder im Gehalt oder in der Form vorhanden sein, denn man darf nie vergessen: Gehalt und Form entsprechen sich. Dieses Gesetz vom Anpassungsvermögen soll des näheren erläutert werden.

Schon Hjalmar Stolpe hat darauf hingewiesen, daß, wenn ein Ornament in der linearen Entwicklung einem Linienornament einer anderen Entwicklungsreihe (vgl. meine in „Westermanns Monatsheften“ zum Abdruck gelangten Arbeiten über Ornamentik und Plastik der Naturvölker) ähnlich geworden ist, es leicht an die Stelle des anderen tritt. Sitten und Mythen folgen demselben Gesetz. Wenn zwei Motive

sich in derselben Gestalt, sei es in der Mythe oder in der Sitte, äußern, dann verschmelzen diese Formen leicht, oder sie wechseln miteinander ab, welches Verwachsen oder Wechseln natürlich nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der Anschauung und der Sitte, respektive Mythe, d. h. des Gehaltes und der Form bleibt. Ein Beispiel aus Ostafrika ist charakteristisch. Da der Glaube an den natürlichen Tod nicht vorhanden ist, wird bei plötzlichen Todesfällen einem Orakel die Entscheidung der Frage nach dem „Zauberer“ übertragen. In welcher Form in Afrika nun dieses Orakel herbeigeführt wird, fast stets läßt sich mit Leichtigkeit feststellen, daß es sich im Motive um eine Befragung entweder des Verstorbenen selbst oder der Geister der Ahnen oder eines die Gesamtheit der Vorväter repräsentierenden Geistes handelt. Unter anderem erblickt man im Huhne den Geist des Verstorbenen. Es wird ihm Gift eingegeben. Stirbt das Tier daran, so ist der Angeklagte ein Zauberer. Aber auch der Wurm, der von dem vermodernden Kadaver eines Toten fällt, wird als dessen Seele angesehen. Beide Formen der in sinnlich wahr-

146

nehmbarer Gestalt sich äußernden Seele haben sich nun in folgender Sitte verbunden. Die Eingeborenen des Distrikts, in welchem ein Todesfall beklagt wird, treten in Kreisform zusammen. Ein Ganga stellt sich mit einem getöteten Huhn in die Mitte der Versammlung; er gießt eine Flüssigkeit auf den Vogel. Auf der Seite, auf welcher bei der nun schnell eintretenden Verwesung die erste Made zutage tritt, muß der Zauberer sich befinden.

Auch der schon erwähnte Fall, daß Jesus, der die Seelen zum göttlichen Richterstuhle führt, zu jenem Fährmann wurde, der die Geister der Verstorbenen zu dem Ahnenlande geleitet, ist ein Beispiel für dieses Gesetz.

Aber dieses Beispiel zeigt noch etwas anderes, hochgradig Wichtiges, nämlich die „Wahrung der Selbständigkeit“. Und nun, hier angelangt, einen Blick in die Fülle der Kunstformen, die die Naturvölker bieten! Welche Reihe, welcher Reichtum an Stilen! Das was wir nicht vermögen, wir überproduzierenden Kulturvölker Europas, einen eigenen, unabhängigen, neuen Stil heranzubilden, das ist bei jenen Wildstämmen gegebene Tatsache. Und jeder Stil ist

eine Einheit, eine selbständige, abgeschlossene Äußerung. Hier nochmals die Erinnerung an das Beispiel, daß jede wildstämmige Weltanschauung einem Baume gleich emporgesprungen ist. Dieselben Gesetze, die diesen Vergleich nahe legen, liegen auch jedem Stil der Naturvölker zugrunde. Ebenso wenig wie eine Idee, ein Motiv plötzlich entsteht, ein nach keiner Seite hin in Zusammenhang stehender Gedanke geboren wird, ebenso wenig wird in der Kunst, der sinnlichen Ausdrucksform der Weltanschauung, ein Motiv gesucht oder unvermittelt gefunden. Daher der Ausdruck der Selbständigkeit in jeder Richtung, denn diese Selbständigkeit ist das ständige Schöpfen aus sich selbst.

So liegt denn die Lösung der alten Streitfrage nach dem Wesen des Stiles auf diesem Wege durchaus nicht fern. Nach dem Vorhergehenden wird man mit folgender Definition der Bedeutung, der Eigenart, dem inneren Wesen des Stiles gerecht werden:

Stil ist selbständige Auffassungs- und Ausdrucksweise, gegeben durch das Einhalten aller der Grenzen des Gehaltes und der Form, die durch die Entwicklung der Motive bedingt sind.

Damit, das darf man nicht verhehlen, stehen wir am Anfange der notwendigen Studien. Das aber, was mit diesen Beobachtungen gewonnen ist, das ist ein hoher Standpunkt, von dem aus das Arbeitsfeld und die Gebiete der Tatsachen übersehen werden können. Wir brauchen nicht zu fürchten, uns, wie bei dem früheren Durchkreuzen der einzelnen Gefilde, in Sackgassen zu verlieren. Es sind damit Gesichtspunkte gewonnen für die nun folgenden Fragen, die zu den schwersten ihrer Art gehören und hier nur andeutungsweise erörtert werden sollen.

Wie, wenn zwei Völker sich mischen, wie tritt dann die Tatsache des Schöpfens aus sich selbst zu der des fremden Einflusses? Es lassen sich in diesen Fällen wie in allen solchen die Entwicklung der menschlichen Geistestätigkeit angehenden Fragen nicht schroffe Grenzen ziehen; solche sind undenkbar. Aber ich glaube, vom Studium der obigen Auffassung des Stiles ausgehend, eine Uebersicht über alles, was Stil genannt werden kann, auf folgende Weise gefunden zu haben.

Der vornehme Stil entwickelt seine eigenen Motive in Gehalt und Form nach den eigenen Gesetzen.

Der niedere Stil entwickelt fremde Motive, Formen oder Gebalt nach eigenen Gesetzen.

Der gemischte Stil verwendet die Motive mehrerer Stilarten, um daraus neue Behandlungs- und Fortbildungsgesetze zu entwickeln.

Stillos ist die Auffassungs- und Ausdrucksweise, welche unselbständig, gesetz- und grenzenlos in Gehalt und Form ist.

Leider kann man als gutes Beispiel für die Stillosigkeit die Auffassungs- und Ausdrucksweise des deutschen Volkes vor 1870 bezeichnen. Den gemischten Stil stellt aber die aufkeimende Kunst der Engländer (Präraffaeliten usw.) dar. Der Japanismus ist ein niederer Stil. Einen vornehmen Stil sehen wir aber in der japanischen Kunst. Doch nicht mit den Kultur-, den „modernen“ Völkern wollen wir uns beschäftigen, sondern mit den Wildstämmen.

Betrachten wir einmal, um damit der Phantasie näher zu kommen, die Kunst der Ozeanier, zumal die der Neu-Irländer. Welch gewaltige Formfülle! Es sind unter den vielen Schnitzereien, die im Laufe des letzten Jahrzehntes nach Europa und Amerika gekommen sind, nicht zwei Stücke, die gleiche Komposition und Ornamen-

tation zeigen. In groteskem Aufbau wuchern Tier und Menschen durcheinander, entstehen Zwittergestalten, lösen sich Darstellungen in Ornamenten auf. Da lag allerdings die Hypothese, die von manchen noch heute so heftig verfochten wird, nahe: Das sind gedankenlos entstandene Phantasiegebilde. Wir haben hier also als Parallele zu dem, für die unverstandenen Äußerungen der Weltanschauung aufgestellten Fetischismus den für die Kunst geschaffenen Begriff Phantasie zurückzuweisen. Denn wie es nicht schwer war, die Unmöglichkeit stumpfsinniger, ideenloser Verehrungsformen nachzuweisen, so kann auch die Phantasie als schöpferische Kraft infolge dieses selben Beweises als undenkbar hingestellt werden. In diesem Falle kann ich dem theoretischen den praktischen Beweis folgen lassen. Nachdem es nämlich gelungen war, eine große Menge solcher Schnitzwerke in Abbildung zu sammeln, stellte es sich heraus, daß trotz aller Unterschiede die sämtlichen Formen auf ganz wenige Motive zurückzuführen sind. Stets ist die Komposition und Ornamentation der Gesetzmäßigkeit der Motive entsprechend. Nirgends findet sich ein

Teil, der nicht in Zusammenhang mit den die gesamten Formen leitenden Weltanschauungszweigen stünde, es seien denn Stäbe, die als Bindeglieder in der schwierigen, durchbrochenen Arbeit nötig waren.

Die gewaltigen Verschiedenheiten, die Tatsache, daß nie zweimal eine Komposition geschaffen ist, das sind Wirkungen der Phantasie. Die stilgerechte Phantasie ist also das Vermögen, vorhandene Motive willkürlich zu verwenden, ohne gegen die Gesetze, die der Entwicklung der Motive zugrunde liegen, zu verstoßen.

An dieser Stelle mögen noch zwei andere häufig auftretende Hypothesen durch die Begrenzung der Phantasie gleichfalls mit in den ihnen zukommenden Rahmen gewiesen werden. Einmal handelt es sich um das Lügen der Naturvölker in Bezug auf Kultus, Kunst und Weltanschauung, dann aber um die Fähigkeit, europäische Motive in Kunst und Weltanschauung zu übernehmen. Ein Wilder kann nicht weiter lügen, als Erfahrung, Weltanschauungsumfang und Denkfähigkeit reicht. Also wohl kann er dem verhaßten fremden Mann falsche Angaben über

152

den Weg, geographische Beschaffenheit usw. machen, nicht aber kann er neue Sitten erdenken, neue Erklärungen plötzlich aus dem Blauen greifen. Zum andern werden in der plastischen Kunst z. B. europäische Motive Verwendung finden, wenn eine gewisse Aehnlichkeit mit schon vorhandenen zutage liegt. Uebernimmt er sonst einen Gegenstand, so ist derselbe mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nachgeahmt. Finsch erzählt selbst ein Beispiel von einem nachgeahmten Beil. Ich fürchte nicht sowohl das Lügen der Naturvölker als falsche Auffassungsweise, resp. leichtsinnige Wiedergabe durch den Reisenden.

In der oben erwähnten Arbeit über Ornamentik habe ich ein besonderes Augenmerk den Bewegungen des Stiles, dem Stilisieren zugewendet und eine Gruppe „phantasierendes Stilisieren“ genannt. Der betreffende Satz sei hier wiedergegeben. „Indem Teile verschwinden, Teile verdoppelt, Teile umgedreht, Teile im Verhältnis zum Ganzen übermäßig groß oder klein ausgebildet werden, indem sich die Figur einem Platze in den Umrissen anpaßt, indem das Ganze sich der Materialbeschaffenheit gemäß

ändert, äußert sich das phantasierende Stilisieren, welches als äußerste Produkte der Entwicklungsreihe die Linienornamente zeitigt.“

Es tritt auf diese Weise also sowohl die Tätigkeit selbst als die Folgen derselben in den Vordergrund. Die Folge des phantasierenden Stilisierens ist aber das Vergessen der Motive. Darüber habe ich aber schon oben gesprochen. Mit der Phantasie — von diesem Gesichtspunkte aus der Praxis der Formverwendung — wächst aber der Gehalt nicht.

Jeder, dem diese Auffassung der Phantasie und des Schöpfungsvermögens (als Fortentwicklungskraft) nicht erschöpfend erscheint, möge das Dargestellte mit dem eigenen Vermögen und mit den allgemeinen Auffassungen unserer Schöpfungskräfte und Phantasie vergleichen. Auch bei uns phantasiert man in der Musik über ein Thema, d. h. man verwendet willkürlich irgendeine Musik. Ein Phantast ist durchaus kein Mensch, der neue Ideen schafft, mit dem Gehalte vor allem wirtschaftet, sondern ein solcher, der den Zusammenhang von Form und Gehalt vergißt. Und so probe man weiter.

5. Der Seelenwurm.*)

(1895.)

Weltanschauungslehre. — Heilige Gefäße und Seelenwurm; Fananymythe in Ozeanien. — Die Beseelung der Gefäße. — Gefäßkultur und Fananymythe in Afrika. — Andere Motive der Gefäßkultur.

Die Ethnologie ist deswegen eine bevorzugte Wissenschaft, weil ihre Probleme nicht alle auf dieselbe Weise behandelt und gelöst werden können. Technik, Philosophie, Kunstgeschichte, Waffenlehre, Gerätkunde, Geographie und wie sie alle heißen mögen, liefern Arbeitsstoff in Hülle und Fülle. Während aber die weitaus meisten dieser Hilfswissenschaften (für die Ethnologie) ausgearbeitet sind und von der Ethnologie neue Befruchtung, neue Gesichtspunkte empfangen, gibt es auch neu zu be-

*) Diese Abhandlung sandte ich der Berliner anthropologischen Gesellschaft; sie kam in der Zeitschrift (Berlin 1895) zum Abdruck unter dem Stichwort: „Ein Motiv des Gefäß-Kultes“.

gründende Teile der Wissenschaft. Der wichtigste derselben ist die Weltanschauungslehre.

Die Weltanschauungslehre ist aber nicht nur der wichtigste, sondern auch der schwierigste unter den Zweigen der Völkerkunde, und zwar deshalb, weil wir, unsere Materialsammler, unsere Mitarbeiter, unser Publikum, kurz jedweder, mit Vorurteilen getränkt sind. Den größten Teil verdanken wir der „Religion“, einen kleineren der Philologie. Ein großes Hindernis bietet aber auch die Geographie in Verbindung mit der systematischen Naturwissenschaft, indem sie stets da, wo Aehnlichkeiten vorliegen, mit, man kann sagen, einer gewissen Rauheit die Frage in den Vordergrund bringt, ob hier eine Völkerverwandtschaft vorliegt.

Diese Frage hat aber mit der Weltanschauung zunächst sehr wenig zu tun. Erst dann, wenn eine Summe gleicher Entwicklungsgänge in die Augen fällt, erst dann mag sie in ihre Rechte treten.

Dieses setze ich deswegen meiner vergleichenden Studie voraus, weil mir nach einem

Vortrage über dieses Thema, den ich im Winter 1894/95 hielt, als erste Frage vorgelegt wurde, ob ich mit dem Gesagten die Verwandtschaft der Afrikaner und Indonesier beweisen wolle, eine Frage, die den Ethnologen jedenfalls befremden muß, denn aus dieser Kleinigkeit eine so kühne und doch entschieden nach dem bisherigen Gange der Forschung nicht naheliegende Hypothese aufwerfen zu wollen, wäre mehr als gewagt. Im Gegenteil will ich mit dieser Studie beweisen, daß wir nicht stets die geographischen Gesichtspunkte, die Völkerverwandtschafts-Probleme zu berücksichtigen brauchen. Ich verfare also ebenso wie A. Bastian, nur daß ich mich jeder Berührung des „Elementargedankens“ sowie des Völkergedankens diesmal enthalte. Bastian und v. Luschan fordern in jeder Unterredung Monographien. Die vorliegende Arbeit ist eine Monographie, aber eine solche, in deren Vordergrund lediglich der sachliche Gesichtspunkt steht. —

Es ist nicht das erstemal, daß die „heiligen Gefäße“ einer Besprechung unterworfen werden. A. B. Meyer sammelte Literatur über

die im ostindischen Archipel vorkommenden. *)
Grabowsky bespricht die der Dajak. **) A. Hein ***) widmete demselben Thema seine Aufmerksamkeit und berücksichtigte vor allem die historischen Schlüsse, die sich aus Vergleich von Form und Angaben alter Schriftsteller ergeben.

Auch ist das Gebiet, in dem man heilige Gefäße antrifft, nicht beschränkt. Die wendischen Sagen berichten von Töpfen, die von Hexen angebetet werden, von bodenlosen Behältern, die beim Wasserringe stehen und Leute, die sie haben ertrinken lassen, darstellen. †) In altägyptischen Tempeln sollen Krüge verehrt worden sein. ††) „Die großen Kalebassen, die zu Wasser- und Trinkgefäßen dienen, sind für jede einzelne Person beiderlei Geschlechts auf Nukahiva tabu“. †††)

*) A. B. Meyer, „Altertümer aus dem ostindischen Archipel“. Leipzig 1894. S. 13.

**) Grabowsky in der „Zeitschrift für Ethnologie“ 1885. Bd. XVII. S. 121—128.

***) A. Hein, „Die bildenden Künste der Dajak auf Borneo“. Wien 1890. S. 132 ff.

†) W. v. Schulenburg, „Wend. Volkst.“ S. 78, 125.

††) Becker, „Saga“. III. S. 93.

†††) G. H. v. Langsdorff, „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt“. Frankfurt 1812. S. 116.

Die Schalen und Urnen Buddhas sind heilig. Die Japaner verehren die auf den Klippen des Meerbodens gefundenen Töpfe. In China sind 9 Urnen mit 9 Länderdarstellungen die Palladien mehrerer, auf einander folgender Dynastien.*)

Wenn also der in Frage kommende „Gefäßkult“ (soweit man diesen Ausdruck verwenden darf) nicht nur in diesen Ländern beobachtet wurde, so ist er doch nirgends reger als im ostindischen Archipel mit den anschließenden Gebieten und in West-Afrika. Wenden wir uns dem ersteren Gebiete zu.

In dem Besitze der Dajak und auch anderer malajischer Völker (so der Bagobos auf Süd-Mindanao)**) befindet sich altes chinesisches Geschirr. Die Töpfe werden sehr hoch gehalten und mit bedeutenden Summen bezahlt. Einen Fingerzeig, wie diese Verehrung entstanden ist und mit welchen Anschauungszweigen sie verbunden ist, gibt die Mitteilung, daß in alter

*) Frhr. v. Richthofen, „China“. Bd. I. S. 368, 372. Fr. Ratzel, „Völkerkunde“, 2. Aufl. Bd. I. S. 431.

***) Schadenberg in „Zeitschrift für Ethnologie“ 1885. S. 19.

Zeit, im 14. Jahrhundert, die von Fukien nach Borneo handelnden Chinesen am meisten von den Töpfen absetzten, die das Bild des Drachen enthielten. Der Absatz muß nach den heute noch in Borneo usw. vorhandenen Töpfen ein so umfangreicher gewesen sein, daß die Industrie in China entschieden die Wünsche dieser Konsumenten bei der Formherstellung berücksichtigte. Dies ist um so mehr anzunehmen, als an maßgebender Stelle das Drachentum der Figuren stark angezweifelt wird. Die Figuren heißen „Kawok“, das bedeutet ebensoviel wie Eidechse, Leguan. Die Kawok können sowohl weiblichen wie männlichen Geschlechts sein. Es herrscht eine strenge Unterscheidung. Bestimmte Zeichen lassen das Geschlecht erkennen.*)

Um die Entstehung der Verehrung zu erkennen, muß also eine Sitte, eine Anschauung gesucht werden, welche die Eidechse in irgend eine Beziehung zu den Gefäßen bringt. Die Mythe, die Aufschluß gibt, ist die von dem

*) F. Hirth, „Ancient porcelain“ in „Journal of the China branch of the Royal Asiatic society“. Vol. XXII. 1888. p. 178—179. A. Heine a. a. O. S. 136—137.

„Fanany“, dem Namen, den die Betsileo für den Seelenwurm gebrauchen *) und den ich für diese Anschauung stets verwenden werde.

Die Betsileo pressen den Leichen der Verstorbenen die faulende Zersetzungsbrühe an den Füßen aus und fangen sie in einem kleinen Topfe auf. Nach 2 bis 3 Monaten zeigt sich darin ein Wurm, das ist der Geist des Verstorbenen. Diesen Topf setzen sie in das Grab, in welches der Leichnam erst nach dem Erscheinen des Fanany gebettet wird. Eine Bambusröhre verbindet den Krug mit der freien Luft. Nach 6—8 Monaten kommt dann nach dem Glauben der Betsileo das Fanany in Gestalt einer Eidechse an das Tageslicht. Die Verwandten nehmen es mit großen Festlichkeiten auf und senken es wieder in die Röhre, in der Hoffnung, daß dieser Ahnengeist dort unten prächtig gedeihen und sich zum mächtigen Schutzgeist der Familie, ja des ganzen Dorfes entwickeln werde.**)

*) Auf die Bedeutung der Fanany-Mythe für die afrikanische Kunst hatte ich schon einmal Gelegenheit hinzuweisen. „Westermanns Monatshefte“. 1895/96.

***) Sibree, „Madagascar“, p. 309—10.

Die Sitte, den Leibern der Toten die Verwesungssauce auszupressen, oder vielmehr der Sinn, der darin liegt, daß in den flüssigen Teilen des menschlichen Körpers die Seele wohne, ist in Ozeanien weit verbreitet.

Nach Müller wird an einigen Orten die Leiche im hochstehenden Sarge unter einem pfahlgestützten Dache (Djirap) aufgestellt. „So lange der Sarg im Sandung raung bewahrt wird, hängt darunter ein großer Topf, „sitoen“, der mittelst einiger Oeffnungen mit dem Inhalte des Sarges in Verbindung steht und worin sich die flüssigen Stoffe sammeln. Der Topf wird später in die Erde begraben, da, wo der Djirap gestanden und mit der Leiche verbrannt wurde“*). Oder ein etwas anderes Beispiel: „Die reichen Familien setzen die Särge auf ein Gestell von Pfählen, mit etwas Neigung den Füßen zu. In der Höhe der Beine wird ein Loch in den Boden des Sarges gebohrt und in dasselbe ein Bambu eingekittet, der entweder die Fäulnissauce direkt in die Erde oder in einen

*) Fr. Grabowsky im „Internationalen Archiv für Ethnographie“. Leiden 1889. Bd. II. S. 189.

irdenen Topf leitet, welcher zu diesem Zwecke mit dem Bambu verbunden und verkittet wird. Dieser Topf wird dann später beim Tiwah zer schlagen und kommen die Scherben zusammen mit den Gebeinen in den Sandung raung.“*) Nach wieder anderem Berichte blieb in alter Zeit der Topf 49 Tage unter der Leiche stehen, und dann wurde die Jauche getrunken. Es herrschte dabei der Glaube, in den Maden wohne die Seele des Verstorbenen.**)

Eine eigene Form, ein Ausläufer dieses Sittenkreises, hat sich bei den nördlichen Orang Benua erhalten. Nach Newbold verband man die Nase des Toten in der Erde mit der Erdoberfläche vermittelst eines Rohres.***)

Die Antakárana reiben sich mit der aus den Leichnamen gepreßten Jauche ein.†) Die Niasser zwangen einen Sklaven, die Fäulnis-

*) Fr. Grabowsky, ebenda S. 181.

**) Fr. Ratzel, „Völkerkunde“. 2. Aufl. Bd. I. S. 444—445.

***) Newbold, Account of the British settlements in the Straits of Malacca. London 1839. II. p. 408.

†) Sibree, „Madagascar“, p. 270.

flüssigkeit eines Häuptlings zu trinken. Sobald er daran erstickt war, wurde er enthauptet jenem nachgesandt.*) Die Motu in Port Moresby graben dem Toten vor seinem Hause ein Grab, wickeln ihn in eine Matte und senken ihn in die Grube, über der eine kleine Hütte aufgeschlagen wird. Wenn er dann nach einiger Zeit wieder aus dem Grabe genommen wird, reibt die Witwe sich mit dem faulenden Fleische ein, während der Leichnam präpariert wird.**)

Die Samoaner lassen den Leichnam auf der Erde verfaulen. Sobald er aufschwillt, wird der Leib durch ein Loch geöffnet und die Ver-

*) „En 1862 une expédition militaire parcourut cette île (Nias). Le cadavre d'un des chefs indigènes, mort de ses blessures, avait été déposé dans un tronc d'arbre creusé, jusqu'à ce que le corps commençait à pourrir. Alors on fit un trou au pied du tronc et y introduisit un bambou creux, tandis qu'à l'autre extrémité de ce bambou on attachait un esclave, de manière que les liquides qui écoulaient du corps du défunt entrèrent dans la bouche de l'esclave, qui fut bientôt suffoqué. Après on lui coupa le tête que l'on attachait au tronc d'arbre contenant le corps du chef.“
Communication de Monsieur Piepers dans les Archives Internationales. Vol. I. 1888. p. 198.

***) Ratzel, „Völkerkunde“. 2. Aufl., Bd. I, S. 304.

wandten saugen ihn aus.*) Sie speien die Brühe in eine Schüssel. Verschiedenes wird von den Gilbert-Insulanern erzählt. Nach Gulick wird der Tote sehr lange aufbewahrt, und die Verwandten reiben sich mit dem der Leiche vor den Mund tretenden Schaume ein. Nach anderem Berichte schläft die Witwe bei dem Toten und bestreicht sich mit dessen Verwesungsbrühe, bis dem Toten der Kopf abfällt.**)

In der Ausstrahlung der Sitten in Einzelbildungen findet sich auf den Karolinen eine interessante Parallele zu der Röhre der Orang Benua. „Das Zustopfen der Anus-, der Vagina-, der Urethra-Mündung, welches hier (auf den Palaus) mittelst ausgekämter Pflanzenfaser, auf Uleaj mittelst Cuscuna-Wurzel, auf Ruck noch auf die Nasenlöcher angewandt mittelst des Gelbwurz-Pulvers und auch auf Ponape mittelst des Schwammes geschieht, soll ver-

*) Mariner, „Tonga Island's“. London 1818, Vol. I, p. 375.

**) Gulick, „Micronesia nautical Magazine“, 1862, p. 411. Fr. Ratzel, „Völkerkunde“, 2. Aufl., Bd. I, S. 305. Otto Finsch, „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee“. Wien 1893, S. [313] = [315].

hindern, daß die Flüssigkeit des Innern durch diese Oeffnungen sich entleere, und soll hauptsächlich dem Geiste zugute kommen.“ *)

Aber in noch anderer Form hat sich dieser Mythos vom Seelenwurm erhalten. Oftmals zeigen sich dieselben Mythen in den Extremen der Anschauung bei den Naturvölkern. Die Schöpfung wird sehr oft in umgekehrter Weise, wie die Lostrennung der Seele vom Körper, gedacht. So, wie in der Made im verwesenden Körper die Seele erblickt wird, so läßt man den Körper aus der Made auch erstanden sein. Das beweisen die Schöpfungssagen der Samoaner und Tonganer. Tangaroa sandte seine Tochter Tuli in Schnepfengestalt hinab, um die nackten Felsen zu bevölkern. Eine Schlingpflanze, die so entstand, verwelkte. Aus den Blättern und Stengeln der Verfaulenden entstanden die Würmer. Tuli zerhackte sie mit ihrem Schnabel und machte die Menschen daraus. Die Pflanze ist die Fue-Fue-Faser. Andere Berichte sagen, es sei nicht Tuli, sondern Hajo der die

*) K u b a r y in „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“, Bd. I, S. 9. Otto F i n s c h, Ethnol. Erf. und Belegst. S. [502].

Menschenkörper Bildende gewesen und Tuli habe die Seelen in sie hineingetragen. Auf Tonga nehmen Maui und Kiji-Kiji die Vogelgestalt an. Auch sagt eine Mitteilung, die Schnepfe habe die Würmer aus der Erde gekratzt, und dann seien die Menschen daraus entstanden.*)

Aus den Würmern im Körper eines toten Mannes entstehen nach tahitischem Glauben die Schweine,**) ein interessantes Bindeglied.

Hieran schließt sich dann der Uebergang von dem Wurm in die Eidechse und das Krokodil an. „Auch die Atua erscheinen gern in Gestalt von Eidechsen. Wie die Eidechsen durch die Oeffnungen des Körpers gekrochen kommen und Krankheiten bringen, so verursacht bei den Maori der Eidechsegott Moko-Titi Kopfweh.“ Durch diese Tatsachen möge hier

*) Schirren, „Die Wanderzüge der Neu-Seeländer und der Maui-Mythus“. Riga 1856, S. 35. A. Bastian „Inselgruppen in Oceanien“, S. 23, 36, 43 und 57. Fr. Ratzel, „Völkerkunde“, 1. Aufl., Bd. II, S. 294. Tumer, „Nineteen years in Polynesia“. London 1861, p. 244. A. Bastian, „Die Schöpfungssage der Samoaner“ u. a. m.

***) Ellis, „Polynesian Researches“. II p. 52.

der Anschluß genügend bewiesen sein. Weitere Verfolgung würde zu weit führen. In der Anmerkung*) mögen noch Einzelheiten folgen.**)

Während derartig die Fanany-Mythe in der Verehrung der Eidechse ausläuft, hat sich der Zusammenhang mit jenem Gefäße, in dem die

*) Fr. Ratzel, „Völkerkunde“. 2. Aufl. I. S. 284. Die nördlichen Madegassen glauben, daß die Geister der Häuptlinge in Krokodile übergehen, und einige Rajahs auf Timor rühmen sich der Abkunft vom Krokodil. Auf Samoa wird in dem Bache Safala eine Eidechse als Aitu verehrt. Am Ende des Dajaksarges findet sich oft das Bild dieses Reptils, und ein Tambu-Haus auf den Salomon-Inseln weist ein solches in entsprechendem Verhältnisse zu dem Menschenbildnisse auf. Zur Krankheit nimmt die Eidechse sowohl eine heilende als eine verursachende Stellung ein (Nukahiva). — Martens in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie. II. 1870. S. 243. Fr. Grabowsky im Internationalen Archiv für Ethnographie 1889, S. 192. C. Bock, „Unter den Kannibalen von Borneo“. Jena 1882, S. 89. H. B. Guppy, „The Salomon Islands“. London 1887. p. 68. Sibree, „Madagascar“, p. 302. Rienzi, „Oceanien“. I. S. 223. Bastian, „Inselgruppen in Oceanien“, S. 44 und 57. G. H. v. Langsdorff, „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt“. Frankfurt 1812. S. 134.

***) Vergl. Anmerkung 4, S. 534.

Fäulnisflüssigkeit aufgefangen wurde, in einer anderen Reihe erhalten. Ratzel erklärt summarisch: „Die Töpfe, welche die Jauche faulender Leichname aufnahmen, werden zur Erinnerung aufbewahrt.“*) Also es läßt sich noch manches auf die Fanany-Ursitte zurückführen, von dem ein Teil hier Verwendung finden möge. So die Bestattung in Gefäßen: „von D e w a l l erwähnt, die Rajahs und die reichen Dajak ließen die Körper ihrer abgesehenen Verwandten nicht auf den Begräbnisstätten verbleiben, sondern sammelten die Gebeine, nachdem die vergänglichen Teile verschwunden sind, in Krügen und verwahrten dieselben im fernen Gebirge in Höhlen.“ Daß dies bei den Dajak von Long-Wai der Fall sei, hat B o c k nicht gehört, wohl aber sagte man ihm, daß die Dajak an den Ufern des Taweh im Doesuan-Distrikt diesem Gebrauche huldigten, ihn jedoch in den letzten Jahren seit der Oberherrschaft der Holländer aufgegeben hätten.**)

*) Fr. Ratzel, „Völkerkunde“. 2. Aufl. I. S. 432.

***) C. B o c k, „Unter den Kannibalen von Borneo“, S. 89–90.

Im holländischen Neuginea finden sich die Schädel in Körben, die Ahnenbilder in Kästen.*) Auf Hawai wurden die Knochen ausgegraben, sobald das Fleisch in der Erde verwest war, sorgfältig gereinigt, mit Tüchern umwickelt und in Kalebassen und Kürbisschalen aufbewahrt, die alsdann in der Hütte aufgehängt wurden.**)

Sehr wertvoll sind aber die Mitteilungen von den Marianen,***) die sich auf die Gefäßverehrung beziehen. Wenn jemand im Sterben liegt, dann stellt man einen Korb zu seinen Häupten. Man bittet die Seele inständig, diesen Behälter als Wohnsitz zu erwählen oder wenigstens in ihm bei späteren Besuchen zu ruhen.†) Auch von Töpfen als Wohnstätten des Geistes Verstorbener wird von den Marianen berichtet.

*) J. D. E. Schmeltz und de Clerq, „Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw - Guinea“. Leiden. Taf. XXXVI, Fig. 16, Taf. XXXV, Fig. 13.

**) Rienzi, „Oceanien“, Bd. II, S. 123.

***) Le Gobien, „Histoire des Isles Marianes“, Paris 1700. p. 65.

†) Wenn die „Iwis“, die bösen Geister, sich in einer Wohnung dadurch unangenehm bemerkbar machen, daß Fälle von Erkrankungen eintreten, so unternimmt man auf den Nikobaren eine Seelenvertreibung. Es wird ein großes Fest ge-

Vergleichen wir nun mit dem bis jetzt Klargelegten das von Grabowsky*) zusammengetragene Material.

Ueber den Ursprung der Töpfe erzählen die Dajak der Kapuas, daß sie vom König von Matjapahit, der ein Sohn von Mahatara, dem höchsten Gotte, war, gemacht seien während seiner Anwesenheit auf Borneo, wohin er durch eine Gesandtschaft berufen war, um zu regieren. Niemand durfte zugegen sein, wenn er solche Töpfe (und auch Dolehe) machte; doch seine neugierige Frau überraschte ihn einst bei seiner Arbeit und seit der Zeit verfertigte er keine

feiert, welches alles in fröhliche Laune versetzt. Dann locken die durch den Palmwein in Aufregung Versetzten den Iwis mit Schmeicheleien, „dann aber schelten und beschimpfen sie ihn ganz ordentlich, und während die Weiber immer mehr heulen, entwickelt sich ein fingierter Kampf. Man ringt mit ihm, bis er erwischt ist; sodann bringt man ihn in den Geisterkorb „Schim“ (Taf. II, Fig. 6 und 8) und dann auf das „Geisterschiff“, ein Boot, auf dem er auf das Wasser hinausgefahren wird“. W. Svaboda im „Internationalen Archiv für Ethnographie“. VI, 1893. S. 10 u. 11.

*) F. Grabowsky, „Ueber die Djawets oder heiligen Töpfe“ usw. in der „Zeitschrift für Ethnologie“. Berlin 1885. S. 122–128 mit Tafel VII.

Töpfe mehr. — Schwane r erzählt die Legende so: „Aus dem Lehm, welcher nach der Schöpfung von Sonne, Mond und Erde übrig geblieben war, machte Mahatara, der höchste Gott, sieben Berge auf Java in der Nähe von Matjapahit. Ratu Tjampu, von göttlicher Abkunft, verfertigte aus dem Lehm dieser Hügel kunstvolle Töpfe, bewahrte sie mit anderen Arbeiten seiner kunstfleißigen Hand, als Gongs, Dolchen u. a., in der Höhle eines Berges und bewachte sie sorgfältig. Er heiratete Puti Quakmanjang, die Tochter des Fürsten von Matjapahit, und zeugte mit ihr einen Sohn, Raden Tunjong genannt. Verschiedene unangenehme Erfahrungen, die er auf Erden machte, veranlaßten Ratu Tjampu, in sein altes Vaterland, den Himmel, zurückzukehren. Bevor er dies jedoch tat, zeigte er seinem Sohn die in den Höhlen aufbewahrten Töpfe usw. und ermahnte ihn, sie sorgfältig zu bewachen. Doch der vernachlässigte bald den Rat seines Vaters, und infolgedessen entflohen Töpfe und Dolehe, welche man nicht schnell genug festhalten konnte, nach allen Richtungen. Einige stürzten sich in die See und verwandelten sich in „Tampaha“ ge-

172

nannte Fische; andere flüchteten in die Wälder und wurden da zu Hirschen und Schweinen; die Waffen wurden zu Schlangen, die Gongs (kupferne Trommeln) zu Schildkröten usw. Darum, so meinen die Dajak, kann es heute noch geschehen, daß ein glücklicher Jäger ein Wild erlegt, das aus einem solchen Topf entstanden ist; während der Todeszuckungen verändert sich das Tier in den ursprünglichen Topf.“

Diese Mythe läßt von vornherein einen doppelten Verdacht aufsteigen, einmal, daß die Deutung sekundärer Natur ist, dann, daß es sich um die Vermischung von zwei, wenn nicht noch mehr Mythen handelt. Diese Erscheinungen gehören in den ozeanischen Gebieten zu den allerhäufigsten.

Weiterhin liegt, wie bei allen derartigen ozeanischen Erzählungen, sicherlich ein Teil in Zusammenhang mit der Ahnenverehrung. Dieser Zusammenhang läßt sich aus vier Teilen erkennen:

1. den Kawok, den den Töpfen aufgeprägten Eidechsen,

2. dem Umstande, daß man weibliche und männliche „Blangas“ (so heißt ein Teil der Töpfe) unterscheidet, und daß man den Topf als mit einer „gana“, d. h. Seele, versehen denkt,
3. der Mythe von der Verwandlung in Tiere,
4. daraus, daß man beim Kaufe und bei wichtigen Gelegenheiten den Topf mit Hühnerblut bestreicht.

Schurtz*) hat nachgewiesen, daß eine der wichtigsten Anschauungen der altmalajischen Kulturwelt die totemistische gewesen ist. Im malajischen Archipel haben sich wenige Spuren davon erhalten; die vorliegende ist eine der wichtigsten. Die Vereinigung der Anschauung mit der vom Seelenwurm ist eine naheliegende. Der Topf ist mit einer „gana“, der im Seelenwurm, dem Fanany (Kawok!), repräsentierten Seele des Verstorbenen, versehen. Der Verstorbene stammt vom Tiergeschlecht, deshalb nehmen die Gana und der Topf selbst leicht wieder Tiergestalt an.

*) H. Schurtz, „Das Augenornament und verwandte Probleme“. Leipzig 1895.

Und ähnlich sowohl wie dieses, als wie das Mais oder Tangaroas zu den Würmern, ist das Verhältnis des Topfes zu dem Hühnerblute. In ganz Indonesien können wir das Schwanken vom Buceros zum Hahn, in Melanesien und Polynesien vom Buceros zur Schnepfe, zum Hahn usw. beobachten. Diese Vögel tragen die Seelen ins Jenseits. Neben dieser primären Anschauung findet sich aber auch die sekundäre, daß der Vogel das Sinnbild des Lebens, der Lebensentstehung, d. h. der Seelenversorgung, der Beseelung ist. Wie Tangaroa aus dem Wurm den Menschen schafft, so wird, infolge Bestreichens mit Hühnerblut, der heilige Topf „beseelt“. Die „gana“ zieht ein.

Daß die Töpfe selbst nicht malajischen, sondern chinesischen Ursprungs sind, kann diese Schlüsse nicht stören. Wenn auch behauptet wird, daß erst nachdem das Geschirr von der Fuju-Provinz eingeführt sei, auch die Bestattungsform, nämlich in Gefäßen die Gebeine des Toten aufzubewahren, aufgekommen sei, so ist es doch naheliegend, daß, wie in Hawaii und auf Madagaskar, Holzgefäße oder Kalebassen verwendet wurden. Auch ein solches Gefäß kann mit einem Kawok versehen werden.

In Westafrika strotzen uns allerorts „Fetisch-töpfe“ entgegen. Dieser Ausdruck läßt schon erkennen, daß in diesem Gebiete dem betreffenden Sittenzweige noch keine Bearbeitung oder ein tieferes Eingehen zuteil geworden ist; denn das Wort „Fetisch“ ist ein Verlegenheitswort, eine Aushilfe für alle die, die eine Sitte oder die Bedeutung eines Gegenstandes nicht verstehen. Prüfen wir, ob in Afrika die Heiligkeit der Töpfe auf ein gleiches Motiv wie in Ozeanien zurückzuführen ist.

„Bei den Wahólo-hólo am Tanganjika hängen die Weiber eines Verstorbenen die Leiche des Mannes in der Hütte am Halse auf, bis sie verfault, und die stinkende Jauche, die Maden und Knochen, die herabfallen, werden in einem Topfe aufgefangen, den man nach Beendigung der Prozedur in den Tanganjika wirft.“*)

„Bei den Maschinsche, Kioko und Minungo legt man die Fürstenleichen offen in ein Haus; sämtliche Einwohner verlassen dann das Dorf und gehen zu oder mit dem Nachfolger. Nur

*) H. Stuhlmann, „Mit Emin Pascha im Herz von Afrika“. Berlin 1893, S. 90 Anm.

drei Sklaven bleiben bei dem Toten, wohnen mit ihm in demselben Hause und sammeln sorgfältig Tag für Tag die vom Fleische fallenden Würmer. Diese anmutige Beschäftigung üben sie wohl drei Jahre hindurch aus, bis nur noch das Skelett vorhanden ist. Dann werden die in einem Gefäß aufbewahrten Würmer, die das Fleisch des Verstorbenen repräsentieren, samt den Knochen in irgend einen Busch geworfen.“*)

Diese Zitate genügen für das Vorhandensein wenigstens der einen Seite des Fananyglaubens. Daß aber auch die andere nicht fehlt, geht aus einem anderen Zyklus von Sitten hervor!

Die Kaiser von Monomotapa schmierten sich mit der aus den Körpern gehängter Verbrecher heraustropfenden Fäulnisflüssigkeit ein, um ihr Leben zu verlängern.***) Ebenso charakteristisch ist ein Brauch, den die Pongwe üben. Stirbt ein angesehenener Mann, so trennt man das Haupt ab, setzt es auf Kreide und fängt derartig die verfaulende Hirnflüssigkeit auf. „Wer dann mit

*) S c h ü t t, „Reisen im südwestlichen Becken des Congo“, S. 115.

***) B a s t i a n, „Reise nach San Salvador“, S. 293 Anmerkung.

solcher Kreide seine Stirn bestreicht, in dessen Kopf dringt die Weisheit desjenigen ein, dessen Hirn die Kreide eingesogen hat.**)

Und ein Gegensatz, wie ihn die Palauer Sitte zu der der Dajak zeigt, findet sich in Afrika auch. „Wenn das Gespenst in Sisa (Guinea) bleibt, so ist seine Dauer von dem Verfliegen letzter Flüssigkeit abhängig, weshalb, um alles „Flüssige“ im Körper zusammenzuhalten, dessen Oeffnungen verstopft werden müssen.“**)

Dem reihen sich dann noch die Sitten an, die ein Verhältnis der Würmer zum Körper und zur Flüssigkeit andeuten.

An der Goldküste halten die Ganga an gewissen Tagen lange Reden, Ansprachen an das Volk. Nach derartigen Predigten folgt noch eine Weihezeremonie. Es steht daneben ein Gefäß mit Wasser, in dem eine Eidechse schwimmt. Es werden Weiber, Kinder und ein kleiner Opferaltar damit besprengt.***) In einem Dorfe der Wabondei an der Grenze des Digo-

*) Wilson, „Westafrika“, S. 293.

***) Bastian, „Allerlei aus Volks- und Menschenkunde“, Bd. II, S. XLVI.

****) „Allgemeine Historien der Reisen“. Bd. IV, S. 188.

Landes sah B a u m a n n eine in diese Erscheinungen gehörige „Daua“. „Auf einem erhöhten Lehmsockel, inmitten eines Stangenzaunes, war ein Topf mit Wasser eingelassen. In demselben befand sich eine lebende Landschildkröte. Dieselbe war ganz grün von Schlamm und befand sich monatelang ohne Nahrung in ihrem Gefängnis. Sie galt als ein sehr mächtiger Zauber.“*)

Es ist eine genugsam nachgewiesene Tatsache, daß in Afrika die Sitten sich untereinander ebenso mischen wie die Völkerschaften. So bilden sich aus oft just entgegengesetzt entstandenen Motiven verwickelte Anschauungen, die sich nur verstehen lassen, wenn die Zurückverfolgung auf dem Wege der Entstehung gelingt. Es wird daher wünschenswert sein, Motive klarzulegen; eine Reihe von guten Bausteinen wird man dann erlangen und in den Besitz eines gediegenen Materials für den Aufbau der Weltanschauung kommen.

Eine Sitte, die in die Gruppe der verwickelten gehört, ist z. B. die folgende: „Wenn in einem

*) Oskar B a u m a n n, „Usambara und seine Nachbarländer“, S. 140.

Dorfe der Wanjamwesi ein Verbrechen zu ermitteln ist, so läßt der Ganga (Stuhlmann schreibt „Zauberer“) alle Insassen des Dorfes zusammenkommen, schlachtet, während er alle Teilnehmer scharf beobachtet, in deren Mitte ein weißes Huhn und gießt eine Medizin darauf, die bewirken soll, daß eine Seite des auf die Erde gelegten Huhnes verfault und Fliegenmaden aus ihr herauskommen. An der Seite des Huhnes, auf der diese Maden erscheinen, muß sich der Täter im Kreise der Leute befinden.“*) Einmal kommt hier das Huhn und die Vogel-Mythe, dann die Made und die Fanany-Mythe in Betracht. Der Vogel, der die Seele ins Jenseits führte — so ist die ursprüngliche, primäre Anschauung —, ward zum Repräsentanten der Seele, und ihm legte man die Fragen (im Orakel) vor, die der Tote nicht mehr beantworten kann. Die Made ward für die Afrikaner auch eine Verkörperung der Seele. Da, wo zwei derartige Verkörperungs-Anschauungen vorhanden sind, treten sie leicht miteinander in einer Sitte in Verbindung. Dies ist dafür ein Beispiel. Noch eines möge hier Erwähnung finden.

*) H. Stuhlmann a. a. O., S. 93.

Bei der Prüfung eines Dryabo-Kandidaten „verbergen die Kru den Kopf eines Huhnes in einem von mehreren zu diesem Zwecke herbeigebrachten Töpfen, und der Kandidat muß dann hinzutreten und angeben, in welchem Topfe der Hühnerkopf verborgen ist.“*)

Die Hauptfunktionen des Dryabo liegen im Verkehr mit den Geistern. Das Huhn stellt den Geist dar, mit dem er sich in Verbindung setzen

*) Wilson, „Westafrika“, S. 97–98. Eine auffallende Aehnlichkeit mit dieser bei den Kru gehandhabten Sitte hat eine entsprechende auf den Fidji: „Der Mbete (Priester) muß vor der Weihe die Probe einer Begeisterung (Geisterzitation in seine Person) durch die Kalou ablegen im Zittern und Schütteln eins Topfes.“ Bastian, „Oceanien“, S. 67. Erwähnung an dieser Stelle verdient eine Sitte der Batak: „Ist lange Zeit kein Regen gefallen, so gilt dies in den Augen der Batak als ein untrügliches Zeichen, daß ein (geschlechtliches) Verbrechen begangen worden ist. Mehrere Ortschaften treten zusammen und halten Beratung ab, um die Personen ausfindig zu machen, welche desselben verdächtig sein könnten; diese werden sofort dem üblichen Gottesurteile unterzogen, was auch dann zu geschehen hat, wenn kein Augenzeuge des Deliktens anwesend ist. Es werden zu diesem Behufe drei Körbe — Bakka genannt —, welche ausschließlich zu diesem Zwecke dienen, in die Mitte der Versammlung gestellt und mit Tüchern zugebunden. Drei Frauen nähern sich und legen

können muß. Der Topf, durch den Seelenaufenthalt schon mit dem Geruche der Heiligkeit versehen, bietet ein geeignetes Werkzeug für die Tätigkeit des „Geisterschers“.

Sehr viele Motive nehmen im letzten Stadium der Sittenäußerung die Gestalt des Orakels an; so auch hier die Fanany-Mythe.

Um den Urheber eines Unglücks in Erfahrung zu bringen, nimmt der Ganga eine Schüssel mit Wasser zur Hand, und „indem er sich wie lauschend über sie beugt, spricht er: „Vater, Mutter (damit meint er Geister von Abgeschiedenen), offenbart mir, wer den Zauber verübt hat!“ Nach einiger Zeit weiß er einen Namen zu nennen.“*)

Sehr eingehend schildert Pogge die Vorgänge, die sich abspielen, wenn ein Ssongo einen Ganga wegen der Ursache seiner Krankheit befragt. Der Ganga ergreift einen Tontopf, be-

ihre Hände so auf dieselben, daß sie sich gleichzeitig unter einander berühren. Fangen die Körbe nun an sich zu bewegen, so ist das verdächtige Paar schuldig und verfällt der Strafe.“ Joachim Freiherr v. Brenner, „Besuch bei den Cannibalen Sumatras“, Würzburg 1894, S. 212.

*) Schwarz, „Kamerun“, S. 175.

spricht ihn und bemalt ihn mit weißem und rotem Ton; er füllt ihn mit Wasser und wirft einige kleine grüne Zweige hinein. Nimmt er an, daß der Urheber ein Verstorbener sei, so setzt sich der Ganga mit dem so bereiteten Topfe und noch anderen heiligen Gegenständen, als geschnitzten Köpfen (wohl an Stelle früher verwandter Schädel) usw., in die Mitte der Anwesenden. Während er sich mit dem Wasser im Topfe wäscht, vollzieht er allerlei Zeremonien. Plötzlich springt er auf und stößt zum Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen in ihn übergegangen ist, unartikulierte, bestialische Töne aus. Man nimmt an, die Seele des Verstorbenen sei in ihn gefahren und befragt ihn nunmehr. „Jene Töpfe werden in der Familie oft im Freien vor den Häusern oder an den Wegen aufgestellt oder auch auf die Gräber der Verstorbenen gelegt.“*)

Einige sehr wichtige Notizen, die hierher gehören, hat Bastian aufgezeichnet. „Die Otutu-Leute antworten, als Wongmänner befragt, bei Krankheiten durch Schauen in einen Kulo (Topf) mit Wasser.“ Und anderweitig:

*) Pogge a. a. O., S. 38.

„Bei einer Krankenheilung am Alt-Kalabar gab zuerst der Abia-ibok ein Zweigblatt in die Hand (zum Erbrechen-Erregen) und dann blickte Abia idiang in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, worin die Sonne flimmerte, um die Seele des Kranken zu erkennen, die sich indessen nicht zurückrufen ließ, sondern „flew away to the sun“.*)

Nehmen wir dazu noch eine Sitte der Angola-Neger. Ehe sie auf Reisen gehen, befestigen sie einen kleinen Topf an einem Gerüst und legen einige Pflanzen hinein. Bevor sie die Reise antreten, waschen sie sich mit dieser Flüssigkeit und glauben sich so gegen jede Unbill gesichert.**)

*) B a s t i a n, „Der Fetisch an der Guinea-Küste“, S. 39 und 40. Letzteres nach W a d e l l.

***) W o l f f, „Im Innern Africas“, S. 144. Hier möge noch des Vergleichs halber eine Mitteilung von L e n z folgen; es handelt sich um die Reisevorbereitungen der Okande. „Als der Ganga mit seinem Topf voll Medizin kam, warfen sich alle im Dorf anwesenden Männer auf die Erde und wandten das Gesicht ab, um den Medizintopf nicht zu sehen.“ Die Frauen umringten den Ganga und machten ihn für jedes die Männer auf der Reise betreffende Unglück verantwortlich. „Am Abend vor dem Aufbruch kamen sämtliche Ganga zusammen, setzten sich im Kreise um ein

Diese Sitte kann keiner anderen Gruppe von Erscheinungen angehören als einerseits denen des Orakels, die zuletzt besprochen sind, andererseits jenen Ausartungen der Fanany-Sitten, die sich im Waschen des Körpers mit der Zersetzungsflüssigkeit äußern. Der Zusammenhang der einzelnen Reihen ist also gegeben. Damit aber auch die Tatsache, daß in beiden Reihen ein Teil der ursprünglichen Sittenform in Verlust geraten ist; einmal sammelt man wohl Maden und Knochen in Töpfen und Kör-

Feuer und begannen feierliche Weisen zu singen. Nach einiger Zeit begaben sie sich im ersten Zuge in den Wald, um Medizin zu bereiten, was kein profanes Auge sehen darf. Bald darauf kamen sie mit einem zugedeckten Topf voll dieser kostbaren Substanz zurück und kochten dieselbe über dem Feuer unter beständigem Absingen von Zauberliedern.“ Oscar Lenz, „West-africa“, S. 202 und 203. Wenn die Mitteilung auch nicht über den ganzen Umfang der Zeremonien Aufschluß gibt, so ist doch anzunehmen, daß sie ebenso wie in Angola ausliefen. Weiterhin möge hier noch eine Sitte der Goldküste Erwähnung finden. Um vom Geisterpfahl eine Orakelnachricht zu empfangen, wird er vom Ganga mit dem Wasser aus einem Becken besprengt. Er wird gleichsam „belebt“ gemacht. Das Wasser nimmt wohl auch hier die Stelle der Verwesungssauce ein. „Allgemeine Historien der Reisen“, Bd. IV, S. 190.

ben, aber man wirft dann, wohl vom Ekel ergriffen (obgleich der dem Neger nicht nahe liegt), das Gefäß mit dem Inhalt in den Busch, das Wasser. Zum andern weiß man den Inhalt der Töpfe wohl zu schätzen, aber wenig Ahnung wird unter den Negern vorhanden sein, daß nicht die Töpfe, sondern der einstige Inhalt, die Zersetzungsflüssigkeit, die Tätigkeit der Seelenverkörperung repräsentiere.

Ich habe es schon an anderer Stelle nachgewiesen und hier kann und möge noch ein guter Beweis dafür geliefert werden, daß die Motive zu dem größten Teile afrikanischer Verehrungen, Sitten, Zeremonien nicht mehr bekannt sind oder vom Eingeborenen selbst nicht mehr verstanden werden. Daraus aber folgt, oder vielmehr damit steht in Verbindung, daß die Sitten sich in viele getrennte Einzelheiten aufgelöst haben, daß diese sich in buntem Durcheinander mischten und so dem scheinbar unentwirrbaren und, was noch schlimmer ist, auch scheinbar ideenlosen Anschauungssystem das Leben gaben. Wie gesagt, das Gefährliche ist das „anscheinend Ideenlose“ der afrikanischen Weltanschau-

186

ung. Der Reisende erfährt, daß ein Baum, ein Huhn, ein Menschenbild, eine Schlange, ein Gefäß dieselbe Verehrung erfährt, daß in ihnen dieselbe Kraft vermutet wird, daß alle diese Gegenstände in der Sitte einander ablösen; somit liegt für den oberflächlichen Beobachter die Vermutung der Ideenlosigkeit, des echten Fetischismus, ungemein nahe. Das ist der Grund, weshalb ich die Topfverehrung der Afrikaner noch weiter verfolgen will, um einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie unter den sämtlichen Kultformen ideenlos, beziehungslos keine ist.

Halten wir zunächst fest, daß ein großer Teil der Topfverehrung auf die Fanany-Mythe, wie ich sie kurz nennen will, zurückzuführen ist.

Schon verschiedentlich sahen wir, daß in den Topf, der in irgend einer Weise übernatürlich kräftig wirken sollte, Zweige geworfen wurden. Es hängt das mit der Baumverehrung und den anschließenden Sitten zusammen. Das Motiv ist: Im Baume wohnen die Seelen der Ahnen, bezw. der Ahnengeist, der Stammvater. Aus der Baumverehrung entstehen die Geisterpfähle, die Kerb-bäume u. a. Der Geisterpfahl ist in erster Linie ein Zweig, dann ein Pfahl, an dem oben ein

Zeugbündel, ein Strohbündel usw. befestigt ist. Er ist ebenso wie in Ozeanien auch in Afrika „Tabu“-Zeichen. Die Geheimbünde nehmen das Eigentum ihrer Mitglieder in ihren Schutz, indem sie es mit einem derartigen Geisterpfahl versehen.*)

Demselben Ideengange entspricht der Zweig in den Töpfen. Aber noch des weiteren hat diese Anschauung sich mit der Topfverehrung verbunden. In einem Gehöfte der Marghi machte Barth die folgende Niederschrift: „Mitten in dem etwas unordentlich aussehenden und keineswegs regelmäßig eingezäunten Gehöfte, wo man uns einquartiert hatte, war ein Gegenstand von hohem Interesse. Es war ein langer Pfahl, etwa 9 Fuß emporrhend, mit einem kleinen Kreuzholz, das zugleich einen Sitz für einen irdenen Topf mittlerer Größe bildete. Das war ein „ssafi“, eine Art von Fetisch.“**)

Unter den „Zaubermitteln gegen die Streif-

*) Siehe meine Arbeit über „Die Kunst der Naturvölker“ in „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften“.

***) Heinrich Barth, „Reisen in Africa“, Bd. II, S. 491.

züge der Hexen oder bösen Geister“ führt Winterbottom auch als Beispiel „einen alten Topf, der auf einem Pfahl steht“, auf.)*

Inzwischen ward der Geisterpfahl zur Ahnenfigur.

Pogge bildet den „Fetisch“, der vor den Eingängen zur Wohnung des Muata Jamvo und der der Lukokescha führt, ab.***) Es ist dies ein Pfahl, der oben gegabelt ist und mit dicken Aesten eine Holzschale umfaßt. In der Holzschale findet sich eine bis zur Brust reichende Menschenfigur. Der untere Teil fehlt. Gerland bildet eine Schale, ein „Idol der Ibu“ ab, welche ebenfalls eine Menschenfigur enthält.***) Zu diesem Abbildungsmaterial findet sich auch der nötige Text in der Literatur. Im Königreich Ardu ist nach Dapper über den Hauptfetisch ein Topf voll Löcher gestülpt.†)

*) Winterbottom, „Nachrichten von der Sierra Leone-Küste und ihren Bewohnern“, Weimar 1805, S. 323.

**) Pogge a. a. O., S. 154—155.

***) Gerland, „Atlas der Ethnographie“, Taf. XXVII, Nr. 24.

†) Dapper, „Beschreibung Africas“, S. 485.

„Der Fetisch Maramba*) steht (in Mayombe) in einem hohlen Korbe, wie ein Bienenkorb gemacht, in einem großen Hause, welches ihr Tempel oder ihre Kirche ist.“**)

Das Verhältnis des Topfes zu den Ahnenfiguren wird außer durch die Entstehung der Ahnenfiguren aus dem Geisterpfahl noch durch die Verwendung von Gefäßen bei der Bestattung erläutert. Die Latuka überdecken die Lagerstätte des Toten im Grabe. „Dieses Grab wird später wieder geöffnet und die Urne, in welchem die gereinigten Knochen untergebracht sind, in einem Baume aufgehängt.“***) „In ganz Pare sind die Begräbnisstätten gleich, nur in der Landschaft Pare pflegt man die Töpfe mit den Schädeln nicht in den Hütten, sondern im

*) Die Verfolgung des Wortes „Maramba“ ergibt interessante Resultate. Vielfach heißen die Geister der Verstorbenen „Mahamba“. Was aber hier von besonderer Wichtigkeit ist, das ist, daß im Hause des Mahambafestes in Malange auch ein Korb eine Rolle spielt. Vgl. *W i b m a n n - W o l f*, „Im Innern Africas“, S. 14.

***) Battel in den „Allgemeinen Historien der Reisen“. Bd. IV, S. 654.

***) *H. Frobenius*, „Die Heideneger des ägyptischen Sudan“ S. 451.

Freien, in hohlen Bäumen, unter überhängenden Felsen oder an ähnlichen Orten aufzuhängen“.*) Im Anschluß daran noch die Bemerkung, daß der König von Dahome Morris den Schädel seines bedeutendsten Feindes zeigte. Um ihn zu ehren, hatte er ihn in eine Messingschüssel gebettet.**)

Begeben wir uns nun unter die Amulette, so finden sich weitere Verwandtschaften. Da ist eines aus dem Manjema-Gebiete von Cameroon***) abgebildet. Es ist offenbar ein Töpflein. Auf seiner Oberfläche ist ein Menschen-Eidechs-Ornament†) gezeichnet. Aber — der Körper ward zur Nase verwandt, die Hinterbeine zu Zähnen. Unter die Vorderbeine wurden zwei Augen gezeichnet. So entstand aus dem Men-

*) Oskar Baumann, „Usambara und seine Nachbargebiete“ S. 239. In Pare werden nämlich die Schädel nach einem Jahre aus der Gruft ausgegraben und außer in der Landschaft in ihren Topfbehältern in der Hütte aufbewahrt. Ebenda.

**) Robert Norris, „Reise im Innern von Guinea“. Berlin 1791, S. 216.

***) Cameron, „Quer durch Afrika“, I, S. 301, Nr. 15.

†) Vergl. Anm. S. 188, Nr. 1.

sehen-Eidechs- ein Gesichts-Ornament, das aber die Spuren des ersteren noch vollständig erkennen läßt. Die Wabujwe-Ornamente, die derselbe Autor wiedergibt,*) sind kleine Menschenfiguren. Im Hinterkopfe findet sich eine Oeffnung und diese — wie ähnlich der Fäulnismasse! — birgt „Kot“.**)

Somit stehen wir vor einer Reihe von Sitten, die alle in gleicher Weise der Fanany-Mythe und den Ahnenfiguren zuneigen, die so recht deutlich zeigen, welche ungemaine Bedeutung die eben genannte in einer vergangenen Zeit gehabt haben muß. Mit dieser Reihe von Verbindungen ist aber auch das innige Verhältnis in den Grundideen der heiligen Geschirre und den Ahnengeistern nachgewiesen, und wir treten den folgenden Sittenformen als demgemäß selbstverständlichen Vorkommnissen entgegen.

Auf jeder Seite des königlichen Thrones von Loango standen zwei große Körbe aus roten und schwarzen Weiden, „darinnen der König

*) C a m e r o n a. a. O., Bd. I, S. 289 und 290.

**) Bemerkenswert ist noch eine völlig gleich gestaltete „Fetisch-Schnupftabaks-Dose“, die W o l f f „Im Innern Africas“ S. 215 abbildet.

Geister zur Beschützung seiner Person aufbewahrte“.*)

Schon Schneider**) fiel es auf, daß nach Raffenel ein Geist in einer Urne wohne. Die Bambara verehren zumeist, d. h. sie zollen ihre hauptsächlichliche Verehrung dem Geiste ihrer Vorfahren und dem Buri, der in einem zertrümmerten Tongefäß oder einer Kalbasse wohnt. Aus dem einen Buri wurden viele, und heute besitzt ein jedes Dorf eine solche Topfgottheit mit den dazu gehörigen Kalangones oder Priestern. Seine Bedeutung besteht im Orakeln, Krankenheilen, im Entscheiden von Anklagen.***) Die Auffassung Raffenels halte ich nicht für richtig. Die Buli sind wohl die Ahnengeister.

*) „Allgem. Hist.“, Bd. IV, S. 676. Auf ein Mißverständnis sind wohl die folgenden Zeilen von Arthus zurückzuführen: „An der Tür vor dem Eingang des königlichen Palastes stehen stets zwei Töpfe oder Krüge tief in der Erde, welche täglich mit frischem Wasser gefüllt werden, darin des Königs Fetisch trinken könne.“ Arthus sagt selbst, daß die Deutung als Trinkgefäß der Geister von ihm stamme.

**) Schneider, „Religion der afrikanischen Naturvölker“, S. 165.

***) Raffenel, „Nouveau voyage dans les pays des nègres“. Paris 1856. T. I, p. 396 et 237.

Dem entspricht, wenn in Senegambien die Seelen der Feinde in Kanaris (Töpfen) gefangen und im Walde aufgestellt werden.*)

Es möge noch eine Aufzeichnung der Missionare Ramsayer und Kühne hier folgen. Dieselbe, für die Schreiber selbst damals unklar, wird unter Berücksichtigung der letzt-erwähnten Sitten und Anschauungen wenigstens insofern verständlich, als wir die Grundidee vermuten können. „Den Schluß des Yamsfestes machte ein Freitag, auch ein Tag der Reinigung, aber zu Ehren der Königsseele. Denn am Freitag ist der König geboren, weshalb er den Namen Freitag führt, und wer die Königsseele verehren will, erscheint am Freitag in weißen Kleidern, an der Brust, auf den Schultern und der Stirn weiß bemalt. Diesmal traten von den „Dienern der Königsseele“ einige Hundert auf; sie genießen das Vorrecht, von niemand geschla-

*) Boilat, „Exquises Senegalaises“. Paris 1856. p. 66. Es dürfte hier wohl am Platze sein, auf das häufige Erscheinen des Menschen-Eidechs-Ornamentes auf den Kalebassen Afrikas hinzuweisen. Die ethnologischen Museen in München und besonders in Berlin und Freiburg besitzen viele derartige.

gen oder beschimpft zu werden. Was die Königsseele eigentlich ist, bleibt unerklärt; man muß sich eben auch einen Schutzgott darunter denken, den eine Silberurne samt Deckel versinnbildlicht.**)

Schon des öfteren hatte ich jetzt Gelegenheit zu erwähnen, wie diese Töpfe bei Krankheiten eine Rolle spielen. Als weitere Angabe mag es dienen, daß Müller im Gehöft des Muata Kumbana eine Menge von Töpfen stehen sah, die als Schutzmittel gegen ebenso viele Krankheiten galten.**) Es ist hier ein kleiner Exkurs zu den die inneren Krankheiten betreffenden Anschauungen der Afrikaner wünschenswert.

Die innere Krankheit wird auf die Bewegung, das Befinden, den Zustand der Seele zurückgeführt. „Jemand behexen“ heißt seine Seele aus ihm herausziehen. Der Kranke glaubt „behext“ zu sein, und deshalb muß seine Seele wieder eingefangen werden. Die Seele, die nicht im Körper wohnt, wird — neben anderen In-

*) Ramsayer und Kühne, „Vier Jahre in Aschantie“, S. 142.

**) Müller in „Im Innern Africas“, S. 95.

karnationsformen — in der Gestalt der Eidechse oder der Schlange gewährt. Das hängt auf das innigste mit der Fananymythe zusammen. Aus der Made, die dem verwesenden Körper entfällt, wird die Schlange, die Eidechse.*)

Auf Madagaskar ist der Aeskulap „Rama-havaly“ gewesen. Er ward in Holz dargestellt und hatte die Form zweier Eidechsen.**)

Die Entstehung der Krankheiten schreibt der Mganda dem Umstande zu, daß ihn ein Mensch verzaubert habe, oder auch, daß eine Schlange in seinen Körper gefahren sei.***) Wenn unter den Bube ansteckende Kinderkrankheiten ausbrechen, wird eine Schlangenhaut auf einen Pfahl in der Mitte des Platzes aufgesteckt, und die Mütter bringen ihre Säuglinge, welche die Haut berühren müssen.†) Ein Chikussu ist an der Loangoküste das Bildnis eines Krokodils, welches bei Gelegenheit eines

*) So trägt in der bildlichen Darstellung der West-Afrikaner der Seelenträger, der Vogel, eine Schlange im Schnabel.

***) Siehe Madagaskar S. 337.

***) Stuhlmann a. a. O., S. 181.

†) A. Bastian, „Ein Besuch in San Salvador“, S. 318.

Krankheitsfalles angefertigt ist,*) und die Balunda trommeln**) bei Krankheiten auf einem mit Lehm bestrichenen Gras-Alligator.***) Wenn

*) A. Bastian, „Die deutsche Expedition an der Loangoküste“. Bd. I. S. 45.

**) Hier sei ein kleiner Exkurs nach Ozeanien hinüber wenigstens in der Anmerkung gestattet. Wir sahen die Bedeutung, die das Fanany in Verbindung mit dem Moko-Titi, dem „Eidechsen-Gotte“, brachte. Auf die Trommeln, die auf Neu-Guinea und in Melanesien in enge Beziehung zur Ahnenverehrung treten, weist schon Schurtz hin: „Die Eidechsen und das Krokodil gehören zu den am häufigsten in Gesellschaft von Ahnenfiguren oder selbst als Ahnenbilder dargestellten Tieren, und so darf man wohl die merkwürdigen Trommeln von Neu-Guinea, die Eidechsen mit geöffnetem Rachen gleichen, als Parallelen der neuhbridischen Ahnentrommeln ansehen“ (Das Augen-Ornament und verwandte Probleme, S. 59, Anm. 2). Weiterhin kommt eine Bemerkung Giglioli in Betracht: „I may here remark that all the cylindrical hollow drums from New-Guinea and Melanesia which vary so much in shape and ornamentation, but which are used for sacred and mystic purposes, are invariably covered with the skin of a big Lizard of the Varanus-Group.“ Giglioli im Intern. Archiv für Ethnographie, 1888. Bd. II. S. 186. Von Neu-Kaledonien schreibt Bastian: „Zur Krankheit schlägt der Priester (mit einem Korb voll Reliquien der Vorfahren, wie Nägel, Zähne usw.) die Luft“ (Inselgruppen in Oceanien, S. 84).

***) A. Bastian, „Die deutsche Expedition an der Loangoküste“. Bd. I, S. 196.

wir diese Vorkommnisse auf das Fanany zurückführen, wozu wir recht wohl berechtigt sind, so wird dies einerseits noch durch die heutigen, bei Krankheiten als Schutzmittel dienenden Töpfe nochmals bewiesen, andererseits finden diese Sitten auch damit ihre völlige Erklärung.

Ein anderer Zyklus von Gefäßverehrung wird mit den „heiligen“ Farben in Zusammenhang gebracht. Es handelt sich auch auf diesem Boden zum Teil um Krankheitsbehandlung. Schütt sagt: „Die Minungo haben einen Aberglauben, an den jeder fest glaubt, nämlich an die Heilkraft, bezw. die gute oder schlechte Wirkung des Pemba und Lundo, der weißen und roten Tonerde, von der durch Vermischung mit Oel die Minungo ihre rote Coiffüre herstellen. Bei jeder Krankheit nehmen sie dieses Medikament, indem sie das Trinkgefäß an einer Seite mit Oel, an der anderen mit Tonerde beschmieren; steigen dann die Bläschen an der Seite der Pemba auf, so nimmt die Krankheit einen guten Verlauf, im anderen Falle wird sie hartnäckig; das aus heimischen Kräutern bestehende Getränk trinken sie auch stets von der Pembaseite.“*)

*) Schütt a. a. O., S. 122.

Dapper beschreibt ein Amulett; es ist ein Topf, der mit weißem und rotem Ton bemalt ist*). Diese Art war im alten Loango ungemein häufig. Dann heißt es einmal: „Die lächerlichste Art von Mokissos wird aus einem ordentlichen runden Topf ohne Füße gemacht; denselben füllen sie mit weißer und roter Erde, die mit Wasser zusammengeknetet wird, ziemlich hoch über sein oberes Ende und färben solches von außen mit mancherlei Farben“.**) Endlich finden solche Farbentöpfe auch an der nördlichen Guineaküste im Kulte Verwendung [nach Monrad].***)

Die weiße und in einzelnen Teilen Afrikas daneben auch die rote Farbe sind die Geisterfarben. Man denkt sich die Geister der Verstorbenen nicht schwarz oder braun, sondern weiß. Die Tänzer, die den Vergeistigungstanz beginnen wollen, bemalen sich weiß, die Masken, die Zeichen des Geistertums, sind sehr oft weiß,

*) Dapper, holländ. Ausg. II, S. 170.

**) „Allgem. Hist.“, Bd. IV, S. 680, vergl. auch Dapper I, S. 530.

***) Monrad, „Gemälde der Küste Guinea“, S. 31.

ja alle im Kulte benutzten Gegenstände werden mit Vorliebe weiß bemalt. So kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn diese Anschauung auf die Topfverwendung wirkte und einen eigenen Zweig des Gefäßkultes entwickelte.*)

Und wie hier, so tritt die Verehrung der Töpfe vielfach in andere Ideenkreise ein. Eine der interessantesten hierher gehörigen Tatsachen ist eine Mitteilung von Staudinger: „In den größeren Städten (der Haussaländer) ist es für den Fremden oft sehr unbequem, ein einfaches Bedürfnis zu befriedigen. Ich war also heute z. B. froh, in der Nähe unseres Hauses einen kleinen eingezäunten Platz zu finden, wo ein großer Topf eingegraben stand, welcher zu diesem Zwecke bestimmt zu sein schien. Ich teilte meine Entdeckung meinem Reisegefährten Hartert mit, der sie auch sogleich stark ausnutzte. Am Abend erzählte der Koch, daß unser Wirt sich bei ihm beschwert habe, daß mein Gefährte in der Moschee andere Dinge als ein Gebet verrichtet habe. Diese kleine Ein-

*) Auf die Bedeutung und Verwendung werde ich im ersten Bande meiner Allgem. Markenkunde, Kap. XI, des näheren eingehen.

zäunung diene also als Moschee.“*) Dazu möge als Erläuterung dienen, daß die Haussa wohl dem Namen nach Mohammedaner**) sind, daß aber doch ein beträchtlicher Teil ihrer Sitten noch die alten Formen beibehalten hat. So kann denn für den Neger der Fanany-Topf sogar zur Moschee werden.

Es ist nunmehr aber am Platze, darauf aufmerksam zu machen, daß die Fanany-Mythe nicht das einzige Motiv zur Gefäßverehrung geboten hat. Sowohl in Ozeanien als in Afrika ist es Sitte, das Eigentum der Verstorbenen, um den ozeanischen Ausdruck zu verwenden, zu „tabuieren“, d. h. es dem Geiste der Verstorbenen als Besitztum zu lassen, es nicht zu verwenden. Und unter den derartigen Besitztümern spielt das alltägliche Gebrauchsgesäß, nämlich Eßnapf und Trinkgeschirr, eine Hauptrolle. Im

*) Paul Staudinger, „Im Herzen der Haussaländer“, S. 410/11.

**) Auch Mungo Park fand unter mohammedanischen Völkern heilige Gefäße an den Wegen usw., denen Verehrung gezollt wurde. M. Park, „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique“. T. I, p. 346.

ganzen Afrika findet man hie und da auf den Gräbern die Gefäße der Verstorbenen stehen.*) Es mögen hier nur wenige erläuternde Belegstellen angeführt werden. Schweinfurth beschreibt die Bestattungsform der Bongo: „Nachdem das Grab zugefüllt worden ist, errichtet man über demselben einen großen Steinhügel, welcher durch starke Pfähle gestützt, die rundum eingerammt werden, eine kurze zylindrische Gestalt erhält. Mitten auf den Steinhäufen wird ein Wasserkrug gesetzt, oft derselbe, welcher das Trinkwasser des Verstorbenen enthält.“***) Pogge fand im Lunda-Lande auf den Gräbern „alte, bunt bemalte Töpfe“.***) Auch auf den Gräbern der Musgu stand das Trinkgefäß.†)

Hier reiht sich ebenfalls eine Gruppe von Anschauungen an, die in den Bestattungssitten sich zumeist äußert. In Verbindung damit steht die Sitte, den Toten aufs Grab Essen und

*) Abbildungen z. B. bei H. Ward, „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongo“, bei Baumann: „Beiträge zur Ethnographie des Kongo“.

***) Schweinfurth, „Im Herzen von Afrika“, S. 119.

****) H. Pogge a. a. O., S. 118.

†) H. Barth, „Reisen in Afrika“.

Trinken zu setzen, und dann wieder liegen neben den Ahnenfiguren die Speisenäpfe, welche beständig neugefüllt werden,*) damit die Ahnen „zu essen und zu trinken haben“.

Die Ethnologie beansprucht (nach meiner Ansicht) in solchen Fällen eine eigene Behandlung, die im Gegensatz zu der von den Naturwissenschaften angewandten steht. Es kann nicht der Hauptzweck sein, jede Sitte in eine bestimmte Kategorie unterzubringen und zu sagen: das muß so entstanden sein und nicht anders, — nein, damit würden wir bald am Ende der Wissenschaft stehen —, sondern ihr Hauptzweck ist zunächst Verständnis überhaupt. Man wird deshalb am Ende einer Arbeit, die sich, wie die vorliegende, mit einem Motive eines Kreises von Sitten und Anschauungen beschäftigt, einen Restbestand be-

*) Vielleicht gehört hierher die folgende Notiz: „Sie sahen eine kleine Hütte, 3 Fuß hoch, in der sich ein irdener Krug, mit einem Netze bedeckt, fand, den das arme Vo'k sich nicht nehmen lassen wollte. Neben dem Krug stand ein Bild von einem Kinde, sehr ungestaltet, in Holz gehauen, mit Fischgräten rund um das eine Auge und auch in dasselbe hineingesetzt.“ „Allgem. Hist.“ IV, S. 493.

halten, den man nicht mühsam mit dem zu behandelnden Motive verbinden darf und auf dessen Zusammenhang mit anderen Ideengängen nur hingewiesen zu werden braucht.

Derartige Zyklen von Sitten finden sich für die Töpfe denn auch, und zwar mögen die Zitate, die sich auf einen derselben beziehen und verständlicher als lange Auseinandersetzungen sind, hier folgen:

„Bumba“ ist in Loango ein mit Zaubermitteln gefüllter Topf, der vergraben wird, um Regen zu erzeugen.*)

Die Ganga der Makaraka vergraben einen Topf mit Hexenkraut und Zauberwurzeln, um Regen zu erzeugen.**)

Nach einem großen Opferfeste warfen die Akraneger einen Topf in ein Gewässer, um Regen zu machen.***)

Es gibt noch manche andere Sitte, die mit einem „heiligen“ Topfe sich beschäftigt und deren Kern wir noch nicht erkennen können, sei es, weil die Mitteilungen nur unvollkommen,

*) B a s t i a n, „Loangoküste“. Bd. I, S. 40.

***) J u n k e r, „Reisen in Africa“. Bd. I, S. 404.

****) „Allgem. Hist. d. Reisen“. Bd. IV, S. 180/1.

oder weil noch nicht genügend Beziehungen bekannt sind. Auch hierfür sollen einige Beispiele angeführt werden:

In dem Kultus der Buduma spielt eine heilige Schüssel aus Kürbisschale eine große Rolle.*)

Die Wakamba vertreiben die Spechte, die als böse Zauberer gefürchtet werden, von den Bäumen, indem sie Töpfe an den letzteren befestigen.**)

Wenn bei den Warundi einem Kinde die Haare wachsen, wird ein Familienfest gefeiert. Speiseteile werden in eine Grube geworfen, die dann wieder geschlossen wird. Ein Topf mit einer Doppelöffnung wird darauf gestellt und die Ahnen um Schutz für das Kind gebeten.***)

Ein Zaubergegenstand der Wambuba war ein winziger Topf mit undefinierbarem Inhalt.†)

*) G. Nachtigal, „Sahara und Sudan“. Bd. II, S. 369.

***) Hildebrandt in „Zeitschr. f. Ethnol.“ 1878. S. 383.

****) O. Baumann, „Durch Massailand zur Nilquelle“, S. 221.

†) Stuhlmann a. a. O., S. 627. Aehnliche Töpfe sind in anderen Gebieten, besonders in Westafrika, noch vielfach Sitte, z. B. „Moanzi ist ein Topf, der in der Erde zwischen einigen sich weit ausbreitenden Bäumen vergraben wird, in

Im Lande der Kredj finden sich vielfach Hüttlein, unter denen Töpfe stehen.*)

Ich will nicht behauptet haben, daß der Sinn der Fanany-Mythe sich nur in Ozeanien und Afrika nachweisen ließe. Nach C r e v a u x **) fangen auch die Galibi Süd-Amerikas die aus einer Leiche tropfende Verwesungsflüssigkeit auf, um sie nachher gemischt mit Tabaks- und Quinguni-Blättern zu trinken.

welchem ein Pfahl steckt, über welchen ein Strick, woran einige Blätter hängen, gezogen ist“ (Hist. IV, S. 686). „Pongo ist ein Mokisso, der mit Simbos und mit nichtswürdigen Sachen angefüllt ist“ (Hist. IV, S. 686). „Ein jeder Fetischeer oder Geistlicher hat seinen besonderen Götzen, auch auf besondere Art zugerichtet. Die meisten aber bestehen aus einem gewissen hölzernen Gefäß mit Erde, Oel, Blut und allerhand Gebeinen von Menschen und Viehe, Federn, Haaren, kurtz mit allerhand Mist und Koht angefüllt, sie brauchen auch keine Statua oder erhöhtes Bild, sondern lassen es so eines durchs andere in gemeldtem Gefäß oder Calebaß.“ Auf diese Töpfe wird in Ober-Guinea geschworen (Reise nach Guinea oder ausführliche Beschreibung u. s. w. von Wilhelm B o ß m a n n. 1708. S. 182/9).

*) W. J u n k e r, „Reisen in Africa“. Bd. II, S. 124/5.

**) D r. C r e v a u x, „Voyages dans l'Amérique du Sud“, p. 215.

Interessant ist die Mythe wohl fraglos. In vorliegender Arbeit ist nur ein von ihr ausstrahlender Sittenkreis in nähere Betrachtung gezogen. Es gibt deren noch mehrere, zumal noch einen sehr wichtigen, hier nur angedeuteten, auf den eingehen zu können ich Gelegenheit zu finden hoffe.

Religionswissenschaften. — Theologie. — Terminologie. — Religion. — Formen der Weltanschauungen. — Feindtum. — Als technische Methode. — Schwarz über „Religion“. — Religion und Weltanschauung. — Weltanschauung. — Anzeichen. — Merkmale. — Seele und innere Weltanschauung. — Das Problem des Todes. — Schöpfungsmythe. — Gesetz von der Umkehrung. — Beispiele. — Beweglichkeit und Einheitsstich. — Gesetz von Wandel der Beweggründe. — Beispiele usw. — Gesetz von der Einschaltung. — Linguistische Beispiele. — Teil Ganz. — Methode. — Base. — Schwarz.

Es sind die verschiedenen, zum weitestgehenden Standpunkte und Voraussetzungen, mit denen Gelehrte der einzelnen Wissenschaftszweige die Religion und ihre Entstehung behandeln. Die Menschheit hat die wichtigsten

*) Aus dem Werke: „Die Weltanschauung der Naturvölker“, Weimar 1896, das sich im 2. Band dieses Buches befindet und kein Kapitel

6. Die Religion vom Standpunkt der Ethnologie.*)

(1897.)

Religionswissenschaften. — Theologie. — Terminologie. — Religion. — Problem der Weltanschauungslehre. — Fetischismus. — Alte terminologische Methode. — Schurtz über „Religion“. — Religion und Weltanschauung. — Weltanschauung. — Animalismus. — Manismus. — Solare und lunare Weltanschauung. — Das Problem des Todes. — Schöpfungsmythen. — Gesetz von der Umkehrung. — Beispiele. — Beweglichkeit und Einheitlichkeit. — Gesetz vom Wandel der Beweggründe. — Beispiele usw. — Gesetz von der Einschaltung. — Linguistische Beispiele. — Tsui-Goab. — Methode. — Boas. — Schurtz.

Es sind die verschiedensten, sogar entgegengesetzte Standpunkte und Voraussetzungen, mit denen Gelehrte der einzelnen Wissenschaftszweige die Religion und ihre Entwicklung behandeln. Die Menschheit hat die wichtigsten

*) Aus dem Werke: „Die Weltanschauung der Naturvölker“, Weimar 1898, und zwar ist dies Stück in diesem Buche das 22. und letzte Kapitel.

Fragen des Daseins in sie verknüpft, hat hier geschaffen, gegrübelt und umgearbeitet, so daß es zu den schwersten Aufgaben einer jeden Wissenschaft gehört, in den Grenzen des eigenen Arbeitsfeldes Wege und Bahnen, Ziel, Geschaffenes, Tatsächliches, Erreichtes zu erkennen und sich in demselben zurechtzufinden. Der Religionsgelehrte hat ja nicht wie andere in einem Reiche zu arbeiten, so wie der Mineraloge im Steinreich, der Zoologe im Tierreich, sondern wo er hinschaut, befindet sich außerhalb des eigenen Landes und des eigenen Gehirns ein anders geartetes Bild, andere Formen und anderes Sinnen.

Und doch, solange der Gelehrte noch in der eigenen Weltanschauungsprovinz bleibt, wird ihm das Trachten und Streben nach der Erkenntnis des Gedachten und Geschaffenen, der Geschichte der Bauwerke, in denen er seit Kindesjahren einherwandert, noch erleichtert durch die Erfahrung und die Erziehung. Denn das, was viele Generationen hintereinander erschaffen und gedacht haben, hat er in jungen Jahren nochmals wie im Fluge durchlebt. Er ist daheim.

Anders aber der Gelehrte, der in das fremde Land zieht unter Leute, die er nicht versteht, in eine Welt, die nicht die seine ist. Es ist natürlich, daß er das nicht findet, was er kennt, was er gedacht hat. Und wenn die Schöpfung jener nur in andere Farben gekleidet ist: es wird ihm schwer fallen, seine eigenen Ideen in diesem Maskenanzug wiederzuerkennen. Daher haben viele Gelehrte und Reisende erzählt: „Die Leute haben keine Religion“.

Und wer von dem Standpunkte seiner Weltanschauung aus eine andere betrachtet, wer das wiederfinden zu müssen meint, was seine Mutter ihn lehrte und was er selbst nach Art der Väter sich aufs neue erschuf als Wohnhaus, in dem er sein Dasein verbringen wollte, der mag ausziehen, wohin er will, er wird aus jedem Erdteile heimkehren und wird, wenn er ehrlich ist, sagen: „Sie haben keine Religion“.

Ich sage das hier, um allen jenen Leuten gerecht zu werden, die also urteilen. Es ist die erste Wissenschaft, der hier der Zoll der Pietät nicht versagt werden darf.

Die Ethnologen, die sich mit der Religion der Naturvölker beschäftigt haben, stehen den Verhältnissen und den Ansprüchen der Wissenschaft anders gegenüber. Aber das ist noch wenig erkannt, und es wird hier noch so viel gegen die Wissenschaft gesündigt, daß man mit Recht sagen kann, dieser Teil der Ethnologie und vieler ethnologischer Werke gleicht noch recht sehr den Raritätenkabinetten des Mittelalters.

Der Hauptgrund liegt darin, daß das Fundament schwankt, auf dem gerüstlos gebaut wird. Das soll heißen, daß eine unglaubliche Unklarheit herrscht, einmal über das, was eigentlich zu tun ist, andererseits über den Standpunkt, den der Kulturmensch dem Wildling gegenüber einnimmt. Ich brauche auf nichts anderes hinzuweisen als die Terminologie, d. h. das Werkzeug, mit dem gearbeitet wird.

Fachausdrücke und Beziehungen sind zuletzt auch nur Wörter und damit allen Gefahren, die für die sprachliche Ausdrucksweise vorhanden sind, unterworfen. Im Tagesleben ist ein mißverstandenes und unklares Wort meist wenig wirkungsvoll. Aber im Reiche der Wissen-

212

schaft sind so schwankende, unbegrenzte oder schlechte Bezeichnungen wie die der jungen ethnologischen Weltanschauungslehre gefahrbringende Werkzeuge, hemmende und schädliche Stoffe, wogegen gute, d. h. klare und allgemein gleich verstandene den Weg nicht allein dem Einzelnen, sondern der ganzen Wissenschaft bahnen würden.

Wie wenig andere Disziplinen ist gerade die Weltanschauungslehre in der Völkerkunde den Gefahren der Unklarheit, des Mißverständnens ausgesetzt. Denn einmal ist die Weltanschauung eines Naturvolkes nicht etwas ausgeprägt Klares, scharf Umgrenztes, sondern etwas Bewegliches, zum zweiten entwerfen uns die Träger einer Weltanschauung nicht ein Bild derselben, — abgesehen davon, daß sie die Unterschiede ihrer Anschauung von der unseren nicht kennen, hören wir nur von den Formen, in denen sie zutage treten, nicht aber von dem Gehalt, — zum dritten erhalten wir unsere Materialien nicht von Ethnologen, geschulten Männern, sondern von Laien, die ihre Vorstudien im Lederstrumpf, in der Bibel, im Herodot oder im besten Falle in der Geschichte

der Philosophie gemacht haben. Die Folgen solchen Entwicklungsprozesses sind überall ersichtlich. Mit vollkommenem Verkennen der Probleme haben auch Gelehrte Fragen aufgeworfen wie: Haben die Bantu eine Religion oder nicht? Sind die Dajak Polytheisten? Ist in Maui oder in Tangaroa der Rest des „wahren Gottesbewußtseins“ aufzusuchen? usw., Fragen, die überhaupt nicht solche der Wissenschaft sein können. Ich erwähne das nur, um zu zeigen, wes Teufels Kind eine unklare Ausdrucksweise ist. Ich glaube, Schurtz war der erste, der vom ethnologischen Standpunkte aus dem Wort „Religion“ zu Leibe gerückt ist.

Mit der Erkenntnis dieses Uebels ist ein Steinlein gelöst, das für jeden Mitarbeiter an solchen Fragen zur Lawine heranwachsen kann. Denn nun heißt es Wandel schaffen. Den Fehler haben schon manche erkannt. Abhilfe ist noch wenig geschafft. Man hat nach meiner Ansicht einen Weg eingeschlagen, der mehr Unheil als Segen herbeigeführt hat.

Aus dem Mittelalter ist eine Reihe von Bezeichnungen überkommen, die eigentlich nur den einen Wert besitzen, daß sie nichts bedeuten.

Diesen Worten nun haben die Gelehrten ihre Aufmerksamkeit gewidmet und haben sich bemüht, sie zu beleben, d. h. sie mit einem gelehrten Gehalte zu versehen. Das haben nicht wenige und sicher keiner mit schlechtem Willen getan. Jeder gab einem Worte einen anderen Sinn und — nun kommt der Fehler — verwandte nun die sämtlichen Vorkommnisse des Namens in seinem Sinne, konstruierte also eine Weltanschauung auf seiner ihm eigentümlichen Basis mit dem Material, das andere für ihn gesichtet hatten.

Wie viele haben nicht über den Fetischismus gearbeitet, ihn wirklich mit Ernst und regem Interesse behandelt, haben einen Sinn in das Wort gelegt und dann die Fetische, Fetischmänner, Fetischschnüre, Fetischtänze, Fetischmasken, Fetischtrommeln, Fetischbilder, Fetischopfer, Fetischtempel, Fetischpriester, den Fetischismus so behandelt, als ob Schulze, Müller, Schmidt, X. Y. Z. denselben Sinn in das Wort gelegt hätten, das er darin suchen zu müssen meint. Und doch ist mit eins gegen hundert zu wetten, daß diese braven Leute sich bei dem Worte Fetisch nichts anderes gedacht haben,

wenn sie es überhaupt erwogen haben, als daß man ja doch nichts dahinter zu suchen habe als Fetischismus, d. h. um mit Wuttke (S. 95) und Schneider (S. 94, 196, 180), zwei gelehrten Leuten (denn der eine war Privatdozent, der andere ist Professor), zu reden, „rohen Geisterglauben“, „läppische Phantasie“, „albernes Fetischsystem“, „kindischen Aberglauben“ usw.

Der beste Beweis dafür, daß das Unternehmen solchen Arbeitens vergeblich ist, ist, daß heute noch jeder Reisende, Missionar und leider auch fast alle Ethnologen das Wort Fetisch so lustig und heiter weiter verwenden, als sei es wunder welch gelehrter und gehaltvoller terminus technicus, der niemals mißverstanden werden könnte, weshalb wir denn auch nie Näheres hören, nie das vernehmen, was an wissenschaftlichen Wesenszügen zu erfahren ist. Es geht alles unter dem Namen Fetisch unter. So lange nicht einfach die Berechtigung, solche Bezeichnungen zu verwenden, genommen wird, so lange werden die Reisenden sich ihrer Pflicht entziehen, denn sie werden sich ihrer Pflicht gar nicht bewußt, da sie nicht wissen können, was der Ethnologe braucht, daß der Ethnologe

216

mehr wissen will als von der Heiligkeit oder dem Fetischwesen eines Gegenstandes. Ich betone, daß also den Reisenden dieser Vorwurf nicht gelten kann.

Was wir brauchen, ist Klarheit und Einheitlichkeit in einer Ausdrucksweise, die durch einen Grundstock von einerseits brauchbaren, andererseits notwendigen Fachausdrücken ermöglicht wird. Alles andere, solche Ausdrücke, die mehrere Deutungen zulassen oder eigentlich keine besitzen, und solche, mit denen Begriffe verbunden sind, die nicht Allgemeingut der Menschheit sind, müssen nach Möglichkeit ausgemerzt werden.

Zu den ersteren gehört das Wort Fetisch, zu den zweiten das Wort „Religion“.

Damit stehen wir vor dem schweren Problem der Religion. Was ist Religion? Wie soll ich es definieren? Ich meine, es sei nicht möglich, von einer Religion der Naturvölker zu sprechen, nicht etwa, als besäßen die Wildlinge sie nicht, sondern deshalb, weil jenen noch nicht der Gegensatz oder eine Trennung von Religion und Philosophie eigen ist. Es soll das sogleich näher erörtert werden. Nur will ich erst die treffliche Arbeit von Schurtz: „Ueber den Begriff der

Religion vom Standpunkte der Völkerkunde“ besprechen. Es kann nur jedem empfohlen werden, diese Arbeit selbst zu lesen.

Schurtz erkennt in den schwankenden Bildern der Religionen drei Grundfarben, die sich ineinander mischen, bald die eine, bald die andere schärfer hervortreten lassend. Er kristallisiert Kultus, Mythologie und Mystik heraus. „Die Verschmelzung der verschiedenen Bestandteile ist nie so vollständig, daß nicht einer oder der andere vorherrsche — die altklassischen Religionen pflegten mit Vorliebe die Mythologie, der Islam legt das Hauptgewicht auf den Kultus, der Buddhismus entspringt der Mystik und sie bewahrt in ihm ihren Vorrang. Die Religion des Chinesentums endlich hat sich fast ganz zur trocknen, sekundären Morallehre ausgebildet.“ Der Kultus, der dem Willen des Menschen entspringt, kann sehr wohl selbständig entstehen, wird aber im allgemeinen als Folge und Begleiter der Mythologie, der als Forderung des Verstandes Entstandenen, auftreten. Die Ahnenmythologie leitet zur Mystik über.

„Vielleicht können wir das, was uns ein Ueberblick über die Sitten der verschiedenen

218

Völker lehrt, in die Worte zusammenfassen: Es gibt sehr viele Völker, bei denen von Religion in unserem Sinne nicht die Rede ist; aber es gibt keines, das nicht Anfänge der Religion in der einen oder andern Form besäße.“ — Das ist Schurtz' Antwort auf die Frage, ob es religionslose Völker gebe.

Den Ansichten von Schurtz kann ich mich nur anschließen. Immerhin ist es nicht möglich, seine Einteilung durchzuführen, was übrigens auch nicht sein Bestreben ist. Er hat aber ein Bild der ungemainen Beweglichkeit, die sich durch sprachliche Schranken überhaupt nicht fesseln läßt, und außerdem einige Quellgebiete gegeben. Einen bessern Beweis als den seinen kann man dafür, daß das Wort als abschließender, klarer Fachausdruck für die Naturvölker nicht verwendbar ist, kaum erbringen.

Um aber ein Wort einzufügen, mit dem alles das, was wir nicht, wohl aber jene, und umgekehrt, was wir, nicht jene an Anschauung und Anschauungsäußerung besitzen, gesagt ist, spreche ich von der Weltanschauung. Unter Weltanschauung ist alles zusammengefaßt, was an Wissen und Glauben im Besitze

der Völker ist. In diesem Sinne ist also die Religion der Kulturvölker ein Zweig der Weltanschauung, der sich lostrennt, wenn die Wissenschaften sich festigen.

Unter den Weltanschauungen der Naturvölker, die hier lediglich zu behandeln sind, kann eine Verschiebung des Schwerpunktes beobachtet werden, insofern, als das Interesse der Menschen, die Summe der Kausalitätsfragen sich erweitert und so allmählich der Mythologie ein weiterer Spielraum geboten wird. Diese Erweiterung der Mythologie ist in den vorhergehenden Kapiteln eingehend besprochen. Wenn hier kurz rekapituliert wird, so geschieht das, um einige Ausdrücke, die notwendig werden, einzufügen.

Als niederste Stufe der Mythologie mußte die Tiermythologie bezeichnet werden. Man mag hier von Animalismus sprechen. Der Hauptcharakterzug der animalistischen Weltanschauung ist Campbell (S. 171) aufgefallen. Er sagt: „Er (ein Buschmann) konnte keinen einzigen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere angeben, sondern wußte nicht anders, als daß ein Büffel ebensowohl als ein Mensch mit Bogen und Pfeil schießen könne,

220

wenn er solche hätte.“ Daraus geht hervor, daß der Mensch sich in dieser Zeit noch lediglich für einen gleichwertigen Teil der Naturmaschinerie hält, sich in keiner Weise für vollkommener, fähiger, für vernünftiger im Gegensatz zum unvernünftigen Tier hält. Als Ausläufer des Animalismus sind der Totemismus und die Tierfabel zu nennen. (Vergl. m. Arbeit: „Die Buschvölker“ i. d. „Afrika“ 1898.)

Einen vielleicht gleichaltrigen, aber erst später zur Blüte gelangenden Teil der Weltanschauung bildet der Manismus, die Ahnenverehrung. Wenn ich für das alte Wort hier Manismus einsetze, geschieht es, weil das ältere nur von Kultus respektive Verehrung, also nicht von Anschauung spricht, und weil von Manismus das oft notwendige Adjektiv manistisch gebildet werden kann.

Die Zeit des Manismus ist die der niederen Mythologie als Vorläuferin der aus ihr erwachsenen hohen Mythologie. In dem ersteren Stadium beachtet der Mensch noch nicht den Wandel der Gestirne, Tag und Nacht; sein Interessenhorizont ragt nicht über das Schicksal des Mitmenschen hinweg, es ist an das Problem

des Todes geknüpft. Im letzteren erblüht die großartige Sonnenmythologie; die Sonne als Bild des Werdens, des Gedeihens, als Licht- und Lebenspendende wird der Mittelpunkt alles Dichtens und Trachtens. Das Leben des Menschen und das Dasein des All wird an sie geknüpft. Es ist die großartige Zeit der solaren Weltanschauung erreicht.

Der solaren Weltanschauung geht die lunare voraus. Sie ist noch unklar, sie ist noch innig mit dem Manismus verwachsen, und der Mond nimmt bei weitem nicht die hohe Stellung in der Mythologie ein wie die Sonne in der späteren. Charakteristisch für die Zeit der manistischen und lunaren Weltanschauung ist die überall hervortretende Frage nach dem Tode, der Todesursache. Der Anfang kümmert die Menschen dieser Epoche noch nicht, sondern nur das Ende, der Tod.

Gerade die Entdeckung des neuen Problems, der Frage nach dem Werden der Dinge verleiht der solaren Weltanschauung und der hohen Mythologie ihren mächtigen Schwung. Es entsteht eine große Freude im Denken und Schaffen über dies neue Thema.

So weit haben wir die Weltanschauung der malajonigritischen Kulturepoche verfolgen können.

Im Rahmen der animalistischen, manistischen, lunaren und solaren Anschauung haben wir unsere Studien gemacht. Als besonders interessant muß das Problem des sich erweiternden Schaffens erkannt werden. Und in diesem Entwicklungsprozesse bildet die Entstehung des Denkens über den Anbeginn der Dinge, welche Richtung des Denkens wir als eine verhältnismäßig späte Errungenschaft erkannt haben, den wichtigsten Punkt. Die letztere bietet einen festen Standpunkt, von dem aus das Problem der sich entwickelnden und erweiternden Weltanschauung beurteilt und in Angriff genommen werden kann.

Es ist, so ist nachgewiesen, die Mythe von der Schöpfung nicht etwa als eine neue Erfindung oder Erdichtung entstanden, sondern sie ist als eine Umkehrung der Mythe vom Untergange zu bezeichnen. Wir stehen hier vor einem neuen Gesetz.

1. GESETZ VON DER UMKEHRUNG.

Jede manistische Mythe spricht von einer Bewegung, sobald sie das Problem des Todes behandelt, das der Ansatzpunkt der niederen Mythologie ist. Es handelt sich um die Veränderung des Zustandes im Momente des Lebensabschlusses.

Die hohe Mythologie nimmt diese Bewegung an, schafft und bildet die Entstehungsmythe, indem sie Mythen vom Tode des Menschen umdreht, so daß die Richtung zum Beginn des Lebens gewonnen wird. Dieser Prozeß wird durch die anfänglich manistische Auffassung der Sonne ermöglicht. Ein Beispiel erörtert dies. Die Nordwestamerikaner setzen am Ende des Menschenlebens die menschlichen Ueberreste in einer Kiste bei. In der Mythe lassen sie am Anfang der Dinge die Sonne in einer Kiste sich befinden.

Am leichtesten wird jedem das Verständnis durch eine Reihe guter Beispiele geboten werden. Akea ist auf Hawai der Gott der Toten, der Unterwelt. Viele geben an, von diesem abstammen. — Nach Angabe der Dajak bedeuten

alle Worte in der Seelenstadt gerade das Umgekehrte des irdischen Sinnes, z. B. ist süß = bitter; bitter = süß; stehen = liegen usw. Die Italmenen nehmen zwei Welten an. Wer stirbt, kommt in die andere; wer hier reich ist, ist dort arm, wer hier sündigt, wird dort brav.*)

Nach nordwestamerikanischer Anschauung stellen die Wappenpfeiler die Reihe der Ahnen dar; nach einer Mythe werden die Pfähle erst aus der Unterwelt geholt. — Die eigentliche animalistisch-totemistische Mythe der Nordwestamerikaner lautet: Die Seele geht nach dem Tode in ein Tier über. Als Umkehrung ist folgende Mythe der Nutka und vom Kap Flattery zu bezeichnen. Im Anfange weilten nur die Vögel und anderen Tiere auf der Erde. Sie wußten, daß sie einst in Menschen und wirkliche Tiere verwandelt werden würden. — Mit am deutlichsten unter allen Tatsachen der afrikanischen Mythologie spricht das Gesetz der Umkehrung aus der Mythe, daß die wohlthuenden

*) Ellis: „Hawai“ S. 438. Grabowsky: „Tod. Begräbnis“. S. 187. Steller S. 270.

Ganga aus böartigen Geistern zu heilbringenden Priestern geworden seien.*)

Eine Sitte, die anzeigt, in welchem Punkte die Umkehrung in der Mythologie vor sich geht, ist der Brauch, die Leichen mit ans Kinn gezogenen Knien in kauender Stellung zu bestatten. Das ist die Lage des Kindes im Mutterleibe.

Zwei Formen von Umkehrungen sind wichtig, die eine wegen ihrer Häufigkeit, die andere wegen ihrer verwirrenden Wirkung. — Die eine: Während im allgemeinen das Beschmieren mit Hühnerblut als Belebungs- und Anziehungsmittel gilt, verwenden die Nikobaren es als Schutzmittel gegen die Geister, es ist Abwehrmittel. So werden vielfach aus den gleichen Motiven einerseits Schutz-, andererseits Trutz-Amulette gestaltet. — Die zweite: Die Ursprungsform der Verknüpfung manistischer und solarer Anschauung lautet: Die Seele des Sterbenden geht, oder am Ende des Lebens geht die Seele zur Sonne. Die Umkehrung: Der Mensch stammt von der Sonne ab, lernten wir

*) Boas: „Verh.“ 1893, S. 235. Jakobsen S. 40. Boas: „Verh.“ 1892, S. 314. Swan S. 64.

vorne kennen. Auf den Kingsmill wird diese Form in anderer Richtung nochmals umgekehrt: Das erste Menschenpaar brachte die Sonne hervor.*) (S. 117.)

Aber wir brauchen, um Umkehrungen zu finden, nicht zu den Willdingen des Südens uns zu wenden. Der Satz: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“ ist nichts als eine Umkehrung des Erfahrungssatzes, daß vom Schicksal hart geprüfte Menschen tüchtig werden.**)

Im übrigen glaube ich, daß die große Menge der in den ersten Teilen zur Erörterung gelangten Umkehrungen genügt, um jedem einen Begriff von der Wichtigkeit und der gewaltigen Wirkungsweise des Gesetzes von der Umkehrung zu geben.

Das Gesetz von der Umkehrung ist ein Beweis für die außerordentliche Beweglich-

*) Svoboda Bd. IV, S. 14. Parkinson: „Gilbertinsulaner“ S. 104.

***) Oftmals werden Mythen durch eine Umkehrung der Erfahrung gebildet. Ich erinnere an die Seelenfahrtsmythen der Ozeanier. Indem die Erinnerung daran, daß ihre Väter über den Ozean zu Schiff gekommen sind, umgekehrt wurde, entstand die Meinung, die Seele des Toten gleite im Kahn in das Land der Seligen.

keit der Weltanschauung, das Fehlen vollständig fester Ideen und scharfer Umgrenzung derselben.

Das Gesetz von der Umkehrung erinnert fernerhin an die Einheitlichkeit der Weltanschauung.

Von der Beweglichkeit kann in der Ethnologie kaum gesprochen werden, ohne des von Schurtz für die Völkerkunde zugänglich gemachten folgenden Gesetzes zu gedenken.

2. GESETZ VOM WANDEL DER BEWEGGRÜNDE.

Schurtz hat dies Gesetz eingehend in seiner Arbeit über die Speiseverbote erörtert: „Eine Sitte bleibt, diesem Gesetze gemäß, oft in ihrer Form unverändert bestehen, aber der Zweck, dem sie dient, ändert sich.“

Tatsächlich bietet die Entdeckung dieses Gesetzes, welches natürlich stark angegriffen wurde, die einzige Möglichkeit, in den wirren Gebilden primitiver Weltanschauungen einige Ordnung zu erkennen, überhaupt ein Verständnis für sie zu gewinnen. Die Methode Bastians, der Andree in den „Parallelen“ folgt, hat eine

228

immense Menge von Arbeitsmaterial, Sitten, Mythen, Anschauungen, Anschauungsäußerungen jeder Art gezeitigt. Aber es sind diese Materialien nicht verwendbar ohne das von Schurtz in Form dieses Gesetzes gebotene Werkzeug.

Es ist im vorliegenden Werke das Gesetz ganz außerordentlich oft herangezogen, was wohl niemand entgangen ist. Es ist mit Hilfe seiner möglich geworden, die schwierigen Fragen der primitiven Mythologie zu erkennen und auch wohl zu lösen. Vor allen Dingen wäre ohne Kenntnis dieses Gesetzes das Gesetz von der Umkehrung kaum erkannt worden.

In ganz einfachen Dingen ist es schon erkennbar. Ost- und Nordafrikaner verwenden den europäischen Löffel als Helm- und Haarschmuck. Schurtz führt an, daß das Wurfmesser zum Beil, der Bogen zum Musikinstrument, die Keule zum Szepter, das Boot zum Hausdach werden kann.*)

Am wichtigsten wird das Gesetz aber für den, der die Uebertragung des Gegenstandes einer Kulturprovinz in eine andere studiert. Dafür ist das Beispiel des Löffels sehr charakteri-

*) Rebmann bei Krapf Bd. II S. 39. Junker Bd. II S. 39. Schurtz: „Speiseverbote“ S. 7/8.

stisch. Es ändert sich bei solcher Uebertragung Sinn oder Form in gleicher Weise wie eine Rebe, die man aus den Weinländern Frankreichs an den Rhein verpflanzt. Es tritt dann oft ein Prozeß ein, der als wichtigstes Ergebnis des Wandels der Beweggründe zu bezeichnen ist. Ich will das eingehend erörtern.

3. GESETZ VON DER EINSCHALTUNG.

Beispiele für die Einschaltung mögen zunächst aus der Linguistik genommen werden. Der Name, den die alten Sophisten führten, wandelte sich am Ende des 5. Jahrhunderts schon. Vorher waren es die Weisen, dann wurde dies Wort direkt ein Schimpfwort, aber es hat eine ganz eigene Bedeutung angenommen.

Der Name Tyrann hatte bei den alten Griechen ebenfalls eine verschiedene Bedeutung in verschiedener Zeit. Wie mein Lehrer Prof. Hans Häubler es erwiesen hat, haben die Beziehungen objektiv und subjektiv im Laufe zweier Jahrhunderte direkt den Sinn ausgetauscht. Es sind das Erscheinungen, die durch das Gesetz vom Wandel der Beweggründe gedeutet werden.

Dies ist der Vorgang, der bekannt sein muß, um den der Einschaltung zu verstehen. Das Wort „Miniatur“ hat im Zeitalter der Klosterwissenschaften seinen Ursprung: und zwar stammt es von dem Worte „Minium“ = Mennige her. Die Initialen usw. wurden in dieser Farbe ausgeführt. Heute verbinden wir mit dem Worte Miniatur den Begriff der Kleinheit, sprechen von Miniatur-Ausgaben (kleinem Bücherformat) und Miniaturfiguren als besonders kleinen oder kleineren Gegenständen, als wir sie im alltäglichen Leben gewohnt sind. Das kommt daher, daß wir das Wort mit dem lateinischen Worte „minor“ = kleiner in Beziehung bringen. Der Sprachgebrauch hat hier also den Sinn des von dem uns fremd gewordenen Worte Minium oder Mennige abstammenden Wortes Miniatur aufgegeben und es in den bekannteren des Wortes minor = kleiner eingeschaltet.

In der Ornamentik ist Stolpe das gleiche schon aufgefallen. Er sagt: „Es geschieht oft, daß, wenn eine Entwicklungsserie sich einem bestimmten vorher bekannten geometrischen Motiv genähert hat, sie sich auf Grund dieser

Verwandtschaft das fremde Motiv einfach ein-
verleibt.“*)

Wenn wir bedenken, daß ein Volk stets be-
müht ist, eines fremden Wortes Form bei der
Uebernahme in eine verwandte des eigenen
Sprachgebrauches umzuwandeln, daß z. B.
Kotzebues Name auf Radak zu Totabu, Cooks
auf Tahiti zu Tuti, Forsters zu Matara, Hodges
zu Oreo, Banks zu Tapane usw. ward**), so
darf es nicht Wunder nehmen, daß Götternamen
verwandte Formen und andere Bedeutung von
einem sie übernehmenden fremden Volke erhal-
ten, daß dies mit Anschauungen und Sitten
ganz gleich ist. Auf Grund dieser Ansicht habe
ich die Reihen der Götternamen in Afrika auf-
gestellt.

Ich stehe in diesem Falle nicht allein mit
der Methode, den Namen eines Gottes ohne
Rücksicht auf den derzeitigen Sinn in den ver-
schiedenen Formen und bei verschiedenen Völ-
kern aufzusuchen. Schon Büttner***) hat die

*) Stolpe S. 43.

**) Hawkesworth Bd. II S. 122. Kotzebue Bd. I
S. 167. Cook, Zweite Reise, Bd. I S. 332.

***) Büttner, im „Ausland“ 1882 S. 494.

Ansicht ausgesprochen, die sich wie folgt bei mir auf Grund der Erkenntnis des Gesetzes von der Einschaltung gebildet hat.

Tsui-Goab übersetzten die Hottentotten mit „Wundknie“. Bei Völkern des Sudan finden sich ähnliche Götternamen: Nikob, Nickob usw. Die Bezeichnungen decken sich mit dem Worte für Himmel. Diese Bezeichnung dürfte die ältere sein. Himmel und Sonne sind oft gleiche Wörter (z. B. djuva und orun gleich Himmel und Sonne). Der Name mit diesem Sinne für einen Gott mit solaren Eigenschaften, wie sie Tsui-Goab*) besitzt, darf wohl als älter bezeichnet werden als der mit dem Sinne „Wundknie“. Also nehme ich an, daß die Hottentotten den Namen übernommen haben; da für sie kein Sinn darin war, gaben sie ihm den Sinn eines Wortes verwandtschaftlichen Klanges (also Tsui-Goab) und statteten ihn mit dem Märchen von den zwei kämpfenden Häuptlingen, von denen einer am Knie verwundet ward, aus. Also wurde der Gott aus der solaren in die manistische Anschauung eingeschaltet.

*) Tsui-Goab und Heitsi-Eibib dürfen als ursprünglich identisch gelten.

Dieses Gesetzes Wirkungskraft in der Weltanschauung ist sehr ausgedehnt. Die vorhergehenden Kapitel weisen eine reiche Zahl von Beispielen auf.

4. METHODE.

Bis zu einem gewissen Grade kann gesagt werden, daß aus dem so weit Ausgeführten schon die Methode, mit der der Verfasser die Weltanschauung der Naturvölker behandelt hat, hervorgeht.

Die hier angewendete Methode mythologischer Arbeiten beruht auf dem Fundamentalsatz, daß wir von den Eingeborenen selbst nichts wissen, es sei denn die Wirkung deren Wissens, keinesfalls aber ihr Wissen selbst. Und zwar ist dieser Mangel der Kenntnis zurückzuführen auf das unscharfe Denken jener und das Ueberwiegen des instinktiven Denkens, ferner unsere zumeist mangelhafte Sprachkenntnis und ein Fehlen jener zutraulichen Freundschaft, die das Herz überquellen läßt und das „Tiefe“ offenbart, ferner auch sehr viel anderes, worunter besonders Erwähnung finden mag, daß jene nicht ahnen, wir dächten und vermöchten zu

234

denken etwas anderes denn sie,*) endlich und vor allem ist unsere mangelhafte Kenntnis der Literatur erwähnenswert.

Und hier ein Stoßseufzer! Ich erinnere an die afrikanische Literatur. „Reisewerke“, sagt Tschudi, „sind der Ausdruck individueller Anschauungen.“ Der hat recht und das besonders hinsichtlich der afrikanischen Reisewerke. Ganz abgesehen davon, daß der eine Reisende ein Land fruchtbar, ein zweiter es unfruchtbar, der eine die Einwohner liebenswürdig, der andere sie gewalttätig und roh nennt, ist alles und sind — was uns besonders interessiert — die Besprechungen der Feinheiten widersprechend. Wer einmal ganz klar sehen will, lese zuerst das Reisewerk von Junker. Welche nette Menschen schildert er! Was für behagliche Stunden hat er dort unten verlebt! Dann lese man Stanleys Werke.

Also infolge aller dieser Tatsachen besteht eine vollständige Unkenntnis des Wissens und Meinens der Eingeborenen. Wir kennen einzelne „Aberglauben“, einzelne Mythen, einzelne Vor-

*) Lesenswert ist: Vierkandt S. 252 über die mythologische Denkweise.

stellungen, aber es fehlt uns die Kenntnis der Struktur der Weltanschauung, der Motive.

Denn so müssen und können wir nur die Entwicklung der Weltanschauung verstehen, daß die Kultur und also auch die Weltanschauung der Primitiven ein selbständiger Organismus ist, dessen Bestandteile die Menschen sind, daß also die Wildlinge nicht die Gesamtheit dieses eminenten Organismus überblicken können, daß sie daher als Objekte der Kultur bezeichnet werden müssen.

Also abgesehen von allem anderen, geht aus diesem hervor, daß die Primitiven nichts vom Zusammenhange und der Abstammung ihrer Motive wissen, daß es also auch nichts nützen würde, wenn wir auf Reisen gingen und danach fragten. Sie können als einzelne nicht darauf antworten und wir können nur aus der vielseitigen Menge der Mitteilungen und Berichte, nicht etwa das Weltanschauungsbild eines Kopfes, sondern die Entwicklung der Weltanschauung einer Epoche und die Weltanschauung eines Volkes in ganz großem Sinne erkennen.

Damit ist die Methode, die notwendig er-

scheint, um einer primitiven Weltanschauung Wesen und Entwicklung zu untersuchen, bedingt. Im vorliegenden Werke ist aber noch ein zweiter Kreis von Problemen zur Behandlung gelangt. Wie beweist man kulturelle oder genetische Verwandtschaft zweier Völker auf Grund der Weltanschauung? Wie verändert sich das Bild einer Weltanschauungsform, wenn sie in einen anderen Ideenkreis, eine andere Anschauungswelt übertragen wird?

Darauf antworten die drei ersten Teile so vollständig, daß ich hier nur noch einmal auf die Erscheinung hinzuweisen brauche, die an einem anderen Orte angedeutet ist.

Die großen Entwicklungszüge von der animistischen bis zur solaren Weltanschauung sind auf der ganzen Erde gleich. Was abweicht, das sind nicht die herrschenden, sondern die dienenden Motive (vergl. Arch. f. Rel.). Bei der Mischung, die meist mit Völkerwanderung verbunden ist, bilden sich nun alleinstehende, herausgeschleuderte, abgerissene Teile als Sitten, Mythen, Kunstdenkmäler usw., die auch in dem Volke weiter bestehen, das sie nicht hervorgebracht hat, sondern sie nur übernommen hat.

Hierher gehören z. B. in Afrika gewisse Reste wie die Seelenfahrtsmythe, der Kameruner Schiffsschnabel, die Rohrsprungmythe, die Jonasmythe.

Eine reiche Fülle solcher allein und verirrt sich kümmerlich fortschleppenden Sitten findet sich in den beiden Kapiteln der Fananymythe vereinigt und gegenübergestellt. Es ist aber nicht nur die Mythologie und das Sittenleben, sondern es sind auch die linguistischen und, was sich meinen endgültigen Beurteilungen entzieht, wahrscheinlich auch die anthropologischen Merkmale für Beweise kultureller und deszendentaler Verwandtschaft mehr auf Nebenformen und Einzelbildungen als auf Grundzüge zu prüfen.

Wenn ich über Methode spreche, bin ich verpflichtet, gerade in diesem Werke, in dessen Gesichtskreis Nordwestamerika mit eingeschlossen ist, die Arbeit von Boas über die Entwicklung der Mythologie zu besprechen. Es ist eine angenehme Pflicht, denn in ihr liegt eine Behandlungsweise vor, die anscheinend noch nie so weitgehend angewandt ist, auch nicht hat angewendet werden können. Boas zergliedert die Mythen, die bei vielen Stämmen gesammelt

238

worden sind, in die einzelnen Formteile und konstatiert mittelst statistischer Tabellen, wo die Ausgangspunkte und wo die Ausläufer einer Mythe liegen. Die Resultate loben den Meister; sie sind wirklich prächtig.

Nur zwei Fragen müssen sich aufdrängen: Wie weit reicht denn die Möglichkeit dieses Verfahrens? Und wie weit ist dasselbe Gefahren ausgesetzt? Diese Fragen müssen um so mehr aufgestellt werden, als Boas Schurtz in der schärfsten Weise mit folgenden Worten angreift:

„Ein sprungweiser Vergleich wie der von Schurtz (nicht Schurz) in „das Augenornament“ jüngst versuchte kann zu nichts führen, da er ganz auf einer willkürlichen — und in diesem Falle mißverstandenen — Deutung von Tatsachen beruht, die aus ihrem natürlichen, historischen und geographischen Zusammenhange herausgerissen sind“ (Entwicklung, S. 512).

Ganz davon abgesehen, daß Boas das „Mißverstandene“ nicht ausführt — und es wäre für mich, den Ethnologen, der mit den Resultaten Schurtzs, meines Vorgängers auf dieser Seite des Erdballes zu rechnen hat, doch sehr wichtig, die

Ansicht eines so ausgezeichneten Ethnographen, trefflichen Kenners und scharfen Beobachters, wie es Boas ist, zu hören, — ist diese Ansicht vollständig einseitig.

Es ist ganz unmöglich, überall in derselben Weise vorzugehen, die Behandlungsweise muß stets die Art des Stoffes und des Zieles im Auge behalten.

Boas ist durch die nordwestamerikanische Mythologie verwöhnt. Er hat in diesen Arbeiten eine einzelne, durch bestimmte Merkmale, die seine Arbeitsweise eben geschaffen haben, ausgezeichnete Provinz berücksichtigt und sich nur nach Anklängen und Bindegliedern an den Grenzen derselben, also Ausläufern von innen nach außen und umgekehrt, umgesehen und außerdem lediglich die Form berücksichtigt.

Er konnte das, denn die Formen sind dort nicht in dem Maße der Umwandlung ausgesetzt wie z. B. in der westafrikanischen Provinz. In Nordwestamerika, wo alle Mythen durch totemistischen und animalistischen Grundstock zusammengehalten werden, handelt es sich bei der Umbildung und Neubildung mehr oder weniger um eine Umordnung der vorhandenen Motive.

240

Tatsächlich erstreckt sich alle Umgestaltung auf die Form. Da ist seine Methode, die ich als die ethnographisch - statistische bezeichnen möchte, sicherlich am Platz.

Schon im ozeanischen Gebiete würde aber der, der in gleicher Weise den gleichen Stoff bearbeiten wollte, gar bald die Grenzen der Möglichkeit erreichen und um wieviel mehr und eher würde der Fall in Afrika oder nur in Westafrika eintreten! Hier ist nie die gleiche Mythe an die gleiche Gottheit gebunden, denn jeder Stamm hat eine, wenn dieses überhaupt bei ihm vertreten ist, andere Form desselben Motives. Hier fehlt stets, möchte man sagen, ein Teil, hier fehlt der einheitliche Charakter, den die Mythen der nordwestamerikanischen Provinz tragen.

Ein Vergleich, der sich lediglich auf die Form erstreckt, führt hier zu gar nichts, denn nur in der niederen Mythologie, in den abgeleiteten Motiven zeigt sich eine, allerdings erstaunliche Gleichförmigkeit. Gleichförmigkeit in diesen Teilen kann aber keine Schlüsse gestatten. Das hieße nämlich z. B. die Verehrung der Steine, die man über die ganze Erde hinweg verfolgen kann, überall auf dasselbe Hauptmotiv zurück-

leiten. Das würde massenhafte und greuliche Irrschlüsse zeitigen.

Es handelt sich um ein doppeltes Verfahren. Das eine kann man in einer Provinz oder in einem Bezirk zur Geltung bringen, d. h. nur, wenn sie ein so klares Bild wie die Mythologie in Nordwestamerika bietet. Dies Verfahren, welches Boas angewendet hat, ergibt nur in sehr begrenzter Weise die zu erstrebenden Endresultate, nämlich die Erkenntnis der ursprünglichen Formen und zwar lediglich die der Formea, kaum aber die des Gehaltes. Die Methode Schurtz's aber, aus ungleichen Formen, die sich in analogen Verhältnissen äußern, den Motivgehalt zu erkennen, kann bei der Verfolgung eines Motives über mehrere Provinzen allein zu einem Resultate führen. Dies Verfahren wird man auch anwenden müssen, wenn man den Motivgehalt einer Provinz erkennen will.

In Afrika kann aber z. B. in jedem Falle nur diese letztgenannte Behandlungsweise, die ethnologisch-analytische, zu einem Resultate führen. Daß sie exakt und richtig angewendet reiche Früchte trägt, das mag vielleicht das vorliegende Werk lehren.

7. Die Kulturkreislehre.*)

(1897.)

Das Programm. — Die Kulturlehre. — Der morphologische Bau. — Aufruf!

Angenommen, es sei überhaupt berechtigt, das Wort „Weltgeschichte“ auf die Geschichte der Menschheit anzuwenden — in welchem Falle man eine Geschichte der Wirkung der großen Menschheitskonglomerate, der Rassen und Völker auf die Entwicklung der Erde und aller Erd-

*) Aus dem Werke: „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen“, Berlin 1898, das als erster Band einer umfassenden Serie mit Namen: „Der Ursprung der Kultur“ gedacht war. In diesem Werke sind die wiedergegebenen Stücke S. VII bis XV; 3—12; 245—254; 301—302. Es handelt sich in diesem Buche viel weniger um eine Reihe neuer Gedanken als vielmehr um die hier durch das Material hindurch zum erstenmal durchbrechende neue Methode: die der Kulturkartographie. Näheres und den heutigen Standpunkt im Methodischen, Allgemeinen und Speziellen siehe Bd. V und VI dieser Sammlung.

bewohner, sowie die Einwirkung dieser auf das Geschick der Menschen darunter verstehen muß —, angenommen also, das sei berechtigt, nun, was wissen wir von dieser Weltgeschichte?

Diese Frage erscheint in gewissem Grade entschieden töricht. Denn es ist wahr und läßt sich absolut nicht bestreiten, es gibt „Weltgeschichten“ von außerordentlichem Umfange und ein jeder Primaner weiß eine Unmenge von Ereignissen und noch viel mehr Jahreszahlen anzugeben, die teilweise weit hinter Christi Geburt reichen, weiter rückwärts sogar, als wir vorwärts zählen, ferner gibt es manchen Papyrus, der lange Reihen von ägyptischen Königen bietet und Aehnliches mehr. Und doch wissen wir von der Weltgeschichte — fast nichts!

Was wir so präventiös, wie wir eingebildeten Europäer nun einmal sind, Weltgeschichte nennen, hat nur für uns selbst und die Bewohner der kleinen asiatischen Halbinsel und wenig andere eine große Bedeutung, weil es die Weltgeschichte unseres eigenen Werdens ist und für andere überhaupt eine solche, weil wir derzeit die Tyrannen der Erde sind, die sich die anderen Völker und Rassen unterwerfen und unter-

244

tan machen, und es somit scheint, als wenn die Entwicklung der Kultur der Zukunft auf keinem anderen als unserem Boden und uns als Vorfahren fußen könne.

Demnach ist das, was wir Weltgeschichte nennen, nur ein Abschnitt derselben, von welcher Art es vor uns noch sehr viele gegeben haben muß — wenn wir die eigentliche Weltgeschichte nämlich mit einem Bambushalme und die unsere mit dem obersten, jüngsten Internodium oder Gliede vergleichen wollen, was wie jeder Vergleich nur eine einseitige Berechtigung hat. Was unterhalb unseres Internodiums ist — „ist“, denn die ganze Weltgeschichte ist in ihren Folgen heute noch aktiv —, wissen wir nicht, wenigstens können wir das, was wir ahnen, kaum als Wissen bezeichnen. Denn wo fängt denn unsere Geschichte an? Sehen wir nach Osten, da ist die arische, die indogermanische, die indische Frage — alles ungelöste Probleme. Sehen wir nach dem Süden, da ist die ägyptische, im Osten dann die babylonische Frage. Und je weiter wir dann wandern, immer nur Fragen, die chinesische, die japanische, die malajische — das Aufzählen hat aber keinen

Zweck, man braucht in diesen Gegenden nur die Völkernamen zu wählen und ist berechtigt, das Wort Frage dahinter zu setzen. — So, das ist unsere „Weltgeschichte“!

Es wird die höchste Zeit, daß wir uns das klar machen und zwar nicht nur uns, den Gelehrten, sondern auch dem großen Kreise der Gebildeten. Denn bis jetzt wird auf den Schulen nur gelehrt, was wir wissen, und wenige ahnen nur, daß das Gebiet dieses Nichtwissens eine ganz gewaltige Lücke im Kulturbesitze unserer Zeit ist. Die Naturvölker setzen an die Stelle dieses Loches eine Mythe (Genesis Kap. 1 usw.), wir aber das Schweigen.

Es wird höchste Zeit, daß diese Fragen ernster genommen werden, sage ich. Mit unserer Eisenfaust zerschmettern wir alle anderen Völker, wir säen unsere Kolonien auf den Leichen verwesender Rassen und Kulturen, brennen die Heimstätte fremder Entwicklung nieder, um auf den rauchenden Scheiterhaufen unsere Paläste zu bauen, und schon ist der europäische Stahl gezückt, um Ostasiens Küste hinzumorden.

Der Brand der Bibliothek in Alexandrien beraubte die Menschheitsgeschichte um wichtige

Zusätze im Laufe weniger Stunden. Das europäische Feuermeer, das über die Erde hinzieht, kann in wenigen Dezennien den größten Teil der lebendigen und toten „Weltgeschichte“ vernichtet haben, mit jedes Völkchens Eigenart geht ein Dokument für immer verloren. Und nur wer jemals an der Bahre eines teuren, frühzeitig vom gewaltsamen Schicksalsschlage hinweggerafften Menschenlebens stand, wer im grausamen Schmerz vergeblich nach dem „Warum“ eines solchen Verlustes gerungen und mit Schauern zu spät den Wert des nun ewig entschwundenen Besitzes erkannt hat —, nur der kann eine Ahnung von dem grimmen und gerechten Zorn unserer Enkel haben, die es uns nie vergessen werden und können, daß wir die köstlichen Dokumente so schlecht zu schützen und zu erhalten wußten.

Denn jene einfachen, fremdartigen Kulturformen stellen Dokumente der Weltgeschichte dar! Was Geschichtsforscher vergeblich in alten Hieroglyphen und Inschriften gesucht haben, wissen sie zu berichten, und ihre Gesamtheit ist die in wunderliche Bildersprache gehüllte Erzählung vom Ursprunge der menschlichen Kultur.

Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen, denn ich glaube es in diesem Buche beweisen zu können. Der Grund, der mich zur Betonung dieser Tatsache führt, ist ein anderer. Ich will hier in aller Kürze erörtern, wie man diese Dokumente entziffern kann.

Reisen, Sammeln und in den Schränken aufhäufen bedeutet in meinem Sinne noch lange kein Erretten dieser Dokumente der Weltgeschichte (s. weiter unten). Die Fetzen und der Plunder, die die ethnographischen Sammlungen zum Teil ausmachen, sind an sich ziemlich wertlos. Ihr Wert liegt eben darin, daß es Belegstücke lebensvoller Entwicklungsgeschichte sind. Sie sind nichts als äußere Merkmale, tote Massen, denen es eben gilt den lebendigen Odem einzublases.

Deshalb kann ich mich nicht begnügen mit Aufforderungen zum emsigeren Einheimen dieser Schätze, vor denen die Laienwelt und auch ein Teil der Ethnologen nur deswegen bewundernd staunt, weil eine stumme Ahnung ihnen sagt, daß hier etwas Großes vorliege, und weil kompetente Männer behauptet haben, daß das sehr gewichtiger Kram sei.

Nicht, als ob es an Mitarbeitern in diesen Dingen vollkommen mangelte. O, um alles nicht! Es wird ganz außerordentlich viel gemessen, beschrieben, kombiniert, kritisiert und sogar mikroskopiert. Aber alles das repräsentiert mehr ein Verfallen in jenen Lieblingsfehler des deutschen Gelehrten, nämlich ein Versinken in fruchtlose Tüfteleien, als den zielbewußten, schöpferischen Aufschwung. Zusammenhanglos, unverstanden und einsam irren die wenigen größeren Arbeiten und Resultate umher. Das Zeugnis hierfür ist die Tatsache, daß hie und da auf dem Beete der peinlichsten Filigranarbeiten die Phantasie in üppigster Farbenpracht ihre Blüten treibt, daß zuweilen das, was dem Brutkasten des überhitzten Gelehrtenkopfes und das, was dem Frühlingsanger eines unbeirrten Laienverstandes entspringt, mit gleichem Maßstabe als gültige Münze gemessen wird, daß vor allen Dingen aber Wissenschaft und Staat schweigen, wenn einer ihrer Diener höchst unbefangen die Narrenkappe aufsetzt und sie als Doktorhut ausgibt.

Ich will hier übrigens absolut nicht polemisieren. Denn aus und mit Polemik schafft man

keine Wissenschaft. Und wenn eine Lanze zu brechen ist, wird sich auch außerhalb dieses Werkes ein Tummelplatz finden. Es handelt sich vor allen Dingen darum, eine Klärung der Verhältnisse herbeizuführen, und das wird, da die Mehrzahl der Kollegen vom edelsten Willen und Streben geleitet ist, nicht allzu schwer fallen, wenn nur erst der Haken gefunden ist, der die Entwicklung unserer Wissenschaft hemmt, und das Tau, mit dem der Kahn aus dem Morast gezogen werden kann. An Leuten, die „trekken“ helfen, wird's dann schon nicht mangeln. Aber das Erlösungsmittel zu finden, das ist eben das Schwere. Wir wollen uns vor allem über die derzeitige Lage und das heutige Entwicklungsstadium der Völkerkunde klar werden.

Ich behaupte, jede Kultur entwickle sich wie die lebendigen Organismen, erlebe also eine Geburt, ein Kindes-, ein Mannes-, ein Greisenalter und endlich ein Hinscheiden. Und so geht es jedem Teile der Kultur, jeder Idee und also auch jeder Wissenschaft. In welchem Stadium befindet sich nun aber die Völkerkunde?

Die ethnologische Windelkindschaft liegt hinter uns. Man kann sagen, Bastian habe der

deutschen Völkerkunde die Ammendienste erwiesen. Ihre Bubenstreiche und Rüpeljahre hat sie auch schon beinahe vergessen und heute ist sie zum Jünglingsalter herangereift. Sie hat ganz das Aussehen eines solchen, tritt etwas burschikos auf und ist oft launenhaft und mißvergnügt, ein recht gutes Zeichen, daß ihr die rechte Tätigkeit, nennen wir es den Beruf, fehlt. Unter den Mitmenschen wird wohl jeder einige Beispiele dieses Stadiums kennen, Jünglinge, die die Kraft in sich spüren, etwas Ordentliches leisten zu können, die das Anrecht, das diese Zukunftslust gewährt, vorherzunehmen geneigt sind und demnach einen wenig sympathischen Eindruck machen. Solchen jungen Menschen hilft man, indem man sie in die Zwangsjacke des Berufes steckt.

Daß die Völkerkunde sich in der gleichen Lage befindet, dafür sehe ich überall und täglich Beweise. Hier wird als Zeugnis lokaler Entwicklung und selbständig errungener Entwicklungsstufe hingestellt, was anderen Ortes als Verwandtschaftsbeweis zweier Völker angeführt wird. Es stehen sich daher die beiden Lehren vom Allgemeingut der Menschheit und von der

Uebnahme aus einer Quelle unvermittelt gegenüber. „Die Westafrikaner und die Papua Neuguineas haben die gleichen Trommeln ererbt“, sagt einer. „Nein“, entgegnet ein anderer und wird rot vor Zorn, „sie haben sie beide entdeckt“. Und schon hebt ein bitteres Streiten an. Wie kommt das?

Nun, die Völkerkunde befindet sich eben im Stadium jener berufeifrigen, aber eigentlich berufslosen Jünglinge. Nur nennt man das bei einer Wissenschaft nicht Beruf, sondern Methode, die eine Abgrenzung der Tätigkeit bedeutet. Es ist für die Völkerkunde die Methode, durch die der Beweis der Verwandtschaft Gesetzeskraft erhält. Und ehe diese nicht klargestellt, also eine bestimmte Methode gefunden ist, die als allgemein anerkannte Richterin alle Kämpfe leitet und über alle Streitfragen nach feststehenden Gesetzen ihr unantastbares Urteil fällt, eher wird das Schwanken nicht ein Ende nehmen und der Parteihaß einer förderlichen Einseitigkeit im Zusammenarbeiten Platz geben.

Geben wir daher der Völkerkunde die Methode, den Beruf, und sie wird instande sein, als ganze Wissenschaft ihn auszufüllen.

Nun gilt's! Was für eine Methode? Wie findet man diese ideale Methode?

Was für den Staat die Verfassung, ist für die Wissenschaft die Methode. Denn wie man sagen kann, die Verfassung sei die ganze selbstverständliche Folge einer Volksentwicklung, daß sie sich also nicht auf die Dauer und mit Erfolg oktroyieren lasse, wenn man ihre Entwicklung auch beschleunigen könne —, so ist auch die Methode einer Wissenschaft keine erzwungene Herrin, sondern die Seele derselben, die alle ihre Funktionen, alle Schöpfungen und Materien verbindet und eben zur Wissenschaft macht.

Eine Methode der Wissenschaft geben heißt daher nichts anderes, als deren Stoff verstehen und durchdringen lernen.

Nun liegt das Wesentliche des Stoffes der Völkerkunde in der organischen Natur derselben. Die Kulturen leben, gebären und sterben, es sind Lebewesen, wie ich oben schon sagte. Eine Kultur ist ein großer Körper und aller Kulturbesitz, sei es geistiger (Familien-, Staatsorganisation, Weltanschauungskultur usw.) oder materieller (Werkzeug, Waffen, Häuser, Musikinstrumente usw.), ist ein Teil desselben. Wie die

Germanin, mit dem Germanen gepaart, keinem Negerlein das Leben geben kann, wie man die Nase des Vaters in der Nase des Kindes, das „ihm wie aus den Augen geschnitten“ oder „ganz die Mutter“ ist, wiedererkennt, so vererben sich dieselben Waffen, Werkzeuge, Hütten usw. Und die ganze Methode beruht darin, daß man die Entwicklungs- und Vererbungsform der Kultur feststellt, wohlgemerkt, nicht eines einzelnen Teiles oder Stückes, sondern jenen Typus, der das Wesen aller Teile bedingt. Es gilt möglichst genau den äußeren (morphologischen), inneren (anatomischen) Bau und die Lebensformen (physiologischen Bau) festzustellen und daraus spricht dann die Antwort auf die Frage nach Verwandtschaft.

Diese Methode und Auffassung lehrt uns also die gesetzmäßige und rechtskräftige Entwicklung der Kulturen verstehen, die keinerlei Zwang oder Willkürlichkeit ausgesetzt ist. Das ist das Fundament, auf dem man die Wissenschaft aufbauen kann und das — wenn es auch viele geahnt haben mögen, keiner ausgesprochen hat und auf dem mehrere eben leider nur Spezialstudien aufgebaut haben, die nicht Ausschlag

geben, — doch der allgemeinen Tendenz gefehlt hat. Ja: gefehlt hat; ich sehe reichen Widerspruch und ich meine ihn zu kennen. Seinerzeit schrieb ich einen kleinen Artikel über die stilgerechte Phantasie, in dem ich darauf hinwies, daß man sich von dem Begriff des Zufälligen und Willkürlichen, nicht nur dem Namen nach, sondern auch im innersten Wesen trennen müsse. Es war eine Notwendigkeit, das ethnographische Gewissen auf diese Tatsache aufmerksam zu machen, ehe ich dieses vorliegende Werk selbst der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Die Wirkung dieser kleinen harmlosen Abhandlung war eine merkwürdige. Sie erregte auf mehreren Seiten den höchsten Grimm. Man warf mir vor, ich lehre alte Weisheit.

Wenn ich dieses und anderes hier erwähne oder früher erwähnte, so geschieht das nicht, um mir die Priorität einer Erkenntnis zu sichern, an der gar nichts gelegen ist, denn in der Wissenschaft kommt es nicht auf die Person, sondern lediglich auf die Sache an. Vielmehr will ich vor einem Selbstbetruge warnen. Und ein Selbstbetrug ist es, wenn die Wissenschaft immer wieder Sätze und Stichworte als Parole

ausgibt, die nur hohle Schallworte sind, deren Sinn ihr aber fremd bleibt. Ich erinnere vor allem an die oft genannte „naturwissenschaftliche Behandlung der Völkerkunde“. Ich habe sehr oft davon gehört, aber sehr selten etwas davon gesehen. Doch das nur nebenbei.

Also, man warf mir vor, ich lehre alte Weisheit als neue. Nun bitte ich um alles in der Welt! wenn das wirklich eine allgemein anerkannte und auch angewandte — was übrigens nicht der Fall ist und darauf kommt es an — Wahrheit ist, weshalb hat man denn den Satz der Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, der eine ganz naturgemäße Folge der Behauptung des Fehlens der Willkürlichkeit ist, nicht ebenso allgemein angewandt, um mit seiner Hilfe, was so leicht ist, die Schranke zwischen den Formen der Verwandtschaft und denen der Lokalschöpfung zu errichten? Weshalb quälte sich denn die Völkerkunde bis dato mit der Frage: Uebertragung oder lokale Entwicklung? Weshalb treibt unsere Völkerkunde denn immer noch Sprossen, die man in einer ausgereiften und ausgebauten Wissenschaft als Unkraut und Schmarotzer vernichten würde? Ich darf wohl

darüber mitsprechen, denn ich selbst habe im
ersten Ringen nach Erkenntnis auch meine
Sündenböcke geschossen.

Und was nützt uns eine Ahnung oder Aner-
kennung oder meinetwegen auch Betonung einer
Wahrheit, wenn sie nicht geübt wird? Das ist
gleichbedeutend mit einer Gesetzgebung, der
keine polizeiliche und richterliche Gewalt zur
Seite steht. Ich bin aber gern bereit, zuzugeben,
daß nicht nur mein Satz von der Gesetzmäßig-
keit der Entwicklung, sondern auch der von der
organischen Kultur geahnt, gelehrt und auch
wohl einmal angewendet ist. Aber, und da liegt
ja gerade der Hase im Pfeffer, beide Sätze sind
nicht durchgeführt, haben nicht, wie ich es oben
nannte, Gesetzeskraft angenommen.

Es ist mir im übrigen eine große Genug-
tuung, daß seinerzeit der Hauptsatz der stilge-
rechten Phantasie so strikte als längst all-
gemein anerkannt hingestellt worden ist, denn
alle Anhänger dieser Idee werden ohne weiteres
und selbstverständlich auch den Konsequenzen
zustimmen, der Gesetzmäßigkeit in der Ent-
wicklung, der Beschränkung der Begriffe: „Er-
findung und Entdeckung“ und (vor allem) der
Frobenius, Bd. I. 9

„individuellen Schöpfungskraft“. Das ist aber der Boden, auf dem ich meine Kulturlehre aufbaue. Wenn das Individuum als schöpferischer Genius wegfällt, so kommt auch das Volk als solches nicht in Betracht. Der ganze Prozeß der Kulturentwicklung erscheint in seiner wahren Unabhängigkeit vom Menschen und das Volk als sein Träger. Die Kultur wächst allein, ohne Mensch, ohne Volk. Und daher eben: Die Kultur ist ein Lebewesen.

Nun hat aber die Kultur keine Beine. Sie macht sich's bequem und läßt sich vom Menschen tragen. Wo sie erscheint, muß der Mensch sie hingetragen haben. Daher sind Wanderungen der Menschen und Kulturen identisch. Da nun der Mensch nur sehr schwache Merkmale seiner Entwicklung am Körper trägt — denn Generation löst Generation ab —, die Kultur aber immer im wesentlichen die gleiche bleibt und, wenn auch den Wirkungen des jeweiligen Wohnortes ausgesetzt, sich doch viel langsamer umbildet als der Mensch, so bieten die Kulturformen die Dokumente, in denen wir die Geschichte der Menschheit, die Weltgeschichte, studieren können.

Wir sind wieder am Ausgangspunkte angelangt. Ich glaube, mein Programm klar genug dargelegt zu haben. Das Ziel, auf das ich lossteure, ist der Ursprung der Kulturformen und das heißt nach der letzten Darlegung: der Ursprung der Völker.

Es erscheint fraglich, ob man den Charakter des derzeitigen menschlichen Forschens vorzüglich historisch oder ausgezeichnet naturwissenschaftlich nennen soll. Angenommen, das Wort historisch sei bezeichnender, so ist doch immerhin zu bedenken, daß die geschichtliche Auffassung unserer Zeit bedeutend abweicht von der anderer Epochen des Nachsinnens und Betrachtens. Entwicklungsgeschichte statt Geschichte wäre vielerorts richtiger und wesentlicher ausgedrückt. Denn wir beachten weniger die Glieder der Ketten als die Uebergänge und Verbindungen derselben und das ebenso in der Geschichte der Menschheit wie in der Geschichte des organischen und anorganischen Daseins und Daseienden.

Ein Wissenschaftszweig nach dem andern hat sich zu solcher Anschauungsweise aufge-

schwungen oder gewendet. Altausgebaute und innerlich gefestigte haben zunächst diese neuen Bahnen betreten, jüngere sind ihnen gefolgt. Demgemäß sind wir es schon gewohnt, das gesamte All als ein gewaltiges Gemälde des Werdens und Gewordenseins aufzufassen. Wo noch Lücken klaffen, schimmert wenigstens die Hoffnung und die Verheißung, auch hier den Schleier über kurz oder lang gelüftet zu sehen.

Es ist eine naturgemäße Folge solcher Betrachtungsweise, daß sich die Fragen nach der Verwandtschaft der Menschen, der Völker und Rassen immer wieder hervordrängen, daß sich verschiedene Wissenschaftszweige ausgebildet haben, die diesen Problemen gewidmet sind. Da ist vor allem die Lehre von der Sprache und die Lehre vom Körperbau, Linguistik und Anthropologie zu erwähnen. Man kann wohl sagen, daß erstere in Bezug auf psychologische Eigenschaften und Tatsachen mehr gezeitigt habe als in den Verwandtschaftsfragen, in denen ihre Ergebnisse den Rahmen des Nächstliegenden kaum überschritten haben. Die Anthropologie hat in dem derzeitigen Alter auch noch nichts für die großen Probleme Bedeutsames

260

erreicht. Ich sage einerseits: „noch“, denn diese Wissenschaft ist noch jung. Andererseits sind in den letzten Zeiten Tatsachen hervorgetreten, welche die Aussicht für die Zukunft nicht als besonders hoffnungsvoll erscheinen lassen.

Da sich so die großen Hoffnungen nach dieser Seite zunächst als unberechtigt erwiesen haben, beginnt die allgemeine Tendenz sich nach einer anderen Seite zu wenden, nach der Prüfung des Kulturbesitzes. Allerdings sind diese Unternehmen oft noch kindlich plump und naiv. Wir müssen offen gestehen, daß wir seit jenen ersten Ethnographen, also Völkerbeschreibern, die wie z. B. Peter Kolben (um 1700) aus der Aehnlichkeit einiger Mythen und Sitten die Verwandtschaft der Juden und Hottentotten nachzuweisen suchten, einen wesentlichen Fortschritt noch nicht gemacht haben. Noch immer taucht hie und da ein Versuch auf, mehr oder weniger tiefgehende Uebereinstimmungen zu einer Lösung der Völkerverwandtschaftsfrage auszunutzen, wozu dann leider die allgemeine Kritik — schweigt. Solche Bestrebungen verwirren und halten den Gang

der wissenschaftlichen Entwicklung auf, wenn sie auch an ihrer Oberflächlichkeit und Einseitigkeit scheitern müssen. Denn man deutet hier eine Uebereinstimmung als Folge der Verwandtschaft, die andernorts ebenfalls vorhanden ist, dort aber nicht berücksichtigt ist. Es wird damit ein Glied aus der Kette oder dem Baue zur Betrachtung herangezogen, aber das Große und Ganze mit Verweisung auf „anderweitige“ Beziehungen sich selbst und dem Dunkel überlassen. Also zeichnen sich diese Arbeiten im allgemeinen mehr durch guten Willen als durch wirkliche Resultate aus.

Daß dieses Stadium noch nicht überwunden ist, hat seinen einfachen Grund im Wesen der Kulturen selbst, welches erst in jüngster Zeit erschlossen worden ist. Es hat sich nämlich mittlerweile zur Genüge herausgestellt, daß die Kulturen, wenn auch von einem Punkte ausgehend, also aus einer Quelle fließend und einer Kulturform entstammend, an verschiedenen Punkten zwar unter sich beziehungslos und selbständig, sich doch in derselben Richtung, nach denselben Gesetzen, ähnliche Formen hervorbringend weiter entwickeln. Dieses

262

Wesen, die Tatsache der Einheitlichkeit in der Entwicklung aller menschlichen Kulturen, mußte erst klargestellt werden, ehe man auf das Wesen der Spielformen, der abgeschnittenen und selbständig gewordenen Kulturen eingehen konnte.

Es zeigt sich also nach dieser Richtung eine zweifache Aufgabe der Völkerkunde: 1. Klarstellung des Gesamtwesens der Kultur und 2. Klarstellung der Beziehungen aus dem Wesen der einzelnen Kulturen. Und damit wird es klar, daß zuvörderst die erste Aufgabe gelöst sein mußte, ehe man die Probleme des durch die zweite Aufgabe bedingten Wissenschaftszweiges ins Auge fassen konnte. Also erst Kenntnis der Gesamtkultur, dann Kenntnis der Einzelkulturen!

Inzwischen ist die Kenntnis der Gesamtkultur so weit fortgeschritten, daß fast alle Gebiete: Waffen- und Gerätekunde, Weltanschauungs-, Rechts-, Familien-, Staatslehre, Kunstgeschichte und wie die einzelnen heißen mögen, ziemlich eingehend durchforscht sind und daß es nur noch der genialen Hand eines Meisters bedarf, um das Bild zusammenzufügen. Und

damit sind wir auch der „Kenntnis der Arten“ bedeutend nähergekommen.

Die Völkerkunde ist auf dieser Seite schon so weit, daß sie an der alten historischen Einteilung in Stein-, Bronze-, Eisen-Zeit oder der Stufenfolge von Jagd, Nomadismus, Ackerbau zu rütteln beginnt. Sie fordert Tiefergehendes an Stelle solcher Oberflächenschürfung. Am wichtigsten für die Ermöglichung des Ausarbeitens obgenannten zweiten Teiles der Völkerkunde ist aber Ratzels Anthropogeographie geworden. Sie lehrt uns nämlich nicht nur die Abhängigkeit der Kulturen vom Boden, sondern sie bedeutet eine Abwendung von der historisch-chronologischen und eine Zuwendung zur naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Wunderbar ist es, daß, obwohl die Anthropogeographie nun schon manches Jahr vorliegt, noch immer nicht das Bewußtsein klar geworden ist, daß die Frage der Kulturverwandtschaft überhaupt nicht historisch, sondern entwicklungsgeschichtlich verstanden werden muß, daß wir es also nicht mit Zeiten, sondern mit Formen zu tun haben.

Tatsächlich kann die Kulturlehre den Forde-

rungen der Naturwissenschaften jetzt gerecht werden. Das heißt: das Verwandtschaftsproblem liegt offen vor uns. Es ist lösungsfähig.

Was ich nunmehr zu entwickeln habe, wird manchem so selbstverständlich und natürlich klingen, daß er sich wundert, es als etwas Neues, das errungen und verteidigt sein will, vorge- tragen zu hören. Aber die Herren von der organischen Naturwissenschaft wollen bedenken, daß wir Ethnologen in den letzten Dezennien das erst nachgeholt haben, was sie im Laufe der Jahr- hunderte durcharbeiteten. Ich habe das ja im Obigen dargelegt. Allerdings ist „naturwissen- schaftliche Behandlungsweise“ auch bei uns ein schon viel gebrauchtes Stichwort, aber es war ein recht falsch gewähltes, denn in Wahrheit wußten wir nichts Rechtes damit anzufangen, nicht mehr als „Monographien“ zu entwerfen. Es war lediglich die anatomische Behandlungs- weise, die allerdings auch nur sehr wenige schöne Resultate gezeitigt hat, die aber auch der ganzen Wissenschaft fremd blieben, denn wir wußten sie nicht zu verwenden. Das, was fehlte, ist einmal statt der anatomischen Untersuchung eines Gegenstandes oder Kulturgliedes Prä-

fung des anatomischen Gesamtbau es.
Ferner mangelte die physiologische Bearbeitung.

In diesem Sinne sind die Vorarbeiten des Werkes ausgeführt worden. Fast der gesamte materielle Kulturbesitz der Afrikaner und Ozeanier ist anatomisch zergliedert und auf diesem Fundamente die physiologische Darstellung aufgebaut. Natürlich konnte nicht die ganze anatomische Ausarbeitung hier wiedergegeben werden, da dies viele Bände in Anspruch genommen haben würde. Es sind lediglich die wichtigsten Dinge hervorgehoben und einige in ausgedehnter Weise im zweiten Teile niedergelegt. Diese anatomischen Ausführungen nun beweisen, daß die Kulturen eine physiologische Untersuchung ermöglichen, durch welches Ergebnis der Verwandtschaftsbeweis ja vollkommen sichergestellt ist.

Was heißt nun „Physiologie der Kultur“? Was berechtigt mich, eine solche aufzustellen, d. h. die Kulturlehre so selbständig zu behandeln, wo doch der Mensch in der Völkerkunde die erste Rolle zu spielen und die Kultur nur sein Produkt zu sein scheint?

Gerade dieses letztere bestreite ich. Der Mensch ist der Träger der Kultur, die Maschine derselben, wenn auch im engeren Sinne. Wir sehen ja sogar in der Geschichte unserer Zeit, in der doch die Individualität nach Möglichkeit bedeutsam ist, stets nur eine verhältnismäßig nichtssagende Unterbrechung im großen Gange der Kulturentwicklung. Die Reiche Napoleons und Alexanders mußten zusammenbrechen ohne langen Bestand, trotz der Persönlichkeiten ihrer Gründer. Und waren denn die Ereignisse etwas anderes als die übermäßige Ausnützung einer schon vorhandenen Expansionskraft? War die Entdeckung Amerikas ein beziehungsloses Werk des Kolumbus? War eine solche Unternehmung nicht vielmehr eine einfach notwendige Fortführung des Ganges der Entdeckungsgeschichte und begründet durch eine lange Reihe vorangehender Entdeckungen? Die Erfindung des Dampfkessels, die Lehre eines Darwin, die Gemälde eines Raffael und die Kompositionen eines Wagner bedeuten nichts als ein Entwickeln, eine Fortführung des schon Vorhandenen. Es ist ganz selbstverständlich, daß Gelehrte gleichzeitig und beziehungslos dieselben Entdeckungen

machen, daß Musiker gleiche Motive gleichzeitig auffinden usw. Denn die Kultur wächst nach bestimmten Wesensgesetzen. Wie der Rosenstock stets Rosen und keine Veilchen trägt, so blüht auch eine Kulturform in vorbedingter Weise.

In diesem Sinne ist der Mensch vielmehr das Objekt der Kultur. Damit sind die Lebensbedingungen der Formen der Kultur außerhalb des Menschen zu suchen, nämlich zumeist im Kulturboden, im Wesen und in der Eigenart der Natur, in der sie lebt. Nicht zufällig bringen gleiche Gegenden immer die gleichen Kulturen hervor. Auch teilen die Kulturen mit den Pflanzen die Eigenart der Veränderung bei der Verpflanzung. Die amerikanischen Kulturen haben einen anderen Typus angenommen als ihre Mutterpflanzen in Europa.

Der so aufgedeckte Wesenszug geht aber noch tiefer. Wir treffen bei seiner Verfolgung in den Kern der Kultur. Nur in der Berührung geht ein Aufschwung vor sich. Es sind stets Kulturverbindungen, welche neue Kulturen hervorbringen. Man denke an die ägyptische, die griechische, die deutsche Kultur. Und wie sie geboren werden, sind sie auch den Wachstums-

268

gesetzen unterworfen. Plump und unbeholfen gebärden sie sich in ihrer Jugend, energisch und zielbewußt im Mannesalter; kindisch sind die greisen Kulturen. Plump ist die deutsche Kultur im Anfange des Mittelalters, männlich die derzeitige Kultur der Nordamerikaner, kindisch die römische Kultur der späteren Kaiserzeit. Von der Zone beeinflußt, scheinen die Kulturen der heißen Gegenden nur einen Sommer zu kennen. Auf- und Niedergang in mehrmaliger Wiederkehr mehrt sich im Norden.

Das alles berechtigt mich, die Kulturen wie organische Lebewesen zu behandeln. Es läßt sich so ein eigener Zweig der Völkerkunde herausbilden, wobei manche schon gewonnene Erkenntnis zu Hilfe kommt. (So das von Schurtz aufgedeckte „Gesetz vom Wandel der Beweggründe“.) Ich gehe aus von einer morphologischen, vergleichend anatomischen und physiologischen Betrachtung der Kulturen. Demnach ist Kulturmorphologie die Lehre von der äußeren Gestaltung der Kulturen (Beschreibung der Formen, Ethnographie), vergleichende Kultur-anatomie oder schlechtweg Anatomie die Lehre von der inneren Gestaltung oder Beziehung der

einzelnen Formen, die Kulturphysiologie die Lehre von den Lebensformen der Kulturen.

Für uns, die wir den Verwandtschaftsproblemen nachgehen, ist das Wichtigste die Kulturphysiologie und das Problem der Vererbung. Vererbung ist in der Kulturphysiologie gleichbedeutend entweder mit Uebernahme seitens einer neuen Kultur, die sich anstelle einer alten, diese vernichtend oder absorbierend, drängt, oder mit dem Wechsel des Wohnortes. Der erstere Fall hat meist Uebernahme und höhere Ausbildung, der andere Umwandlung oder Verkümmern zur Folge.

Da drängen sich drei Fragen auf:

1. Was heißt Wechsel des Wohnortes? Es gibt mehrere Formen eines solchen, besonders häufig ist Uebertragung und Verpflanzung; erstere ist die öfter zu beobachtende. Da kein Volk beziehungslos ist, geht an den Grenzen meist ein Austausch vor sich. So sickert eine Kultur allmählich weiter. Diese Uebertragung ist also Bewegung der Kulturen ohne wesentliche Bewegung der Völker. Sie findet sich zumeist auf den Kontinenten.

Die Grenze solcher Ausdehnungsfähigkeit ist aber nicht sowohl in den Küsten des Erdteiles als in der Bodenbeschaffenheit und in der Lage zu suchen. Die Verpflanzung tritt aber am klarsten bei den Insel- und verwandten Kulturen hervor. (Küstenkulturen!) Sie fehlt auf den Kontinenten nicht, aber der kontinentalen Verpflanzung geht meist Uebertragung voran. Die Verpflanzung der Kulturen erfolgt bei Aufbruch der Völker, ihrer Wanderung und Niederlassung an anderem Orte. Dabei steht die Intensität der Verpflanzung in keinem Verhältnis zur Masse der Wanderer, in einem engen dagegen zur Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit des Heimats- und Kolonialbodens. Man denke an die griechische Wanderung im Mittelmeer, die Verbreitung des Christentums durch die Juden usw. Wenn dem Kinde die Zähne gewachsen sind, hört es auf zu saugen und beginnt zu essen. Also ist auch bei der Verpflanzung oder Fortpflanzung der Kulturen gleichzeitig: Selbständigwerden, Abreißen der natürlichen Beziehung zur Mutterkultur, Aenderung der Ernährungsweise des physiologischen Baues. (Vgl. die Geschichte der Vereinigten Staaten!)

2. Was ist Ernährungsweise und physiologischer Bau? Wie jedes entwickeltere Tier Ernährungs-, Bewegungs-, Fortpflanzungs-, dazu noch Schutz- und Trutzorgane usw. besitzt, so ist auch jeder menschlichen Kultur ein ähnlicher Organismus eigen. Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, in komplizierten Verhältnissen Industrie, bei den Parasiten Handel stellt den Ernährungsapparat dar. Schon die Anthropogeographie lehrt uns das Abhängigkeitsverhältnis dieser Ernährungsweise — die ja zuletzt den ganzen Bau der Kultur bedingt — von der Bodenbeschaffenheit. Aber abgesehen von dieser Konstruktion oder Struktur des Ganzen äußert sich die Beschaffenheit der Lage in den Kulturformen noch nach zwei anderen Richtungen. Einmal ist der materielle Kulturbesitz durch den anorganischen und organischen Reichtum des Wohnsitzes in der Form bedingt und dann die Entwicklung der Formen durch die Gesetze dieses Materials, und zum andern stellt sich neben der durch das Bedürfnis bedingten Fülle des Besitzes infolge lokaler Eigenschaften und der lokal gebotenen Materialien eine Reihe von nicht notwendigen

272

Dingen, also ein Apparat an Luxusgegenständen ein.

3. Die Generalfrage: Wie erkennt man nun die Verpflanzung und Uebertragung aus dem physiologischen Bau? — Es wurde soeben als charakteristisch für den physiologischen Bau einer Kultur festgestellt:

- a) Ernährung infolge Bodenbeschaffenheit,
- b) Formen und materialgerechte Entwicklung der Formen bedingt durch den Materialreichtum des Wohnsitzes,
- c) Luxusapparat dem Material des Wohnsitzes entsprechend.

Es gibt nicht zwei ethnologische Provinzen auf der Erde, die den gleichen Boden, die gleichen Ernährungsbedingungen und Materialien bieten. Bei der Verpflanzung an einen anderen Ort geht also eine Aenderung der Materialverwendung vor sich. Die anatomische Untersuchung zeigt aber das Ursprungsmaterial eines Gegenstandes sowie seine Ursprungsformen. Die Untersuchung einer größeren Anzahl von Geräten, also eines größeren Bestandteiles der Kulturform führt daher zur Erkenntnis der Ur-

sprungsformen, also der Eigenschaft der Kulturquellen. Diese können dann aufgesucht werden, wobei einerseits die pflanzen- und tiergeographische Bestimmung, andererseits die Herausklärung des Luxus-Apparates von größtem Nutzen ist.

Ein Beispiel! In diesem ersten Bande ist unter anderem auf die Verpflanzung der malajonigritischen Kultur Hinterindiens oder besser gesagt Ozeaniens nach Afrika verwiesen. Diese Kultur war ursprünglich insular. Inselbewohner verwenden die Muscheln zu allerhand Werkzeug und Gerät, so als Klinge der Beile, als Blasinstrument, als Schmuck, als Geld. Nun wird die Verwendung in Afrika ersetzt. Das gewundene Horn der Antilope und Zähne des Elefanten werden künstlich hergerichtet anstelle der Muschelhörner. Aber ein Gebiet des malajonigritischen Kulturkreises in Afrika bietet noch das Vorkommen der Muscheltrompete. Die Muschelklingen der Aexte verraten ihre Ursprungsform noch in Gestalt der ihnen nachgebildeten Eisenklingen. Am interessantesten ist es aber, daß die Form der als runde Plättchen geschliffenen, durchbohrten und aufgereihten Muschelschalen,

274

die nur noch im Kreise der westafrikanischen Kulturform erhalten ist, im südlichen, östlichen und nördlichen Afrika durch ebenso geschliffene — Straußenschalen ersetzt ist.

Außerdem werden wir sehen, daß eine große Anzahl der malajonigritischen Geräte dem Wesen des Bambus sein Dasein verdankt und wie dieses Material in Afrika ersetzt wird, wo die Bambusverwendung doch naturgemäß wegen Mangel an entsprechendem Material verschwindet, und daß so die Geräte doch weiter bestehen.

Die dritte Frage, auf die hier nur kurz geantwortet worden ist, wird uns aber bis zur letzten Seite vor Augen stehen, denn sie ist nichts anderes als die in beantwortbare Form gebrachte Frage: Wie beweist man Kulturverwandtschaft? Sie ist hier theoretisch beantwortet, findet aber im dritten Teile ihre praktische Ausarbeitung. Wenn ich denselben leichter und faßlicher gestaltet habe, als es die Kollegen im engeren Sinne vielleicht wünschen sollten, so geschah es, weil, sowie derart streng naturwissenschaftlicher Boden betreten wird, der Interessentenkreis sich sogleich bedeutend erweitert. Und das ist nur wünschenswert, da ein

derartiger Austausch die prächtigsten Resultate im Gefolge haben kann. Das haben Botanik und Zoologie bewiesen. Also besten Gruß und Empfehlung an die Herren von der gleichen, der naturwissenschaftlichen Fakultät!

Nun wäre noch die Frage kurz zu erörtern, in welchen Gebieten der menschlichen Kultur wir das beste Material für die anatomische und physiologische Untersuchung zu suchen haben. Es handelt sich dabei in erster Linie um den Besitz der Naturvölker. Zur Beantwortung dieser Frage führt ein Blick auf die bisherige Entwicklung der Völkerkunde ein leichtes Hilfsmittel herbei. Vierkandt hat in seinem trefflichen Werke über Natur- und Kulturvölker auf den Unterschied der zwei vorherrschenden Lehren hingewiesen, der Lehre vom Völkergedanken und der Lehre von der Entlehnung: Die Lehre vom Völkergedanken beruhigt sich bei der uns überall entgegretenden Gleichartigkeit des menschlichen Bewußtseins, während die Theorie der Entlehnung sich vorwiegend auf die Enge und Armut des menschlichen Bewußtseins, auf seinen Mangel an schöpferischer Kraft beruft. —

Nun ist die Gleichartigkeit des menschlichen

Bewußtseins eine einfache Folge der Gleichartigkeit äußerer Verhältnisse. Demnach findet sich Gleichartigkeit auf allen jenen Gebieten, auf denen der Mensch die Natur nachahmt oder sie zu verstehen sucht. Da ist vor allem an die Kunst zu erinnern, in der eine Nachbildung natürlicher Erscheinungen die Anfänge darstellt. In der Weltanschauung andererseits sucht der Mensch sich mit der ihn umgebenden Welt abzufinden und ihre Motive und Entwicklungsphasen sind eine naturgemäße Folge des sich erweiternden Gesichtskreises und Interessengebietes. Erst beachtet er die Tiere, dann die Mitmenschen und endlich nacheinander den Mond, die Sonne und den Himmel. Und da das Wesen dieser Dinge und das Verhältnis des Menschen zu ihnen überall im wesentlichen das gleiche ist, so tritt eine merkwürdige Einförmigkeit uns überall entgegen. Ferner beruht die Einförmigkeit des menschlichen Bewußtseins auf seiner natürlichen Beschaffenheit, die bestimmte Bedürfnisse bedingen. Der Mensch ist ein Herdentier. Das große Gebiet der sozialen Einrichtungen weist auf eine ganze Reihe naturgemäßer Notwendigkeiten hin.

Wenn also auf den drei Gebieten der Kunst, der Weltanschauung und der Stammesorganisation in der Hauptsache eine einheitliche Entwicklung in verschiedenen vorbestimmten Perioden zu beobachten ist, so fehlt es auch nicht an Sonderlichkeiten, lokalen Eigenarten, die nur selten vorkommen. Es sind die Ausartungen, Extreme, dann Schöpfungen, die der lokalen Beschaffenheit, ferner solche, die der geschichtlichen Vergangenheit ihr Dasein verdanken und derart notwendigerweise auf die Entwicklung hin anatomisch zergliedert werden müssen, um eventuell als wichtige Bausteine des physiologischen Ausarbeitungswerkes herangezogen zu werden.

Ganz anders die Seiten des Kulturbesitzes, auf denen der Mensch selber Schöpfer ist. Der Mensch schuf sich seine Waffen, seine Geräte, sein Obdach. Mit diesen zwang er das Wasser und das Erdreich, ihm zu bieten, was er wollte, gewann er die Herrschaft über die Tiere und trat keck der seinem Tun feindlichen Natur entgegen, so daß er sich von ihrem Joch befreite.

Es ist wahr, daß sich der Mensch auch hier von der Natur gebotener Hilfsmittel bediente. Aus der Höhle und dem schützenden Laubdach

278

entstand die Hütte; seine Waffen sind zum Teil nur Erweiterungen und Ausbildungen natürlicher Waffen, wie etwa die Keule eine Verlängerung des Unterarmes, der Kugelknäuf an ihr die Nachbildung der Hand usw. Aber eben der Unterschied zwischen dem Blätterdach des Baumes und der Hütte des Menschen, dem Faustarm und der Keule repräsentiert die Schöpferkraft des Menschen, die im Anfange die Natur nachahmt, um später selbständig weiter zu schaffen. Und in diesem späteren und selbständigen Weiterschaffen gehen die Entwicklungsreihen auseinander. Dann folgen Stufen, auf denen die Menschheit an verschiedenen Punkten Fortschritte im gleichen Sinne macht, aber hier sehen wir auch Trennung. Wir weisen (siehe unten) zwei Bogenformen auf der Erde nach. Der Mensch mußte den Bogen erfinden, aber er ward wahrscheinlich auf verschiedenen Wegen erfunden. Ich kann drei Schildformen nachweisen (wenn nicht vier), sie sind verschiedener Abstammung; weit von einander entfernt sind sie entstanden.

Also im materiellen Kulturbesitze finden sich die besten Materialien für die Untersuchung auf

anatomischem Wege. Er ist schon deshalb besonders geeignet, weil je weiter wir gelangen, desto mangelhafter die Kenntnis der Vorgeschichte, desto dichter die später überlagerten Schichten werden, so daß wir der prähistorischen Untersuchung immer näher rücken. Und die Prähistorie verlangt Abrechnung mit Fragmenten des materiellen Kulturbesitzes, eine Abrechnung, auf die wir schon hier im Anfange uns vorbereiten müssen.

Da einmal das Wort „Prähistorie“ gefallen ist, so wird manchem die Frage auftauchen, wie weit ich mit meinen Untersuchungen zu gehen gedenke. Die Frage kann ich nicht beantworten. „Soweit das Material genügt“, ist alles, was ich zu entgegnen vermag. Soweit abzusehen ist, genügt dasselbe allerdings auch für die vorgeschichtlichen Zeiten. Und wenn sich das bewahrheitet, so eröffnet sich uns eine gewaltige Perspektive:

Da der Mensch auf denselben Wegen wie seine Kultur gewandert sein muß, so dringen wir mit der Verfolgung der Kultur hinab in das tiefste Dunkel der wahrhaftigsten Urgeschichte.

Es lag nahe, die Untersuchung des Ur-

sprunges der Kultur in Afrika zu beginnen. Zum einen zeichnet sich dieser Erdteil durch eine gewisse Abgeschlossenheit aus — es sind nicht so viele geschichtliche Tatsachen zu berücksichtigen wie etwa in Asien —, ferner durch eine gewisse Einheitlichkeit der Kulturhöhe, endlich ist Afrika das alte Kreuz der Ethnologen. Denn fast alle Versuche, das Wesen des Werdens der afrikanischen Kulturen zu verstehen, sind gescheitert. Auch wäre noch als Vorteil zu erwähnen, daß hier die Untersuchung nicht durch die mikroskopischen Vorarbeiten, wie sie die Urgeschichte Europas, die Linguistik Asiens und die klassische Wissenschaft Kleinasiens und Südeuropas erfahren haben, erschwert wird.

Weiterhin sprach für Afrika als erstes Objekt der anatomischen und physiologischen Prüfung neben dem Fehlen der geschichtlichen Tatsachen der Mangel an prähistorischen Funden. Damit sind bestimmte Grenzen nach oben und unten gezogen und die afrikanischen Kulturen treten uns als eine Schicht entgegen. Das erschwert nach einer Seite, erleichtert aber insofern, als wir das ganze Interesse und die ganze Kraft

ohne Nebenstudium unserer großen Hauptrichtung zuwenden können.

Es sei noch bemerkt, daß dann, wenn wir die Entwicklung der Flechtkunst, der Weberei, der Ton- und Eisenindustrie usw. verfolgen, wir noch manchemal von Asien, Ozeanien und Europa aus unseren Blick nach Afrika wenden werden, daß also in späteren Bänden noch manche Lücke in den vorliegenden Untersuchungen ausgefüllt werden wird.

Der morphologische Bau der afrikanischen Kulturen, wie ihn Geschichte, Staatengebilde und Gesamthabitus erscheinen lassen, ist oben folgendermaßen dargelegt worden: Der Nord-, Nordost- und Ostrand des Erdtheiles sind die Verbindungszonen, die den Uebergang der mediterranen, west- und südasiatischen Kulturen zu den afrikanischen darstellen. Zwei Hauptachsen bedingen die Kulturentwicklung der Afrikaner: die Nordachse, die den Nil mit Senegambien verbindet, und die Südachse, die die Straße zwischen Südspitze und Nilquellgebiet darstellt. Von der Südspitze aus mündet ein Nebenarm der Völkerströmung in das obere

282

Sambesi- und südliche Kongogebiet. Des weiteren ist noch eine Verbindungslinie, eine Achse zweiten Grades an Bedeutung zwischen dem Ostgebiet der Nordachse und den nördlichen Ausläufern der Südachse zu verzeichnen. Die Westküste ist als Rand der alten Oekumene ein Ablagerungsgebiet, zu dem auch das ganze Kongobecken zu rechnen ist. Dies Gebiet ist in drei Provinzen zu zergliedern: Nordguinea, das Kongogebiet mit der Südguineaküste bis Benguela und Südwestafrika. Ersteres ist durch Beziehung mit der Nordachse, das zweite durch großen Reichtum und Beziehung mit beiden Achsen, das dritte durch Armut und Beziehung zur Südachse gekennzeichnet (vgl. Fig. 2).

In welchem Verhältnis steht nun der anatomische zu dem so skizzierten morphologischen Bau?

Wir haben im anatomischen Teile die Schilde, Bogen, Holz Waffen, Messer, Beile, Saiteninstrumente, Trommeln, Holzpauken, Hütten, Sessel, Nackenstützen, Gefäße und Tabakspfeifen mehr oder weniger eingehend erörtert und wollen die Ergebnisse der Untersuchung hier kurz wiederholen, um mit dem Vergleich der äußeren (mor-

phologischen) und inneren (anatomischen) Gestaltung ein Fundament für die Prüfung der Lebensformen, des physiologischen Baues der Kulturen zu gewinnen.

Die Schilde boten drei Elemente: 1. den nigritischen Stockschild, 2. den asiatischen Rundschild und 3. den malajonigritischen Korb-Holzchild. Der eigentlich afrikanische Fellschild ist nichts anderes als eine Fortentwicklung des Stockschildes in der Richtung zum asiatischen Rundschilde. Dieser dagegen nimmt einen lockereren und abgewandelten Typus an, je weiter wir uns von der Verbindungszone mit Asien aus auf den Achsen entfernen. Während der nigritische Stockschild ein knüppelhaftes Dasein in toten Winkeln, abgelegenen Gegenden fristet, lebt der, allerdings ebenfalls bis auf das westliche Ablagerungsgebiet zurückgedrängte Korb-Holzchild in fröhlicher Entwicklung.

Die Bogen boten zwei Elemente: 1. den asiatischen zweischenkligen Bogen mit der tierischen und 2. den malajonigritischen einfachen Bogen mit der pflanzlichen Sehne. Der asiatische Bogen beherrscht die Nord- und Verbindungsachse. Je weiter er sich vom Norden entfernt, desto ein-

284

facher wird er. Mit Verlust bestimmter Merkmale stellen sich festere Typen ein, die im Kranze das eigentliche Gebiet der asiatischen Bogen umlagern und den Uebergang zum ost- und süd-afrikanischen Typus bilden, der in letzter Instanz als stark abgeflachter asiatischer Bogen zu bezeichnen ist. Dagegen blüht das malajonigrische Element im westlichen Gebiet. Der Formenreichtum ist ein außerordentlicher. Die Verbreitung der Typen ist eine fast willkürliche in diesem Gebiet.

Die Holz Waffen boten das farbenreichste Bild. Sie sind sehr verschiedener Natur. Zuerst die Wurfgeräthe: Wurfkeule, Wurfstab und Wurfholz. Jedes hat sein eigenes Verbreitungsgebiet, keines duldet anscheinend ein zweites in gleichwertiger Stellung neben sich. Die beiden ersten gehören dem Süden, das Wurfholz (Bumerang) zumal dem Norden an. Das Wurfholz hat sich auf der Nordachse nicht nur erhalten, sondern auch einen Nachkommen gezeitigt: das Wurfeisen. Dasselbe gehört als praktische Waffe nur dem Norden an, je weiter es sich nach Süden bewegt, desto mehr nimmt seine primäre Bedeutung ab.

Die Messer zeigen eine reiche, aber übersichtliche Formfülle. Ein Teil ist echt asiatisch oder auch mediterran: Schwert, Stilett, Säbel. Sie werden auf der Nordachse und natürlich der Verbindungszone mit Asien geführt. Das eigentlich afrikanische Messer dagegen ist nichts als eine abgebrochene Speerspitze. Dagegen entstammen die wunderlichen Formen Westafrikas zwei Holz Waffen, der Ruderkeule (resp. Ruderspeer) und der gebogenen Blattkeule. Beile sind malajonigritischen Ursprungs. Nigritisch von allen diesen Waffen sind nur Wurfkeule, Wurfholz und Wurfstab.

Die Beile Nordafrikas sind auf ein asiatisches Gerät zurückzuführen: die Hacke. Das westafrikanische Beil ist malajonigritischen Ursprungs. Es ist aus dem mit aufgebundener Muschel- oder Steinklinge versehenen Steinbeil hervorgegangen. Die ost- und südafrikanische Axt ist wahrscheinlich der Nachkomme eines nigritischen Gerätes.

Die Saiteninstrumente zeigen Verwandtschaft mit dem Bogen. Die asiatischen (Violine, Gitarre) zeichnen sich durch tierische Saiten und einen Fellkasten, dazu Wirbel und Fehlen des

286

Steges aus. Die Verbreitung derselben ist wesentlich nordafrikanisch. Die malajonigritischen Saiteninstrumente sind durch die pflanzlichen Stoffe gekennzeichnet. Die Bambuslaute ist ein Ausgangstypus. Ganze Reihen von Formen schließen sich an sie an, unter denen die Tangola abermals der Knotenpunkt neuer Verzweigungen geworden ist. Sie alle gehören aber dem westafrikanischen Kulturkreise an, mit Ausnahme abgeflachter Typen: Gubo und Gora, das sind Süd- und Ostafrikaner. Andere Instrumente, wie die Negerzither, entspringen ebenfalls malajonigritischen Elementen: dem gesplitterten Bambus. Im westafrikanischen Kulturkreise ist das schwirrende Stäbchen noch aus Pflanzenmaterial, im Osten und Süden aus Eisen gebildet.

Die Trommeln können in Afrika in der Entstehung beobachtet werden. Ihre Ursprungsgeschichte beginnt in der Fellbearbeitung, deren gleichmäßige und gemeinsam unternommene Schlagfähigkeit die Freude am Rhythmus wachruft. Wir sehen diese einfachen Felltrommeln ohne Resonanzboden im Süden. Dem Norden zu mehren sich Arten der Schallkörper, die zuerst

Kalebasse, Topf und Mörser sind. Dieser Zunahme nach Norden entspricht die Abnahme asiatischer Trommelformen, die auf der Nordachse eingebürgert sind (tönerne Standtrommel, Kesselpauke, Tamburin oder Schamanentrommel), dem Süden zu. Man wird in Zukunft jüngere und ältere oder west- resp. ostasiatische Formen außerdem unterscheiden müssen.

Die Holzpauken führen uns zurück bis auf ein nigritisches Element, den Klangstab. Seine Verbreitung in Afrika ist keine einheitliche. Nur hier und da ist er anzutreffen. Die Malajonigritier haben dies einfache Element durch Nebeneinanderbinden verschieden abgestimmter Hölzer zu einem vollendeteren Instrument erhoben, das sich unter dem Namen Marimba zumal im westafrikanischen Kulturkreise eingebürgert hat. Auch die in gleichem Gebiete heimische Holzpauke ist malajonigritisch. Sie entstammt der Bambustrommel.

Die Hütten bieten ein besonders klares Bild der Entwicklungsgeschichte. Im Norden der Nordachse sind das Zelt mit Decke aus Kamelshaaren und der Stein- sowie Ziegelbau asiatisch und mediterran. Das Zelt ruft auf der Nord-

288

achse die Zelt- oder Kugelhütte hervor, deren wichtigstes Konstruktionselement, der Mittelpfahl, auch von den Völkern der Südachse, allerdings als Konstruktionsglied an Bedeutung zweiten Grades übernommen worden ist. Die Südafrikaner dagegen bauen zunächst eine Hütte nigrischen Ursprunges: die Kugelhütte. Auch das hier zuweilen angetroffene Erdlager ist nigrisch. Eine ausgearbeitete Form desselben im Sudan dürfte unter nordöstlichem Einflusse entstanden sein: der Erdbau. Der westafrikanische Kulturkreis bietet malajonigrische Hüttenstile. Da ist zuerst die Mattenhütte, dann die unter Einfluß der Barla (Plattformen) entstandenen Giebelhütten mit tektonischem Gerüst und Pfahlbauten.

Stühle und Sessel dringen von Norden, Nackenstützen von Südwesten vor. Erstere haben oben meist breite Platten und einen oder vier Füße, letztere zwei, drei und vier, dazu eine Platte unter und über sich häufiger schmale und lange als flächenartige Auflagen. Im westafrikanischen Kulturkreise treten die malajonigrischen Elemente besonders hervor. Tiere und Menschen sind in ihnen häufig dargestellt.

Unter den Gefäßen weisen die Ledersäcke des Osthornes und der Nordachse, vielleicht auch der Südafrikaner nach Asien, die geflochtenen der Westafrikaner zum Teil nach Ozeanien. Auch die Holzbecher mit Flechtornament und Menschengesicht sind malajonigritisch. Sie finden sich im Kerngebiet der westlichen Ablagerungszone.

Die Tabakspfeifen lassen sich im wesentlichen auf vier Elemente zurückführen: 1. den Erdofen, der von Völkern der Südachse angewendet wird; 2. die Wasserpfeife, die fraglos asiatischen Ursprungs ist und sich von der Ostküste aus verbreitet hat; 3. die Tonpfeife, die auf die am Kopfstück trichterförmig verbreiterte und umgebogene Tonröhre und ihrer zumal nördlichen und östlichen Verbreitung wegen auf asiatischen Einfluß zurückzuführen ist; 4. die aus einer Bananenrippe hergestellte Pfeife ohne Kopf, die mit dem Tütenkopf versehen wird. Diese ist vorzüglich westafrikanisch, hat hier viele Nachbildungen in Holz, Ton und sogar Metall hervorgerufen und ist ein malajonigritisches Element. Ihr Vorfahr ist die Bambuspfeife, der Baubau auf Neuguinea.

Diese Verbreitung lehrt uns vor allem das kennen, was allein als Basis der ganzen Kulturlehre dienen kann:

Die Verbreitung der einzelnen Elemente gemeinsamer Verwandtschaft ist keine willkürliche, sondern es liegt ihr eine bestimmte Gesetzmäßigkeit zugrunde.

In nachstehender Tabelle sind die wichtigsten Züge des anatomischen Baues des untersuchten afrikanischen Kulturbesitzes zusammengestellt. Es handelt sich um nigritische, malajonigritische und asiatische Abstammung, sowie um eigentlich afrikanische Schöpfungen. Als nigritisch sind jene Reste einer älteren oder vielmehr sehr alten Kulturepoche bezeichnet, die sich vor allem auch in Australien und den Gebieten Ozeaniens finden, die einen Restbestand der alten Kultur vor der malajonigritischen und malajopolynesischen usw. Wanderung aufweisen. Das Merkmal ist die ärgste Verkümmernng. Als malajonigritischen Kulturbesitz bezeichne ich jene Elemente, die vor allem Melanesien so gut bewahrt hat und die auch im Besitze jüngerer ozeanischer Kulturen noch als zum größten

Teil zurückgedrängte Elemente mit gefunden werden. Ich kann erst in dem Ozeanien gewidmeten Bande eingehend die Unterschiede nigritischen, malajonigritischen und malajischen Kulturbesitzes erörtern.

„Asiatisch“ ist ein zunächst sehr weiter Begriff. Daß unter dieser Flagge in dem vorliegenden Bande noch eine Reihe verschiedener Kulturverwandter segelt, ist nicht zu leugnen. Nur einmal ist darauf hingewiesen worden, nämlich gelegentlich der Entwicklung der Trommeln. Wir unterscheiden da süd- und westasiatische Formen. Auch das ist provisorisch. Es wird schwer sein, zu unterscheiden, was indischen, was babylonischen, inner- und ostasiatischen Ursprungs ist, aber nicht unmöglich. Zuletzt ist wohl auch dieses alles auf zwei Kulturformen zurückzuführen, die eigentliche asiatische und die indisch-chinesische. Aber erst später kann die Trennung durchgeführt werden. — Am einfachsten gestaltet sich noch die Erklärung des „afrikanisch“, wie sich sogleich ergeben wird.

Bemerkenswert und von sehr großer Bedeutung für die Frage nach dem Alter der Kulturen

292

ist vor allen Dingen, daß sich bei den einen kräftige Entwicklung, bei den andern Stillstand und Verkümmern erkennen läßt. Nämlich die nigritische und die malajonigritische Kultur hat nicht das ausschlaggebende Merkmal einer bestimmten Richtung der Entwicklung gleichzeitig im Wesen und in der Verbreitung. Das zeichnet nur die asiatischen und die afrikanischen Kulturen aus. Wir sehen von Norden und Nordosten das Zelt, den asiatischen Bogen, den Rundschild in heimatlicher Gestalt (asiatisch!) heranziehen, im Süden sich abschwächen, einbürgern und im afrikanischen Besitze aufgehen. Dieser aber hat im Zulu-Schild und in der Zulu- (Süd-) Kegelhütte Merkmale des selbständigen Aufwachsens, das, je weiter sie nach Norden dringen, die asiatische Anregung verrät. Also Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit und bestimmtes Verhältnis zwischen geographischer Verbreitung und anatomischem Bau. Demgegenüber bezeichnete ich den malajonigritischen Kulturbesitz „charakterisiert durch üppige Formfülle bei Ungesetzmäßigkeit in der Verbreitung“, nämlich im Kreise des Ablagerungsgebietes.

Und die Frage, ob sich die äußere, morpho-

logische, und innere, anatomische, Gestaltung entsprechen?

Wir können sie vollkommen bejahen. Dem asiatischen Kulturbesitze der Nordachse entsprechen die Reiche Nordafrikas, dem afrikanischen die der Südachse. Das Gebiet der Ablagerung, der westafrikanische Kulturkreis ist ausgezeichnet durch das Fehlen der größeren Staatenbildungen und den entschieden malajonigritischen Bau. In „Petermanns geographischen Mitteilungen“ ist in der kartographischen Methode (die Ueberdeckkarten, vergl. Kartenblatt X, XV, XX) gezeigt, wie weit der anatomische Bau einheitlich malajonigritisch ist.

Mit dieser Uebereinstimmung des Entwicklungswesens und der Verbreitung, der morphologischen und anatomischen Gestaltung ist die Klarlegung des physiologischen Baues, der Lebensformen erreicht. Denn:

Ich ging von dem Hinweis darauf aus, daß die Kulturen in vielen Dingen den organischen Lebewesen gleichen, daß sie nämlich eine Geburt, ein Heranreifen, eine Blütezeit, ein Greisenalter und ein Hinscheiden erfahren. Und alles das hänge ab von den Lebensbedingungen.

Es ließe sich sagen, so wurde behauptet, daß die Kulturen einer Kulturverbindung ihr Leben verdanken. Und nun haben wir vier Kulturen kennen gelernt, die uns zeigen, wie das zu verstehen sei. Wir sehen eine greise Kultur, die nigrische, im Zusammenbruche, nicht mehr lebenskräftig, sondern entnervt. Mit der Kraft des Mannesalters bricht die asiatische Kultur von Norden herein und da, wo sie noch das nigrische Leben antrifft, im Süden, vereinigen sich beide und geben der eigentlich afrikanischen Kultur das Leben (Schild der Zulu und südafrikanische Kegelhütte!). So offenbart sich dieses Kleeblatt vollkommen. Viel schwerer ist es, die malajonigrische Kultur in ihrer Entwicklungsgeschichte klar zu erfassen. Ihre Lebensbedingungen sind ganz andere, ihre Entstehung liegt außerhalb Afrikas. Das geht aus dem Fehlen der geographischen Entwicklungstendenz hervor. Wir können aus dem anatomischen Bau den Schluß der ozeanischen Verwandtschaft ziehen. Und die Uebereinstimmung wird bedeutungsvoll durch die sporadisch verteilten Trümmer des in jüngerer Zeit von der afrikanischen Kultur überfluteten Ostens (Bambustrommel,

Parierschild, Sambesibogen! usw.). Denn diese Trümmer und der Charakter der Einschnürung des westafrikanischen Kulturkreises weisen auf eine alte Wanderstraße, die einer schwer aus dem anatomischen Gerüst zu schließenden Verbindung zwischen Westafrika und Melanesien entspricht.

Während uns nun die Jugend der afrikanischen und der im Anwachsen begriffenen asiatischen Kulturen keinerlei Rätsel über Kraft und Elastizität bietet, lagert ein tiefes Dunkel über der Vergangenheit der nigritischen Kulturen. Es ist unsere wichtige zweite Aufgabe dieses Bandes, über die Lebensform der malajonigritischen Kultur schon festzustellen, was sich hier am Westrande der alten Oekumene über sie erkennen läßt. Wir werden dabei den Blick des öfteren nach der Metropole dieser Kultur, auf die Kulturpflanze in Ozeanien, werfen müssen. Das große Problem liegt nämlich darin, daß hier auf dem Kontinente ein Nachkomme der insularen Mutterkultur existiert. Deshalb fasse ich den Gegensatz so, daß die ursprünglich kontinentale, auf kontinentalem Boden fortgepflanzte, asiatische Kultur der ursprünglich insularen, auf

296

kontinentalem Boden fortgepflanzten, malajonigrischen Kultur gegenübergestellt wird. In dem den ozeanischen Kulturen gewidmeten Bande wird der umgekehrte Fall zu beobachten sein, nämlich das Gegenüberstehen einer ursprünglich kontinentalen in insulare Verhältnisse und einer ursprünglich insularen in wiederum insulare Verhältnisse verpflanzten Kultur.

Es wurde oben Uebertragung und Verpflanzung unterschieden. Jetzt ist es möglich, beider Erscheinungen Wesenszug festzustellen. Uebertragen ist die asiatische Kultur in Afrika. Das Zentrum des vollerhaltenen Kulturbesitzes ist von einer Zone von abgeschwächten Formen umgeben. Merkmale sind der Riesenrundschild, der seine wesentliche Eigenschaft der Wölbungselastizität infolge der übermäßigen Vergrößerung aufgegeben hat, dann die noch später degenerierten Formen wie Massai-, Schuli-, Dinka-Schild; das sind nigritische Formen mit asiatischen Merkmalen. Die Bogen zeigen gleiche Erscheinungen, im Zentrum echte asiatische Typen, in der Umgebungszone abgeschwächte Formen und endlich wieder im dritten Kreis vollkommen degenerierte Gestalt

des afrikanischen Bogens. Die Hütten bieten zuerst eine zentrale Form, das asiatische Zelt, dann einen peripheren Typus, die afrikanische Zelthütte, endlich ein Glied statt der Konstruktion in dem Mittelpfahl der südafrikanischen Zelthütte, die ursprünglich nigritisch und eine Kugelhütte ist. Wir sehen also stufenweise Abschwächung. Es ist das Merkmal der Uebertragung, dieses Anwachsens der Intensität dem „Innern“ zu.

Die malajonigritische Kultur dagegen bietet ein anderes Bild. Hier ist keine langsame Entwicklung, Bewegung zu beobachten. Die Formen wachsen nebeneinander auf, nicht nacheinander. Da ist kein Anschwellen im Reichtum, auch kein Ausklingen bemerkbar, es sei denn an den Grenzen, und hier ist der Grund der verschiedenen Fülle an malajonigritischen Elementen die Einschnürung durch die anwachsende Uebermacht der asiatischen und afrikanischen Kulturen. Und dieses Merkmal der Unregelmäßigkeit ist das Zeichen des Alters nicht nur, denn dafür zeugt mehr die Einschnürung, als vielmehr die Verpflanzung. Es ist keine allmählich vor sich gehende Einbürgerung, keine langsam

298

heranziehende Invasion, deren Bedeutung weniger in der Wucht des Ansturmes als in dem Verwachsen mit dem Boden beruht, sondern sturmflutartiges Hereinbrechen einer ausgebildeten Kultur im Mannesalter, die die Zeit jugendlicher Entwicklung hinter sich und einen wohlgeordneten Besitz und Formschatz als Gerüst hat. Und weniger durch die Verhältnisse des Bodens als die Launen des Geschickes ist es bedingt, ob hier die trogförmige, dort die zylindrische und da die keilförmige Trommel sich einbürgert, ob hier der Rotang- und dort der Holzknauf am Bogen zur Ausgestaltung gelangt, welche Form des Schildes bevorzugt wird, wo mehrere ausgebildete Typen zur Auswahl vorliegen. Dabei spielt manche Beziehung hinein, die derartige Wahl beeinflusst; so ist der Sandeschild eine Folge des Wurfeisens. Aber das sind sekundäre Gründe, keine primären Gesetze, die die Lebensform bedingen.

Während nun die Uebertragungsform eben durch den oben beschriebenen Bau der Kultur bedingt und gegeben ist und sich in stufenweisem Anwachsen bis zum Kerne die Reihen der Entwicklung von selbst ergeben, ist die Verpilan-

zung schwieriger zu erkennen. Die Ausgangsformen des malajonigritischen Besitzes in Afrika und Ozeanien müssen die gleichen sein, die Endformen sind verschieden. Aber gerade sie sind uns nur erhalten. Daher bedarf die afrikanische Form des asiatischen Kulturbesitzes keines weiteren Verwandtschaftsbeweises. Dagegen ist für die westafrikanische Kultur der physiologische Verwandtschaftsbeweis noch zu erbringen. Dem sind die folgenden Kapitel gewidmet. Er ist anzulegen in dem oben angedeuteten Sinn. Der Boden der Entstehung und das Material, aus dem die Besitztümer entstanden sind, muß hier ausschlaggebend sein. Auf die Lebensform der malajonigritischen Kultur in der Heimat und die Entwicklungs- und Ursprungsgeschichte wichtiger Elemente des Besitzes muß also eingegangen werden.

Ich möchte mit einem Hinweise auf die Entwicklungsgeschichte des wissenschaftlichen Apparates, der der Ethnologie zu Gebote steht, schließen.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind ein Triumph der Museumswissenschaft (lassen

wir mich, den Verfasser, ganz aus dem Spiele!), denn nur mit Hilfe der in den Museen aufgespeicherten Schätze ist es gelungen, die Kulturorganismen zu verstehen. Damit ist die Berechtigung der musealen Bestrebungen in glänzender Weise erwiesen. Wenn sie in wissenschaftlichen Bahnen sich bewegen, sind die Museen für Völkerkunde nicht nur Kuriositätenkabinette und Trophäen der Eitelkeit, sei es der Erbauer oder der Sammler und Donatoren. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß die Gefahr solchen wenig angenehmen Entwicklungsganges nahe liegt, wenn immer nur gesammelt und gesammelt, aber nie verarbeitet wird. Daher bedeutet dieses Werk für die Museumsdirektoren und alle, die für das Wesen dieser Institutionen verantwortlich sind, eine Mahnung. Allen deutschen Museen ist eine Eigentümlichkeit eigen: Mangel an wissenschaftlichen Kräften, dem gegenüber der Mangel an Subsidien weniger in Betracht kommt. Denn wenn das wissenschaftliche Material nicht beizeiten gehörig festgelegt (und das heißt mehr als „in die Schränke gelegt“) wird, dann haben wir Trümmerstätten, in denen man nach wenig Jahren schon mit Schmerzen weilt,

weil hier „beinahe“ ein prächtiges Material gesichert wäre. Das ist dann schmerzlicher, als wenn gar nichts da ist.

Ich füge das deswegen hier an, weil seit Jahren vielzuviel vom Sammeln und viel zu wenig vom wissenschaftlichen Verwenden und Sichern der Sammlungen gesprochen ist. Vieles, das im Momente des Einlaufens noch in den Katalogen durch Nachfrage ergänzt werden kann, ist nach ganz kurzer Zeit überhaupt nicht mehr zu erfragen. Ich glaube zu dieser Mahnung berechtigt zu sein, denn ich bin jahrelang von einem Museum zum andern gepilgert, und was ich da erfahren habe, war sehr traurig. Die meisten und selbst einige von den ganz großen Museen besitzen überhaupt keine Kataloge. Wie oft ist es mir vorgekommen, daß ich irgend einen hochwichtigen Gegenstand vorfand und mit pochendem Herzen fragte: „Woher stammt der?“ Dann kraute sich der Herr Direktor oder Konservator verlegen in den Haaren, meinte, er habe es doch noch vor einigen Jahren gewußt, es werde ihm schon wieder einfallen. Dann wurden einige zerrissene Papierfetzen herbeige Holt, die den hohen Titel „Akten“

302

fürten, und darin herumgeblättert. Meist konnten die Akten keinen Bescheid erteilen, denn der betreffende Brief war „verlegt“. Wohl deutete eine vom Donator angeheftete Nummer auf das einstige Vorhandensein eines Berichtes, in dem auch diese Reliquie verzeichnet war. Aber welcher Bericht war es? Wer war der Donator? Und dem Herrn Direktor fiel meist nichts wieder ein. Wie oft habe ich solche schmerzliche Erfahrungen gemacht! Unter wie manchem Gegenstande in meinen Skizzenbüchern steht ein Fragezeichen!

Welche Freude dagegen, wenn der Forscher eine gut geleitete Sammlung durchheilen kann! Aber sie wird ihm selten zuteil. Es ist schon viel, sehr viel Material vollkommen entwertet, weil die kleinen Summen, die zur Anstellung eines Fachmannes nötig gewesen wären, gespart wurden. Es war und ist ein sehr törichtes Sparen, denn die wenigen Tausende, die gespart wurden, brachten den Verlust von Hunderttausenden mit sich. Man darf nie vergessen, daß Dinge, die heute für ganz geringe Summen zu erstehen sind, in kurzer Zeit Kapitalien repräsentieren. In dieser Zeit der Zukunft wird

aber der Maßstab an die wissenschaftliche Sicherheit gelegt und alles Unbestimmte auf den Schutthaufen geworfen werden müssen. Denn auch unsere Wissenschaft wird streng werden und die Kritik wird grausam über die Versäumnis richten.

Was aber mit gutem ethnologischen Material geleistet werden kann, das wissen wir jetzt. Es birgt die Geschichte der Menschheit. Was Ratzel gesagt hat, ist richtig gewesen: denn im Kulturbesitze, wenn irgendwo, muß zu lesen sein, aus welchen Elementen und auf welchen Wegen die heutige Menschheit geworden, was sie ist. — Die Afrikaner kennen wir jetzt so ziemlich. Noch ist allerdings gar manches zu erörtern, was asiatische Kultur heiße, die Vorgeschichte der Nigritier und Malajonigritier und auch sonst noch einiges. Aber das sind alles Fragen, die außerhalb Afrikas gelöst werden müssen. Ich aber bin guter Hoffnung, daß auch diese Probleme der eingehenden Forschung keinen Widerstand zu leisten vermögen, und daß der Tag nicht ferne ist, an dem wir eine „Beschreibung der Kulturformen“ geben können, wie die Zoologie eine

304

3. Asiatische Kultur

4. Afrikanische Kultur

I.
St
V

A

1. Leder-Rundschild.
2. Lederbogen.
3. Schwert, Säbel, Stilet.
4. Violine, Gitarre.
5. Tönerne Standtrommel, eiserne Kesselpauke, Tamburin etc.
6. Zelt, Zelthütte, Ziegel- und Steinbau.

3. Wurfeisen.

II
in
(I

Anhang: Hirsebau, Pflug, Rindviehzucht, Ledertracht, Lederpfeil etc.

A

1. Fellschild.
2. Abgeflachter Bogen.
3. Speerspitzenmesser.
4. Gubo, Gora.
5. Felldecke als Trommel; Mörser-, Topftrommel.
6. Südliche Kegelhütte.

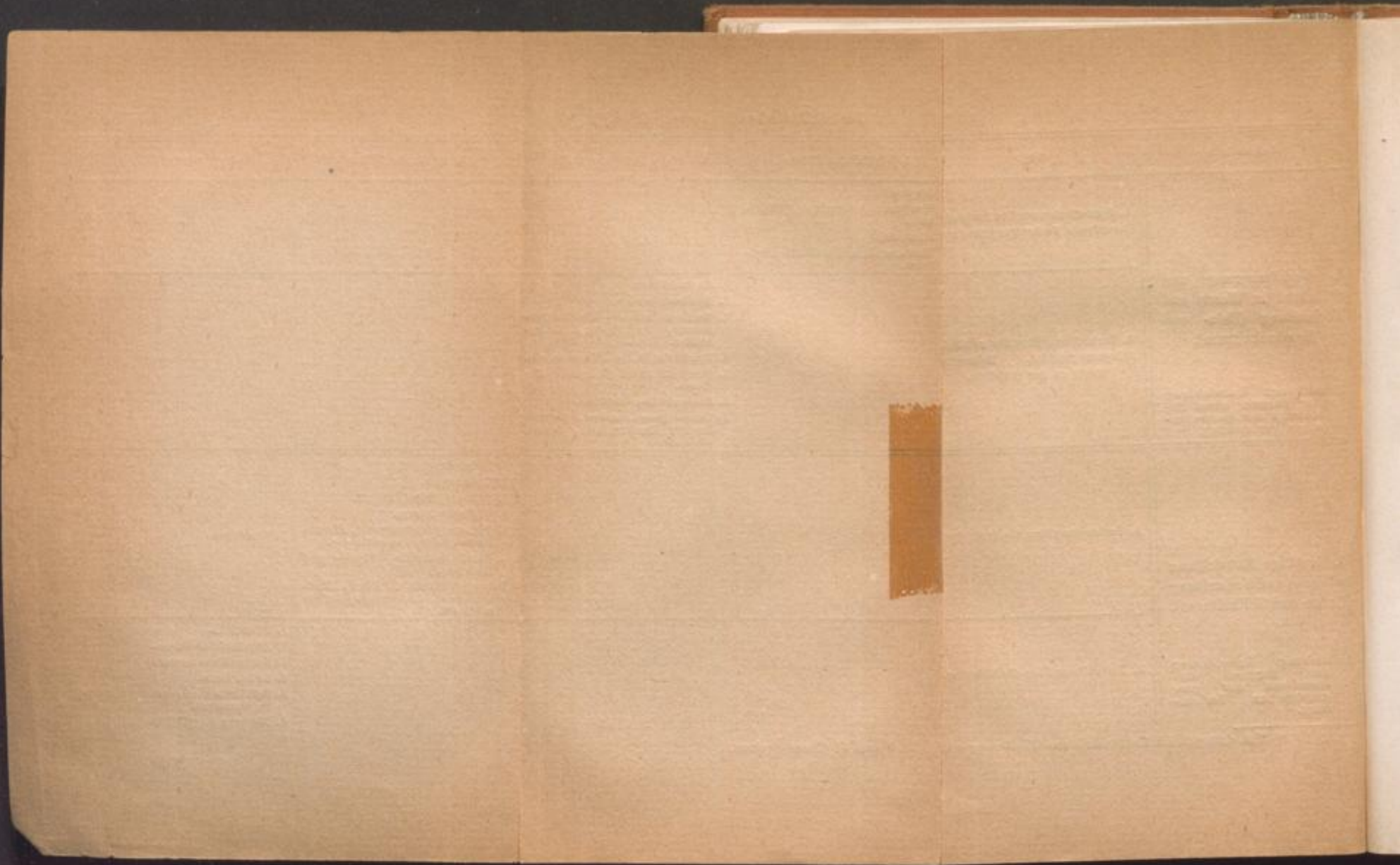
Die afrikanischen Kulturen. (1896.)*

Lebensform	Lage	1. Nigritische Kultur	2. Malajonigritische Kultur	3. Asiatische Kultur	4. Afrikanische Kultur
I. Verkümmern und Stillstand in Wesen und Verbreitung (Holz- und Bambuskulturen).	A. Sporadisch verteilte Reste ohne bestimmte Verbreitungstendenz.	1. Stockschild. 2. Wurfkeule, Wurfstab, Wurfholz. 3. Klangstab. 4. Wetterschirm, Kugelhütte, Erdlager.			
	B. Verbreitung über das westliche Ablagerungsgebiet. Belanglose Reste an der Ostküste.		1. Korbschild. 2. Bambusbogen. 3. Bambusmesser, Mattkeulenmesser, Ruderspeer, Rudermesser. 4. Bambuskute etc., Tangola etc. 5. Bambuströmmel, Holzpanke, Marimba. 6. Mattenhütte, Pfahlbau. Anhang: Bananenbau, Mattentracht, Bambuspfeife, Schiffpfeil etc.		
II. Kräftige Entwicklung in Wesen und Verbreitung (Leder- und Fellkulturen).	A. Verbreitung über die Nordachse.			1. Leder-Randschild. 2. Lederbogen. 3. Schwert, Säbel, Stilet. 4. Violine, Gitarre. 5. Töserne Standtrommel, eiserne Kesselpauke, Tamburin etc. 6. Zelt, Zelhütte, Ziegel- und Stelahan. Anhang: Hirsebau, Pflug, Rindviehzucht, Ledertracht, Lederpfeil etc.	2. Wurffelsen.
	B. Verbreitung über die Südachse.				1. Fellschild. 2. Abgesackter Bogen. 3. Speerspitzenmesser. 4. Gubo, Gora. 5. Feldecke als Trommel; Hörner-, Topftrommel. 6. Südliche Kegelhütte.

Anmerkung: Entwicklung der Formen ohne Beziehung zur geographischen Verbreitung.

Anmerkung: Entwicklung der Formen entsprechend der geographischen Verbreitung.

*) Vgl. dagegen die fortgeschrittene Gliederung von 1922 (Bd. V und VI dieses Werkes).



Stoc
Wur
holz
Klar
Wet
lage

22 (Bd

solche der Tiere, die Botanik eine solche der Pflanzen gibt.

Denn das Wichtige ist: der Weg, auf dem die Forschung siegreich fortschreiten kann, ist klargelegt. Es sind eben festgegliederte, gesetzmäßig aufgewachsene und bestehende Organismen, die wir aufgedeckt haben. Und deshalb schließe ich mit dem Satze:

Quod erat demonstrandum!

ANLEITUNG

Nachdem die Vorkunde angeführt hat, dass die Klimatik von einer absoluten Spielerei zu einer wirklichen Wissenschaft werden sollte, stellt sich sogleich die eben besprochene Schwierigkeit ein, die sich lösen lässt.

3) Diese Arbeit erschien zuerst in der Zeitschrift „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ unter dem Titel: „Über die Klimatik“ (1897). — Außerdem ist die Klimatik in der „Zeitschrift für Naturwissenschaftlichen Unterricht“ (1897) und in der „Zeitschrift für Naturwissenschaftlichen Unterricht“ (1897) erschienen. — Außerdem ist die Klimatik in der „Zeitschrift für Naturwissenschaftlichen Unterricht“ (1897) und in der „Zeitschrift für Naturwissenschaftlichen Unterricht“ (1897) erschienen.

8. Die naturwissenschaftliche Kulturlehre. *)

(1899.)

Einleitung. — Stoff und Ziel der Kulturlehre. — Gesetze des anatomischen und physiologischen Baues der Kulturformen. — Abhängigkeit der Kulturformen vom Boden; Kampf ums Dasein. — Entstehung und Fortpflanzung der Kulturelemente. Schluß.

EINLEITUNG.

Nachdem die Völkerkunde angefangen hatte, sich allmählich von einer absolut dilettantischen Spielerei zu einer wirklichen Wissenschaft auszubilden, stellte sich sogleich die eine bedeutende Schwierigkeit ein, die, sich immer vergrößernd,

*) Diese Arbeit erschien zuerst in der Berliner „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, dann als Sonderdruck der „Allgemein-verständlich naturwissenschaftlichen Abhandlungen“, Heft 20, 1899. — Außerdem faßte der Dümmlersche Verlag sie mit den in Bd. II dieser Sammlung als Nr. 2, 3 und 4 wiederholten Arbeiten unter dem Gesamttitel: „Probleme der Kultur“ zusammen.

jeder Untersuchung Widerstand und zwar unüberwindlichen Widerstand leistend, zu dem bösen Krebschaden ausbildete, der ihrer Weiterentwicklung mehr als je heute eine Grenze setzt. Es ist die große Schwierigkeit des Nachweises der Verwandtschaft. Eine altbekannte Eigenschaft der Menschen und des menschlichen Kulturbesitzes ist die Einförmigkeit, wenigstens eine gewisse Einförmigkeit. Bogen und Schilde, oft ganz oder fast gleiche Formen treten uns auf allen Seiten der bewohnten Erde entgegen. Und ähnlich verhält es sich mit den Schädelformen. — Wenn wir nun eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit und des menschlichen Kulturbesitzes — und das muß doch unser Ziel sein, — geben wollen, so bedürfen wir unbedingt einer Methode, die uns selbst in dieser Einförmigkeit ermöglicht, Entwicklungsgänge klarzustellen.

Die Durchführung einer für diesen Zweck ausgearbeiteten Methode ist mir, wie es scheint, gelungen. In dem Werke: „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen“ ist dieselbe niedergelegt und zur Anwendung gebracht für Afrika. Diese Methode entspringt der Auffassung der

308

Kulturgüter als sich forterbender oder fortpflanzender, wachsender und vergehender, also lebendiger Elemente. Es ist folglich nichts anderes als die Anwendung der Deszendenztheorie, wie ich sie von Darwin und seinen Lehrern und Schülern gelernt habe. Die ersten Keime zu dieser Methode bot mir aber Prof. Ratzels Abhandlung über die afrikanischen Bogen. So entstand denn die naturwissenschaftliche Kulturlehre. — Sehr interessant war die Wirkung dieses Buches. Die naturwissenschaftlichen Blätter begrüßten die Sache mit Freude, die geographischen und ethnologischen äußerten aber weitgehende Skepsis. Der Grund für die teilweise Ablehnung durch die Völkerkunde ist ein doppelter. Erstens nämlich sind die Ethnologen absolut nicht geschult in der deszendentalen Auffassungsweise und können den entsprechenden Gedankengängen dieser Beweisführungen um so weniger folgen, als sich einige von ihnen nie ernstlich in das Wesen des in Frage kommenden materiellen Kulturbesitzes vertieft haben, da sie der psychologischen Seite der Wissenschaft ihre Kraft gewidmet haben (z. B. Achelis und Vierkandt), und zweitens habe ich selbst mich der-

art in diese Auffassungs- und Anschauungsweise vertieft, daß ich mit zu vielen Prämissen, die an sich selbstverständlich sind, gearbeitet und außerdem die wichtigen Sätze zu weit in dem Buche verstreut habe. — So haben denn die Naturwissenschaftler die Sache leicht erfassen können, während — und ich bekenne gern, daß ich zum Teil selbst schuld daran bin — die Ethnologen den Wert dieser neuen Lehre nicht aufnehmen konnten. Immerhin haben einige der bedächtigeren Kollegen der Sache doch einen größeren Wert beigelegt und einem Teile der Ergebnisse ihren Beifall gezollt. Ich erwähne z. B. den Aufsatz, den H. Schurtz in „Petermanns Mitteilungen“ veröffentlicht hat.

Demnach halte ich es für meine Pflicht, das ganze System meiner Auffassung und Lehre nochmals zusammenzufassen und vorzulegen, wobei ich mich bemühen werde, möglichst klar und deutlich alles zum Ausdruck zu bringen.

Leipzig-Gohlis, März 1899.

L. Frobenius.

STOFF UND ZIEL DER KULTURLEHRE.

1. Kulturanfang, Kulturmomente.

— Zuvörderst: was Kultur sei? Die Ausnutzung, Nutznießung, Verwendung der von der Natur gebotenen Kräfte und Stoffe, und zwar in einer von der Natur höchstens indirekt vorgezeichneten Weise. Das ist noch zu begrenzen. Nämlich wenn der gesättigte Hund einen Teil der Beute vor den Genossen im Busche verbirgt als Atzung für kommende Tage, so ist das kaum als Kultur zu bezeichnen. Wenn aber der Hamster sich unter der Erde einen Wintervorrat zusammenträgt, so ist das Kulturmoment schon erfaßbar. Denn der Hamster tut dies jeden Winter und begründet auf solichem Vorgange seine Existenzmöglichkeit. Der Hund verfährt aber nur gelegentlich derart. Der Quell dieser Kulturmomente liegt zwischen beiden Erscheinungen und der Unterschied beider Formen in der hier vorherrschenden, dort nicht nachweisbaren Regel- und Gesetzmäßigkeit. Vater Hamster machte es jedes Jahr so, Sohn Hamster macht's jedes Jahr so, der Enkel wird so verfahren, der Großvater übernahm es vom Urgroßvater — das ist gesetzmäßig. Nicht

so die Handlung des Hundes, die gelegentlich, zufällig, selten ist. — Die zweite wichtige Eigenschaft der Erscheinung liegt in der Abhängigkeit des Trägers von seinem Kulturmoment. Im Kampfe um das Dasein entstand dasselbe. Nun ist aber die Existenz des Hamsters bedingt durch das Kulturmoment. Ohne den Wintervorrat geht das Tier zugrunde. Also beherrscht das Kulturmoment seinen Träger, den braven Hamster. — Ich lasse es bei diesem bewenden (andersartige Beispiele und Belege für meine Sätze finden sich bei Darwin: „Der Ursprung des Menschen“, Bd. II) und stelle nur fest, daß wir schon in der Tierwelt charakteristische Kulturmomente nachweisen können, als deren wesentliche Merkmale zu vermerken sind 1. daß sie gesetzmäßige Erscheinungen, 2. daß ihre Träger von ihnen abhängig sind.

2. Abgrenzung des Stoffes. — Eine derartige Erscheinung bedingt Vorbetrachtung nach zwei Seiten. Denn wohl steht fest, daß der Hamster der die Kulturleistung Ausführende ist, nicht aber wie dieselbe selbst entstand. Das Kulturmoment entstand in dem Kampfe ums

312

Dasein. Und da ist zu berücksichtigen, daß die Anregung wie der Zwang (Kampf um das Dasein) von außen wirkten, daß aber der Wille zu der Handlung, und das ist nichts anderes als der Selbsterhaltungstrieb, im Innern des Hamsters lebt. Letzteren zu durchforschen ist Sache des Psychologen. Die äußere Einwirkung muß man aber mit der Veränderung der klimatischen Verhältnisse in Zusammenhang zu bringen suchen, und damit ist das Problem vor die Spezialjury eines anderen Wissenschaftszweiges gebracht. Uns aber bleibt übrig, das Kulturelement selbst in seiner Geschichte der Weiterentwicklung, wenn es nämlich eine solche besitzt, zu beobachten. — Die Ueberlegung zeigt nur, wie wir die Kulturlehre nach zwei oder mehr Seiten abzugrenzen haben. Indem wir die Kulturformen, die einfachen Kulturmomente oder die ganzen Kulturkomplexe beobachten, sehen wir klar, daß die zwei Faktoren des äußeren Zwanges und des inneren Triebes Prämissen sind, ohne die eine Kulturerscheinung nicht denkbar ist. Diese Prämissen sind Tatsachen, deren Kontrolle wir anderen Wissenschaften überlassen müssen.

3. Kulturmomente und Kulturformen. — Die tierischen Kulturmomente und die menschliche Kultur — dazwischen liegt ein enormer Unterschied. Die ersteren sind sporadisch in jedem Sinne, was wir schon damit andeuten, daß wir von Kulturmomenten reden. Es läßt sich weder beobachten, daß sie sich ausbilden, noch daß ihrer mehrere unbedingt zusammengehören. Die menschlichen Kulturen sind dagegen, wenn wir sie vom Standpunkte der tierischen Kultur aus ins Auge fassen, erstens und vor allen Dingen komplizierte Gebilde, deren immer mehrere zusammengehören und ohne diese Genossenschaft nicht lebensfähig sind, die weiterhin, wo wir sie auch sehen oder beobachten, Entwicklung und Umbildung zeigen. Weiterhin werden wir zugeben müssen, daß die menschliche Kultur nicht anders entstanden sein kann denn als Entwicklungsprodukt, dessen einzelne Faktoren Erscheinungen aus dem Bereiche der tierischen Kulturmomente sind. Oder auch — und mit dieser Analogie treten wir dem leitenden Gesichtspunkte näher, — oder auch wir müssen die tierischen Kulturmomente als lebende Zellen — also noch

314

nicht einmal Infusorien — bezeichnen, die menschlichen Kulturen aber als entwickelte Tiere, ausgebildete Organismen, die mit allem organischen Apparat ausgerüstet sind und vor allem auch mit einem ausgezeichneten Fortpflanzungsvermögen.

4. Allgemeines über die Kultur.

— Es ist ganz schicklich, daß, ehe ich eine vollendete Erscheinung des näheren ins Auge fasse, ich mich vergewissere, aus welchem Bereiche sie stammt. Beschreibe ich den Elefanten, so beginne ich: „Der Elefant ist ein Säugetier“, und eine Schilderung einer Kulturform mag füglich anfangen: „Eine Kulturform ist ein Lebewesen.“ Und dann schildere ich eingehender, ziehe meine Kreise immer enger, bis ich ein klares Bild habe. Also eine menschliche Kultur ist ein Lebewesen, das ohne den Menschen nicht denkbar ist, wenn auch der ohne es. Es ist ein Parasit, der mit seinem Träger so eng verwachsen ist, daß er denselben nicht meiden kann, auch nie meiden konnte, während der Mensch ohne den Kulturparasiten heute nicht mehr denkbar ist, wohl aber einst ohne ihn existiert haben muß. — Das

Beispiel gefällt mir aber nicht; ich wende mich zu einem anderen, einem tieferen, ich vergleiche die menschliche Kultur mit dem Menschen selbst. Wie der Mensch zur Existenz der Luft und Nahrung bedarf, so die Kultur des menschlichen Geistes als ihrer Atmosphäre und des menschlichen Händewerkes als ihres Entwicklungstoffes. — Aber Beispiele sind mir überhaupt nicht lieb; ich brauche sie nur zur Einführung. Mit Beispielen kann man nur das Verständnis erwecken, nicht aber beschreiben. Im ersteren Sinne wurden sie hier angebracht.

5. Materieller und geistiger Kulturbesitz. — Ich sprach bis jetzt von der Kultur im allgemeinen, im ganzen. Und die Kultur eines Volkes oder vielmehr eine Kultur (über Kulturformen siehe weiter hinten) ist ein Ganzes. Es ist ein sehr kunstvoll konstruiertes Ganzes. Man unterscheidet an diesem im allgemeinen materielle und geistige Kultur. Das ist plump, man muß es aber zunächst gelten lassen. Wirklich umgrenzen kann man eigentlich nur den materiellen Teil, der alles umfaßt, was der Mensch schafft, also alle Geräte, Waffen, Boote, Hütten usw. Zur geistigen

316

Kultur ist Staatengebilde, Familienorganisation, Weltanschauung mit Inbegriff von Religion und Wissenschaft, Kunst, Recht usw. zu rechnen. Es läßt sich aber nicht eine eigentliche Trennung zwischen materieller und geistiger Kultur durchführen. Sie gehören zusammen, bilden in ihrer vollkommenen Verquickung eben ein vollkommenes Ganzes. — Man darf nie vergessen, daß eine Kultur ja kein Tier ist, wenn auch ein lebender Organismus.

6. Die organische Natur des materiellen Kulturbesitzes. — Und doch ist der materielle Kulturbesitz absolut und durchaus vergleichbar dem Knochengüst der Tiere. Denn an ihm lassen sich alle Vorgänge der kulturellen Entwicklung bis in die Details hinein verfolgen. Ich werde zu zeigen haben, wie weit die Analogie reicht. Aus diesem Material sprechen Tatsachen und Beweise, an denen keine klarschende Vernunft rütteln kann. Darum kann dieses Material als Basis für die ganze Kulturlehre dienen, meiner deszendentalen Kulturlehre, wie das Knochengüst der Tiere zunächst der deszendentalen Zoologie das Beweismaterial geliefert hat. Ich werde darzulegen

haben, welches in diesem Sinne die Vorteile der Kulturlehre und welches die der Zoologie sind. — Die geistige Kultur ist zunächst nicht in diesem Sinne gut verwendbar, denn mangelnde Kenntnis auf der einen und das Fehlen konkreter Formen auf der andern Seite hindern hier bedeutend. Aber es läßt sich in vielen Fällen die Analogie zur Entwicklung der materiellen Kultur nachweisen und insofern manche Lücke der Entwicklungsgeschichte ausfüllen, manche klarere und vertiefte Erkenntnis zeitigen. Ich werde hierauf zurückzukommen haben. Nunmehr kann ich wohl auf die ersten und wichtigeren Ergebnisse meiner Forschung über den materiellen Kulturbesitz eingehen.

7. Die Ziele der Kulturlehre. — Wohin wollen wir denn mit dieser Forschung? Welches sind denn unsere Ziele? — Ich muß betonen, daß gerade im Streite um diese Frage die tiefsinnigeren meiner verehrten Referenten mit ihren Pfeilen am weitesten an mir vorbeigeschossen haben. — Mein Ziel ist zunächst und vor allem die „Kenntnis der Arten“ oder Kulturformen und ihrer Entwicklungsgeschichte. Soweit diese Kulturformen noch

318

aktiv und lebendig sind, wird sich dies Ziel ohne weiteres erreichen lassen. Ob auch hinsichtlich der abgestorbenen, nur noch in elenden Stein-, Holz- oder Topfrümmern erhaltenen, weiß ich noch nicht, glaube es aber, da wir, je weiter wir zurückkommen, desto geringere Variabilität und einfachere weit verbreitete Kulturformen antreffen. — Wenn so die Entwicklung der Kulturformen bis auf wenige Urformen zurückgeführt werden kann, — wenn die Entwicklungsgeschichte von diesen Urformen bis auf alle erreichten äußersten Entwicklungstypen nachgewiesen werden kann, — wenn wir also einen Stammbaum der Kulturformen gewonnen haben, — dann ist mein erstes Ziel, und es besteht für mich kein Zweifel, daß wir dort anlangen werden, das erreichbare Ziel erreicht. Wenn wir so weit gelangt sind, dann entrollt sich für uns das großartigste aller Entwicklungsbilder, dann können wir der Entwicklungsgeschichte der anorganischen Stoffe und der organischen Lebewesen die dritte der Kultur anreihen, für uns die interessanteste, weil wir die Träger dieser Gebilde sind. — Das zweite Ziel geht uns hier wenig an, auch wird

meine Tätigkeit hier wenig zur Erreichung desselben beitragen. Es handelt sich nämlich um die Frage, ob wir denn nicht sehr fehlen, wenn wir mit unangenehmem Dünkel auf uns als die Schöpfer großartiger Kulturgüter schauen, statt mit Erstaunen auf die herrschende Kraft der uns lenkenden und umbildenden Kultur. Wenn es aber gelingen sollte, uns selbst die Ueberzeugung und das Bewußtsein beizubringen, daß wir nichts anderes als recht eingebildete Sklaven dieser Kultur sind, dann ist auch das zweite, größere Ziel, nämlich eine geklärte und richtigere Auffassung unser selbst und unserer Werke, errungen.

8. Die Einteilung der Kulturlehre. — Betrachten wir oberflächlich die Gestaltung der Kulturen eines Erdteiles, so bemerken wir große Gruppen der Zusammengehörigkeit, so zum Beispiel in Afrika die westafrikanischen Kulturen, in Ozeanien die indonesische, in Europa die italienische. Das sind die ethnologischen Provinzen, wie Bastian sie genannt hat. Die Feststellung dieser Gruppen der Zusammengehörigkeit ist Sache der Kulturmorphologie, der Lehre von den äußeren

320

Formen. Untersuchen wir nun näher, so bemerken wir, daß der Kulturbesitz in diesen Provinzen nicht einheitlich und von gleicher Abstammung ist. Vielmehr lehrt uns die Kulturanatomie, die Lehre von der inneren Gestaltung der Formen, daß hier die Elemente von verschiedenen Seiten zusammengeströmt, den verschiedenen Grenzen zu auch verschieden und alles in allem größere Unterschiede nachweisbar sind. So kommen z. B. in Westafrika dreierlei Schilde vor: der asiatische, der vormalajische und der nigritische. Weiterhin ist die Kulturphysiologie zu berücksichtigen, die von den Lebensformen der Kulturen redet. Hier sehen wir eine aktive und um sich greifende, dort eine verkümmerte Kultur. Diese Wesenszüge stellt die Kulturphysiologie nicht nur fest, sondern auch die Art der Fortpflanzung, die Gründe der Verkümmernng hier, der fröhlichen Entwicklung dort. — Kurz und gut, wir unterscheiden, wie in den organischen Naturwissenschaften, in der Kulturlehre Morphologie, Anatomie und Physiologie.

GESETZE DES ANATOMISCHEN UND
PHYSIOLOGISCHEN BAUES DER
KULTURFORMEN.

9. Die gesetzmäßige Verbreitung der Formen. — Blicken wir flüchtig über die Erde hin, hu! welch' ein tolles Durcheinander von Vorkommnissen im materiellen Kulturbesitz. Hier der Bogen, nebenan der Speer, dann das Wurfbrett, der Wurfriemen und abermals Bogen, Speer, Bogen, Schleuder usw. als Fernwaffe. Man brauchte in der Wissenschaft lange, und jeder Einzelne wird wieder lange brauchen, das Auge an diese anscheinende Verwirrung zu gewöhnen. Nun wir es aber gelernt haben, sehen wir klarer; wenn wir dies Lesen verstehen, sogar ganz klar. Bestimmte Bogenformen kommen auf großen Gebieten allein vor. Ist eine Lücke in der Verbreitung, ein Fehlen dieser Waffe bei einem Volksstamme, dann können wir wenigstens feststellen, daß der Bogen, wenn er vorhanden wäre, ganz genau diese oder jene Gestalt haben würde. Ich habe für Afrika und Ozeanien an vielen Geräten und Waffen bewiesen, daß im wesentlichen die geographische Verbreitung dieser Formen nie

322

durchbrochen wird, daß niemals ganz beziehungslos eine, ohne irgend welche auch sonst hier nachweisbare und in die Ferne zurückzufolgende Verwandtschaft entstandene, Form sporadisch auftritt und den Gang der Verbreitung gesetzlos macht. So hat jeder Gegenstand eine bestimmte, an Gesetze gebundene Verbreitung. — Das ist festzuhalten, es ist der erste wichtige Beweis.

10. Die der Verbreitung entsprechende Gesetzmäßigkeit der Entwicklung der Formen. Die Formen eines Gerätes sind aber, wenn auch gleicher Abstammung, nicht auf dem Gebiete der Verbreitung die gleichen. Nehmen wir den asiatischen Rundschild in Afrika. Im Nordosten, wo er in den Erdteil eintritt, ist er gewölbt, mit einem Buckel und einem steifen Rande versehen, er besteht aus gepreßtem Leder, und im Innern dienen zwei Griffe als Handhabe. Das ist der echte asiatische Rundschild. Und dann läßt sich, dem Süden und Westen zu, auf den beiden Wegen seiner Verbreitung erkennen, wie diese Schildform degeneriert, wie die durch die Kleinheit, die Rundung, den Buckel und den Rand-

wulst gegebene Steifheit aufhört, weil der Buckel wegfällt, wie er oval oder viereckig statt rund wird, weil der Randwulst wegfällt, weil er groß, dem äußersten Westen zu sogar riesengroß und statt aus Leder aus Fell hergestellt wird. Er hat auf diesem Wege sein Prinzip eingebüßt, nämlich er bietet nicht mehr durch seine Wölbung eine starke Wehr, sondern durch seine Größe einen umfangreichen, wenn auch schwachen Schutz. Und dieser Entwicklungsgang geht hier in Afrika wie in Ozeanien und Amerika nicht etwa schnell vor sich, sondern langsam und etappenweise. Die einzelnen konstruktiven Momente verschwinden einer nach dem andern, bis im Süden und Osten das große, schlappe Schild übrig bleibt. Also langsame Umbildung auf dem Wege der Verbreitung. — Das ist der zweite wichtige Beweis.

11. Die gruppenweise Verbreitung der Elemente gleicher Abstammung und Entwicklung. — Und diese Entwicklungsgänge sind nicht etwa einzelt, willkürlich, also in der Richtung der Verbreitung nicht etwa dem Zufall unterworfen. Wir können das nicht nur an dem Schilde beob-

324

achten, nein, es geht ebenso mit der Hütte, dem Bogen, der Feldtrommel, den Saiteninstrumenten usw. Nicht nur daß die Verbreitung ihrer verwandten Formen die gleiche ist, nein, auch ihre formale Entwicklung entspricht bei allen denselben Gesetzen; bei allen ist die der Entfernung vom Ausgangspunkte entsprechende Verkümmernng, Abschwächung oder Umbildung bemerkbar. So in Afrika die afrikanisch-asiatischen Elemente von Aegypten dem Osten und Süden zu, in Ozeanien die malajoasiatischen Elemente Mikronesien zu einerseits, Melanesien zu andererseits. Bleiben wir bei Afrika für das weitere, weshalb ich betone, daß wir es bei diesem Erdteile also mit der ostwestlich verlaufenden Nordaxe und der nordsüdlich verlaufenden Südaxe der Bewegung und Verbreitung afrikanisch-asiatischer Elemente zu tun haben. — Durch diese analoge Verbreitung und Umbildung bewiesen diese Geräte ihre gemeinsame Abstammung und ihre Verwandtschaft untereinander. Da nun aber ein einzelnes Gerät irreführen kann — so sind bei den Malajonigritiern und bei den Völkern der afrikanisch-asiatischen Kultur Felltrommeln nachweisbar, und die Grenzen

der Verbreitung der beiden von zwei verschiedenen Richtungen gekommenen Geräte greifen ineinander über*) —, so ist das Medium aus der gruppenweisen Verbreitung verschiedener Geräte zu ziehen, was stets möglich ist. — Das ist der dritte Wesenszug, den ich durch das Verfahren der Ueberdruckkarten klarstellen konnte.

12. Die Verbreitung der Kulturformen oder -arten. — Die Summe dieser Erscheinungen, der Geräte gleicher Verbreitungs- und Entwicklungstendenz repräsentiert das Bild einer Kulturform. Wir haben in jedem Erdteile mehrere. So bewegt sich in Afrika auf der Nordaxe (nach Westen) und der Südaxe (nach Süden) die asiatische Kultur. (Belege: Lederbogen, Rundschild, Zelthütte, Gitarre, Trommel usw.) — Im Westen (Kongogebiet, Küste Nieder- und Ober-Guineas) findet sich eine Kultur, die ich als die malajonigritische bezeichnet habe. Hier ist alles ganz anderer Abstammung. Die viereckige Satteldachhütte ist

*) Ich kann deshalb nur sehr warnen, auf die Verbreitung und anscheinende verwandtschaftliche Beziehung eines Gerätes hin einen Schluß zu ziehen.

aus sechs Tafeln zusammengesetzt und steht oft auf Pfählen, der Bogen entspricht weder im Material noch in der Konstruktion dem asiatischen, der Schild (zum Umhängen, Kulturwerk Abb. 16), die Holzpauke (ohne Feldecke), die Saiteninstrumente, alles zeigt seinen eigenen Ursprung an, eine eigene Entwicklungsgeschichte. Für die Wahrscheinlichkeit, daß diese Kultur aus dem Osten stammt und nach Westen zurückgedrängt wurde, spricht, daß sich an der Ostküste in den Gebirgen und in den Flußtälern hie und da gleiche oder wenigstens verwandte Formen in großer und seltener Verstretheit finden. — Im Süden aber endlich führt die nigritische Kultur noch ein kümmerliches Dasein. Wieder ein eigener Schild (mit senkrechter oder ohne Handhabe), eine eigene, die aus in die Erde gesteckten Baumzweigen gebildete Hütte, hölzerne Wurfaffen, der Grabstock, der Klangstab, das aus dem nigritischen Steinbeil wahrscheinlich hervorgegangene Beil usw. — So heben sich die drei Kulturformen gut von einander ab, sobald wir jede für sich auf den Formenschatz und dessen Elemente prüfen. Ich habe etwas ganz gleiches jetzt auch für Ozeanien er-

wiesen. — Auch gegen diesen Beweis der selbständigen Verbreitung der Kulturformen sowie der Zusammensetzung aus ihren eigentümlichen Elementen ist nichts einzuwenden.

13. Die Kenntnis der Kulturformen oder -arten. — Mit dieser Untersuchung wird also eins gewonnen, nämlich die Kenntnis der Arten. — Ich kann hier feststellen, daß „die menschliche Kultur“ hier nur ein Begriff ist, keine faßbare Tatsache, keine Sache. Der „menschlichen Kultur“ entspricht „das Säugetier“ oder besser „das Tier“. Ganz anders „die Kulturform“. Spreche ich von der „afrikanisch-asiatischen Kulturform“, so sehe ich ganz bestimmte Merkmale vor mir, wie den Rundschild und seine Entwicklung, den zusammengesetzten Lederbogen und seine Verkümmerng usw. Also die Kenntnis der Kulturformen, bestimmter oder gut zu bestimmender Arten ist das Endergebnis der anatomischen Untersuchung. Soweit kann niemand etwas gegen die Resultate dieser meiner Methode sagen, zumal da sie nicht nur für Afrika, sondern auch für Ozeanien schöne Früchte getragen hat, wie aus „Petermanns Mitteilungen“ zu erschen ist. Die

328

Arbeiten über Amerika sind auch bis auf eine notwendige letzte Kontrolle abgeschlossen, und somit ist die Brauchbarkeit dieser Methode erwiesen. Damit wäre also die alte unglückselige Streitfrage, ob irgend eine Sache lokal entstanden oder von anderer Seite ererbt sei, im großen und ganzen überwunden oder wenigstens die Fähigkeit und das Mittel geboten, sie zu lösen — bis auf eine Art Fälle, die im Abschnitt 15 ff. erörtert werden wird.

14. Die Lebensform. — Ein weiteres Ergebnis der durch die Prüfung der einzelnen Kulturelemente herbeigeführten Resultate ist die Erkenntnis der Verschiedenartigkeit der Lebensformen der verschiedenen Kulturarten. Also das erste Gesetz der Kulturphysiologie. Die drei afrikanischen Kulturen zeigen wesentliche Unterschiede in der Lebensform. Die afrikanisch-asiatische ist in kräftiger Entwicklung in der Ausdehnung und Fortpflanzung begriffen. Ich erwähnte das Beispiel des Rundschildes. (Anmerkung: Es sind überall auf der Erde die asiatischen Schwesterkulturen, deren siegreiches Vordringen leicht festzustellen ist an den vier Ausgangspunkten Asiens: im

Süden die malajoasiatische und die afrikanisch-asiatische, im Osten die amerikanisch-asiatische, und im Westen war eine asiatische, die der unseren den frischen Lebensatem verlieh, dessen nachwirkender Druck noch heute bei Rußland merklich ist.) — Die nigritische Kultur stellt das Gegenteil dar, just wie in Ozeanien. Sie fristet ein kümmerliches, kaum noch beobachtetes Dasein und ist überhaupt nur noch da lebensfähig, wo sie stark mit anderer Kulturformen Lebenskraft gespeist ist. Im Süden Afrikas treten die nigritischen Elemente gedrängter — wenn auch kümmerlich genug — auf, dem Norden zu verschwinden sie immer mehr (vergl. m. Aufs. „Die Buschvölker“ in „Afrika“ 1898). — In der Mitte zwischen den beiden steht physiologisch die malajonigritische Kultur. Sie ist von Osten nach Afrika gelangt, wie die malajonigritischen Enklaven im ostafrikanischen afrikanisch-asiatischen Kulturgebiet verraten. Sie beherrscht in Westafrika einen sehr umfangreichen Kulturschatz, der vielleicht in kleinen Umbildungen einen großen Formenreichtum erzeugt hat, dem aber eine gewisse Entwicklungs- oder Verkümme-

rungstendenz mehr oder weniger fehlt. In physiologischer Hinsicht haben wir es also mit einer in voller Kraft nach Afrika gelangten, hier nicht weiter ausgebildeten, sondern nur zu einem lokalen Entwicklungstypus umgebildeten Kulturform zu tun. — Nun vermögen wir in Ozeanien einen vollkommen identischen Kulturformschatz nachzuweisen in der über Indonesien und Westmelanesien ausgebreiteten Mischform der vormalajischen und malajoasiatischen Kultur. Darüber nachstehend mehr. — Wir sehen also drei Stadien der Lebensform der Kulturformen in Afrika vertreten, nämlich einmal die afrikanisch-asiatische, eine junge in der Fortpflanzung begriffene Form, die malajonigritische, eine reife Kultur, die stillsteht in der Entwicklung, die nigritische, ein seniler Typus, eine im Dahinscheiden begriffene Kulturform. — Daß demnach verschiedenes Alter der Kulturformen im Wesen ihrer Verbreitung und im Charakter der ihr angehörigen Elemente ausgeprägt ist, ist der erste wichtige und, ich glaube, auch völlig bewiesene Satz der Kulturphysiologie.

ABHÄNGIGKEIT DER KULTURFORMEN
VOM BODEN; KAMPF UM DAS DASEIN.

15. Die Materialforschung. — Es ist, wie wir gesehen haben (ich knüpfte an Abschnitt 13 an), ein leichtes, nachzuweisen, woher eine junge in der Entwicklung begriffene Kulturform wie die afrikanisch-asiatische stammt, denn wir erkennen das Anwachsen der Vollendung dem Ausgangspunkte zu. Wie nun aber erkennt und beweist man die Abstammung einer Kulturform wie der malajonigritischen, die als ausgereifter Organismus mit vollkommen ausgebildetem Formschatz in Afrika lebt? — Zunächst werde ich in solchem Falle vergleichen und durch Vergleich festzustellen versuchen, wo sich die charakteristischen Elemente dieser Kulturform wiederholen. Solche „Leit“elemente sind vor allem die der Länge nach aufgespaltene Holzpauke, der Bogen mit den Rotangknöpfen als Sehnenträgern, Hütte aus Tafeln und auf Pfählen, mit Fenstertür usw., die nicht gesponnene, sondern geknüpft Pflanzenfaserfäden verwendende Weberei, der Rohrschild usw. Bei Umschau nach diesen und weiteren Elementen finde ich vollkommene Uebereinstimmung in der indo-

332

nesischen Mischung und hier (vergl. Petermann!) ist sehr einfach nachzuweisen, daß alle diese Elemente in Ozeanien der malajoasiatischen und vormalajischen Kultur angehören. Also vollkommene Uebereinstimmung ist erwiesen. Aber die Verwandtschaft ist mit der einfachen äußeren Analogie nicht bewiesen. Allerdings spricht sehr zu Gunsten einer Abstammung der malajonigritischen von der indonesischen Mischkultur die Lage im Osten, ferner die Tatsache malajischer Sprache auf Madagaskar — aber das alles beweist noch nicht voll. — Hier beweist nach meiner Ueberzeugung die physiologische Beschaffenheit. Wir sahen in Afrika das Fehlen der Entwicklungstendenz in geographischer und entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht. Die Elemente treten uns überall gleich vollendet entgegen. Dagegen zeigt sich in Ozeanien nicht nur eine Verbreitungs- und Entwicklungstendenz, sondern hier sehen wir auch die Geräte entstehen, herauswachsen aus der Eigenschaft des Materials. Ich habe das am Bambusbogen, an der Bambusholzpauke, an den Saiteninstrumenten bewiesen. Wir sehen also in Ozeanien diese Dinge entstehen oder

dem Entstehungsorte im südöstlichen Asien nahe sich entwickeln und umbilden, umgestalten zu den Formen, die wir in Afrika wiederfinden, aber nicht mehr in jenen den Ursprung verratenden Typen, sondern abgewandelt, ausgebildet.

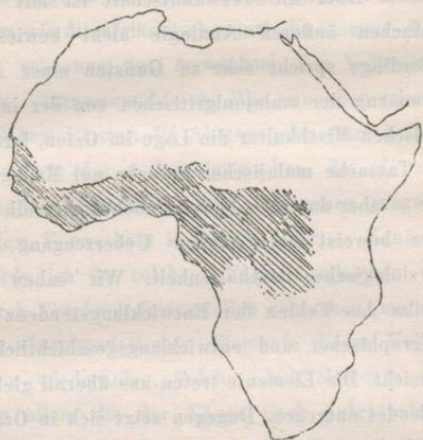


Abb. 2.

Die westafrikanische pflanzengeographische Zone.

Ergebnisse einer längeren Entwicklung am Ende einer Verbreitungszone. Dazu kommt, daß in Afrika die großen Bambusse, die einem Instrument wie der Holzpauke das Leben gegeben

haben, so gut wie fehlen. Das weist wieder nach Ozeanien. — Ich habe damit gezeigt (und auf diesen Teil der Beweisführung haben sich nur die naturwissenschaftlichen Referenten, diese aber zustimmend geäußert), daß, wenn die vollkommene Uebereinstimmung der wesentlichen Charakterelemente im materiellen Besitz zweier Kulturformen festgestellt ist, aus der Entwicklungsgeschichte einzelner Elemente an der Hand der Materialforschung die Ursprungs- und Entwicklungsgeschichte beider erwiesen werden kann.

16. Das Problem der malajonigritischen Kulturform. — Ich will nicht etwa alle Belege für die Abstammung der malajonigritischen Kultur aus Ozeanien hier wiederholen, denn ich will dies Problem hier ja nicht lösen, sondern diese Frage dient mir nur als Beispiel, an dem ich bestimmte und wesentliche Eigentümlichkeiten der Kulturformen nachweise. In diesem Sinne also will ich mich noch im weiteren über die Sache auslassen. — Ich habe hier noch in einer Sache vielleicht den wichtigsten Punkt für die Beurteilung des Abstammungs- und Verwandtschaftsproblems dieser westafrikanischen und anderer derartiger Kolo-

niaalkulturen zu erörtern, eine Sache, die ein sehr scharfes Licht auf die Entwicklungsgeschichte wirft und die ich für den zweiten Band meines Hauptwerkes aufgespart hätte, wenn ich nicht jetzt alle Mittel der Naturwissenschaft, die zu



Abb. 3.
Die westafrikanische Zone der malajonigritischen Kultur.

Gebote stehen, wenigstens andeuten möchte. Um den ganzen Umfang der Sache in Erwägung ziehen zu können, will ich alle wesentlichen Punkte nochmals heranziehen.

1. Die malajonigritische Kultur ist im großen und ganzen auf Westafrika und das Kongo-becken beschränkt.

2. Die malajonigritische Kultur weist einen fast lediglich aus Pflanzenfasern bestehenden Kulturschatz auf, und so läßt sich nachweisen, daß der weitaus größte Teil seiner Elemente auch aus Pflanzenfasern entstanden ist im



Abb. 4.

Verbreitung des vormalajischen Bogens.

Gegensatz zu allen asiatischen, also auch den afrikanisch-asiatischen Kulturgütern, die aus tierischen Stoffen bestehen und entstanden.

3. Die konstruktive und wesentliche Uebereinstimmung der malajonigritischen mit gewissen ozeanischen Kulturgeräten ist eine vollkommene.

4. Eine Reihe von Gegenständen dieser gemeinsamen Kulturwelt läßt sich in Ozeanien,

nicht aber in Afrika in ihrer Entstehung be-
lauschen.

Nun stehen sich zwei Erklärungen dieser
Erscheinung, also der Uebereinstimmung der
ozeanischen mit westafrikanischen Kulturgütern
und für den Ursprung der malajonigritischen
Kultur einander gegenüber, einerseits meine und
zweitens die von Schurtz und Vierkandt in ihren
Referaten niedergelegte. Es handelt sich um die
beiden Annahmen:

- a) die malajonigritische Kultur stammt von
ozeanischen Kulturen ab,
- b) die malajonigritische Kultur scheint in
Westafrika selbst entstanden.

Ich bemerke dabei, daß Schurtz sich nicht
vollkommen ablehnend verhält (sondern nur
skeptisch), wohl aber Vierkandt. — Prüfen wir
die Begründung letzterer Annahme:

17. Der Widerspruch. — Schurtz sagt:
„Der bewährten wissenschaftlichen Methode
würde es wohl entsprechen, zunächst den Ver-
such zu machen, mit den gegebenen Tatsachen
auszukommen und sie aus den Verhältnissen
Afrikas selbst zu erklären. Wir finden da im
Osten, Süden und Norden die Steppe mit ihrer
338

vorwiegenden Viehzucht, im Westen das Wald- und Savannengebiet mit vorwiegendem Hackbau und mit pflanzlicher Ernährungsweise; das Vorwiegen des Leders und der tierischen Stoffe im Kulturbesitz des Nordens und Ostens, der Pflanzenfaser in dem des Westens scheint da nicht so wunderbar, und auch die Achsen, auf denen sich die afrikanischen Kultur- und Völker-



Abb. 5.

Verbreitung der Schlankaffen (*Semnopithecidae*) und der *Simiae* (*Gorilla*, *Schimpanse* etc.).

wanderungen bewegen, entsprechen den natürlichen Bedingungen des Bodens“ — wie schon meinerseits hervorgehoben.

Vierkandt sagt: „In einigen Fällen wird man die nicht zu bestreitende Aehnlichkeit (zwischen malajonigritischem und ozeanischem Kulturbesitz) lieber auf andere Ursachen zurück-

führen, — für die gleichmäßige Bevorzugung pflanzlicher vor tierischen Stoffen für die Verfertigung von Geräten wird man lieber die Gleichheit der Lebensweise verantwortlich machen, welche im Gegensatz zu den vielfach viehzüchtenden Ostafrikanern diejenige von Fischern und teilweise auch Ackerbauern ist. Diese letztere Uebereinstimmung aber auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen zu wollen, erscheint uns fast als absurd.“ („Absurd“?)

Wir sehen, Schurtz ist tiefer. Denn auch der hier vorwaltende Ackerbau und die dort vorherrschende Viehzucht sind Folgen der von Schurtz sehr richtig erkannten Erscheinung, daß nämlich im Westen eine sehr ausgeprägte Zone üppiger Pflanzenwelt sich mit der Verbreitung der malajonigritischen Kulturform und die nördliche und östliche Steppenregion sich mit der die tierischen Stoffe verwendenden afrikanisch-asiatischen Kulturform deckt. — Aber auch die Anschauung von Schurtz ist nicht tief genug.

18. Gleiche Ausdehnung der pflanzengeographischen und der malajonigritischen Region. — Vorstehend in Abb. 2 und 3 das Bild der Verbrei-

tung der äquatorialen westafrikanischen Pflanzenregion (Raphia, Pandanus, Elaeis, Cola usw.) und der Ausdehnung der malajonigritischen westafrikanischen Kultur. (Letztere nach Ueberdruckkarte 10, 15 und 20 in „Ursprung der Kultur“ Bd. I.) Wir können ohne weiteres feststellen, daß die beiden Bilder einander fast ganz entsprechen.

Also ist ein Zusammenhang nicht wohl zu leugnen, da wir immer im Auge behalten, daß der malajonigritische materielle Kulturbesitz im wesentlichen eben aus Pflanzenfasern besteht. Aber wie sollen wir diesen Zusammenhang nun deuten? Es liegt in Anbetracht dieser Erscheinung auf der Hand, daß die Schurtzsche Erklärung gar so übel nicht ist. Aber daß sie doch nicht ganz genügt, geht aus dem Umstande hervor, daß diese Erklärung uns wohl die Art der Verbreitung der malajonigritischen Kultur auf der Westseite erklärt, nicht aber die formale Uebereinstimmung aller Elemente mit den ozeanischen Kulturgütern. Wir stellen daher noch zwei andere Karten einander gegenüber.

19. Gleiche Ausdehnung der pflanzengeographischen, tiergeo-

graphischen und malajonigritischen Regionen. — Beifolgend in Abb. 4 das Bild der Verbreitung des vormalajischen Bogens über Asien, Ozeanien und Afrika und in Abb. 5 das der Verbreitung gewisser Affenarten über Afrika, Südostasien und Ostasien. Dies Bild der Verbreitung des Bogens ist nur eines von vielen analogen. Es mag uns hier dienen an Stelle des komplizierten ähnlichen Bildes von der Verbreitung der ganzen Kulturform. — So stellt sich denn heraus, daß die Verbreitung dieser beiden Kulturformen mit gleichem Formschatz und der menschenähnlichen und noch anderer Affen und Tiere in den fraglichen Gebieten dieselbe ist, daß sie im südöstlichen Asien und auf den großen Inseln des malajischen Archipels sowie in Westafrika heimisch sind, daß sie aber — und darauf kommt es an — in Ost-, in Südafrika und im Norden zwischen Südostasien und Westafrika fehlen, beide gleichermaßen, die Kulturform und die Tiere. Was sagt nun — und wir müssen uns an die Erklärungen anderer Wissenschaften halten, da wir Ethnologen, wie erwiesen, zu wenig erzogen, dazu unselbständig,

342

unerfahren, uneinig usw. sind — der Zoogeograph zu der ihn angehenden Erscheinung? — Er stellt fest: „Es existieren in der indomalajischen Zone und in Westafrika die gleichen Tierformen. Ferner ist erwiesen, daß die Lebensbedingungen für diese Tiere gerade in diesen Gebieten sehr günstig und fast die gleichen sind, daß diese Lebensbedingungen da, wo die Tiere auf der Verbindungsstrecke fehlen, auch nicht vorhanden sind.“ Nun fährt der interpretierte Zoogeograph aber nicht etwa fort: „Also sind die Schlankaffen, der Gorilla, der Schimpanse und andere Tiere in diesen beiden Regionen selbständig entstanden!“ — nein, so fährt er sicher nicht fort. Wollte man ihm diese Annahme zumuten, würde er das wahrscheinlich als absurd bezeichnen. Er antwortet auf entsprechende Frage vielmehr: „Lieber Herr, es ist doch ganz natürlich, daß diese Affen den Kampf um das Dasein nur in diesen Gegenden haben überleben können, daß sie ihm aber in Ostafrika erlegen sind, weil hier die Lebensbedingungen für sie fehlten.“

20. Zoogeographie und Ethnologie. — So sagt der Zoologe zu der analogen

Erscheinung. Er wird unbedingt eine sporadische und lokale Entwicklung der gleichen Tierformen zurückweisen, schroff ablehnen, auch dann, wenn die Tierformen in Kleinigkeiten voneinander abweichen. Bekannte Erscheinungen dieser Art sind der Unterschied des afrikanischen und indischen Rhinozerosses und Elefanten. Derartige kleine Varianten werden unter dem Titel: „Lokale Entwicklungstypen“ zusammengefaßt. Sie berechtigen absolut nicht zur Annahme lokaler und getrennter Entstehung.

So! Und von mir verlangt man die Annahme, die gleichen Formen seien lokal und getrennt entstanden, weil die Lebensbedingungen (Abb. 2) — wohlgemerkt, nicht die Entwicklungsbedingungen! — die gleichen seien? Und wo ich nachgewiesen habe, daß alles, was wir auch untersuchen hüben und drüben, die gleiche Art ist, da nennt es Herr Doktor Vierkandt absurd, wenn ich genau im Sinne der alten, wohlausgebauten, disziplinierten und höflichen Zoologie meine Schlüsse ziehe? Ei, ei! und ich habe es doch so deutlich gesagt, daß ich naturwissenschaftliche Auffassung voraussetze und verlange!

21. Der Kampf um das Dasein. Viel-

mehr stelle ich fest, daß, wenn die Annahme, die gleichen Arten von Tieren hätten trotz ihres lokalen Entwicklungstypus und trotz der weiten und unterbrochenen Verbreitung die gleiche Abstammung, daß, da diese Annahme heute als vollkommen und allein berechtigt in der Zoologie gilt, daß dann die gleiche Anschauungsweise auch in der Kulturlehre Anerkennung verlangen kann. Und ferner stelle ich für den Spezialfall fest, daß demnach die vollkommene Übereinstimmung der malajonigritischen mit den entsprechenden ozeanischen Kulturmerkmalen unbedingt zu der Annahme der deszendentalen Verwandtschaft dieser Kulturformen führen muß. Denn wir haben die prächtige Analogie gesehen: wie Gorilla, Schimpanse und manch anderes Getier nur in Westafrika lebendig blieben, weil sie im Osten dem Kampf ums Dasein erlagen, so blieb auch die malajonigritische Kulturform in demselben Gebiete und nur hier, denn die Lebensbedingungen sind für Gorilla und malajonigritische Kultur die gleichen in diesem Punkte; sie sind geboten durch die Pflanzen der äquatorialen westafrikanischen pflanzlichen Region. — Soweit also entspricht

eine Kulturform einem lebendigen Organismus, einem Tier!

Das ist nicht nur eine Frage der malajonigritischen Kultur. Das Problem ist allgemeinwichtig und liegt sehr tief. Deshalb habe ich es an diesem einen Beispiel so eingehend erörtert. Hier hat sich nämlich herausgestellt, daß eine niedere Kulturform mehr vom Boden, vom materiellen Boden in ihrer Entwicklung, Existenz und Fortpflanzung abhängig ist als vom Menschen. Doch ehe ich auf diesen wichtigen Punkt des näheren eingehe, möchte ich noch auf andere bedeutsame Erscheinungen hinweisen.

ENTSTEHUNG UND FORTPFLANZUNG DER KULTURELEMENTE.

22. Formen der Kultur und der organischen Welt. — Ich habe oben (Abschnitt 6) gesagt, daß für die Untersuchung der Verwandtschaft, d. h. der deszendentalen Verwandtschaft, in einigen Punkten die tierischen, in anderen die kulturellen Organismen einen Vorteil bieten. Jetzt haben wir eine Reihe von Tatsachen kennen gelernt und erwogen. In

346

der Beurteilung der Verwandtschaft der Tiere ist es ein bedeutender Vorteil, daß die weitaus meisten Arten klar und unverkennbar ausgebildet sind. Einen Elefanten, ein Rhinoceros, ein Moschustier, einen Affen wird niemand verkennen, ob sie aus Afrika oder aus Asien stammen. Diese klare, scharfe, prägnante Form fehlt dem Kulturelement. Schon bei benachbarten Stämmen ist der Bogen, wenn auch bei gleicher Abstammung, ein wenig verschieden, wie denn auch im gleichen Dorfe niemals alle Bogen genau gleich sind — eine Tatsache, die nicht allein durch die Verschiedenartigkeit des verwendeten und verwendbaren Materials bedingt ist. Diese Mannigfaltigkeit von lokalen Typen beeinträchtigt die Erkenntnis der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit sehr, macht für den Laien zunächst das Verständnis unmöglich und bedingt für den Forscher das intensive Studium einer großen Reihe von Formen und sozusagen die Feststellung des arithmetischen Mittels, der Grenzen der Schwankungen, die Herausschälung der leitenden Konstruktionsmomente. Hierin liegt der Grund, weshalb die Wissenschaft sich so lange nicht mit diesen

Dingen abzufinden wußte, und hierin liegt auch die eigentliche Begründung der Tatsache, daß besonders denjenigen Ethnologen, die sich im wesentlichen nur mit psychologischen und soziologischen Problemen beschäftigt haben und ein geheimes Grauen vor den unüberwindlichen Materialbergen in unseren Museen zumeist nicht verleugnen, mein Buch überhaupt von vornherein befremdlich, dagegen den an das Sehen und Unterscheiden wesentlicher Formeigenarten gewöhnten Naturforschern viel leichter verständlich war.

23. Die Variabilität der Kulturgüter. — Dagegen liegt ein großer Vorteil der Kulturlehre zunächst auch schon in der geschilderten Variabilität der Kulturgüter, denn etwas anderes bedeutet in letzter Instanz diese Mannigfaltigkeit der lokalen Typen nicht. Die vielen Formen bieten in ihrer Summe das Bild der Entwicklung, da alte, archaische, primitive neben jüngeren, entwickelteren vorkommen. Vor allen Dingen aber ist die Entwicklung dieser Formen — und das unterscheidet die Kulturorganismen von den Tieren hinsichtlich der Verwandtschaftsforschung sehr zum Vorteile

348

der ersteren — an geographische Eigenarten gebunden. Ich verweise hier auf die zwei erwähnten Fälle. Wir sehen (unter Abschnitt 10) die Entwicklung des Lederschildes auf den Bahnen der Fortpflanzung der Kultur. Ein solch klares Bild zeigt kaum eine naturwissenschaftlich-organische Erscheinung. Und dann zum anderen unter Abschnitt 14. Hier zeigt sich, wie die Entwicklung einzelner Bestandteile des malajonigritischen Kulturbesitzes wohl nur aus Eigenarten von Gewächsen zu erklären ist, die einer bestimmten pflanzengeographischen Region angehören, den südostasiatischen Bambusländern. Auch solche Untersuchungsmomente fehlen den anderen Naturwissenschaften. — Doch ich kehre zum Problem der Variabilität zurück, in dem auch die Lösung der Frage nach der Entstehung und Entwicklung der einzelnen Kulturgüter liegt.

24. Die Paarung. — Der durchgreifende Unterschied zwischen den Formeigenschaften der Tiere und denen der Kulturen liegt also in der Variabilität, die bei ersteren fast vollkommen erstorben, bei letzteren aber höchst ausgeprägt ist, und zwar desto ausgeprägter, je

jünger, beweglicher, fortpflanzungsfähiger (in geographischer Hinsicht!) eine Kulturform ist. Und diese Erscheinung der größeren Variabilität der kulturellen als der tierischen Formen hat vor allem seinen Grund in der unbegrenzten Paarung, die sich nicht nur auf verschiedene Arten der gleichen Dinge („gleiche Dinge“ sind die Schilde oder die Bogen oder die Pauken usw., „gleicher Art“ heißt derselben Abstammung, z. B. malajonigritisch, malajoasiatisch oder vormalajisch usw.), sondern auch ungleicher Dinge erstreckt. Wenn von Norden eine asiatische Bogenform, von Süden eine vormalajische herankommt, dann entwickelt sich sicherlich an der Grenze beider, da, wo sie in der Verbreitung aufeinanderstoßen, eine Mischform, zum Beispiel ein Bogen, dessen Sehne an einem Ende die asiatische, am anderen dagegen die vormalajische Befestigung zeigt. Das ist eine um so beachtenswertere Erscheinung, als sie sich nicht nur, wie gesagt, auf verschiedene Arten der gleichen Dinge, sondern auch auf verschiedene Dinge erstreckt. Ich erinnere an meinen Nachweis von der Entstehung der

350

Trommel. („Ursprung der afrikanischen Kultur“ S. 170 ff.) Da wo die Lederwalkerei mit dem Hirse-Mörserstampfer zusammenkam, entstand die Trommel. — So paaren sich verschiedene Arten derselben Dinge und so paaren sich viele verschiedene Dinge und zeugen neue. Daher kommt also nicht nur die große Variabilität der Kulturgüter, sondern so entstehen überhaupt neue Dinge und neue Arten, kurz, dies ist das Grundgesetz der Entwicklung und Fortpflanzung der menschlichen Kultur.

25. Einfache Gebilde — komplizierte Gebilde. — Ich will damit nur auf den wichtigsten Grund der enormen Variabilität des materiellen Kulturbesitzes hingewiesen haben, neben dem es noch eine ganze Reihe anderer gibt. Der hier hervorgehobene Grund hat aber zu dem bedeutsamen Gesetze geführt, daß neue Arten wie Dinge aus der Verbindung verschiedener Arten und verschiedener Dinge hervorgehen. Und dieses Gesetz nun leitet mitten hinein in die Fülle der Fragen nach dem Ursprung neuer Dinge überhaupt, denn hier liegt zunächst nur eine Entstehungsgruppe vor,

die der komplizierten Gebilde. Andersartig entstanden jene Dinge, die ich in der Gruppe der einfachen Gebilde zusammenfasse und der ebengenannten gegenüberstelle. Diese wachsen im eigentlichen Sinne aus dem Material heraus, aus der natürlichen Beschaffenheit und Eigenart des Materials. Der der Längsfaser nach leicht splitternde, trockene Bambus bietet ein natürliches Musikinstrument, auf dem der Wind spielt, er bietet ferner die Bambuspauke; im abgebrochenen Internodium sammelt sich das Wasser, es ist ein natürliches Gefäß; auf dem Wasser stellen die abgebrochenen, trockenen Bambushalme natürliche Fahrzeuge, Flöße dar usw. Es ist erwiesen, wie die Felltrommel entstand; der Mensch walkte das Leder; mehrere vereinigten sich zu der Arbeit, die infolge der Menge der Handelnden rhythmisch betrieben ward. Das ist schon die primitivste Trommel, wie sie die Betschuanen und Neuholländer kennen. Solches ist materialgerechte Entstehung. Oder eine andere Sache: die Feuersteinindustrie! Der Feuerstein splittert in natürlichem Bruche. So entsteht die Feuersteinspitze und -klinge und bei fortgesetzter Handhabung

352

und derart industrieller Tätigkeit ein Feuerzeug. Und andererseits die geschliffenen, schieferartigen Beilklingen, die schon der Bach zurechtet. Ebenso die Erfindung des Glases. Das sind alles Dinge von natürlicher Brauchbarkeit, deren Anwendung oder Herstellung die Natur, die Mutter der Kultur, lehrt, wie sie ja auch im Unterarm mit der Faust die einfache Keule bietet, im Zeigefinger und Daumen die Zange usw.

26. Materieller Boden — geistiger Boden. — So müssen wir also die Entstehung der Dinge des materiellen Kulturbesitzes auf zwei Wegen suchen. Die einfachen Gebilde bietet die Natur und zwar sie und ihre Nutzenanwendung, die komplizierten aber entstehen da, wo verschiedene Dinge sich zur Zeugung neuer Gebilde verbinden. Der Boden aber, auf dem die neuen Dinge entstehen, ist bei beiden Gruppen ein verschiedener. Für die einfachen Gebilde ist die Art des materiellen Bodens, für die komplizierten dagegen die Fruchtbarkeit des geistigen Bodens von höherem Werte. Der geistige Boden ist der menschliche Geist. Ich möchte eine Parallele ziehen, einen Vergleich anwenden, der wie alle Vergleiche nur
Frobenius, Bd. I. 12

eine Seite der Erscheinung berücksichtigt, wenn es auch die richtigere ist. Auch Tier und Pflanze bedürfen zweierlei Bodens, der organischen und der anorganischen Stoffe der Erde und der Luft. Beide nähren sie; wenn auch verschieden, sind ihnen beide gleich notwendig. Und so braucht auch die Kultur der materiellen Stoffe und des menschlichen Geistes, um sich fortzupflanzen und zu erhalten. Aber bei der Entstehung und Erhaltung der einfachen Gebilde ist des materiellen Bodens Gehalt, bei der Entstehung und Erhaltung der komplizierten Gebilde die Triebkraft des geistigen Bodens wesentlicher. Nämlich wenn bei einer Ausbreitung der Kulturform diese das Gebiet eines Materials verläßt, so werden die einfachen Gebilde der alten Art verschwinden und wahrscheinlich im allgemeinen komplizierte an ihre Stelle treten. Sollte aber die Triebkraft des Geistes irgendwo nachlassen, so werden die komplizierten Gebilde verkümmern oder verschwinden (ein auf abgelegenen Inseln Ozeaniens oft und vielfach zu beobachtender Fall!), da diese Dinge sich nicht wie die einfachen Gebilde dem Menschen immer und immer wieder von Natur aufdrängen. Es ist ungemein

verlockend, hier noch weiter zu untersuchen, doch darf ich dieser Materie hier nur einen sehr begrenzten Raum zuweisen.

27. Niedere Kulturen — hohe Kulturen. — Wir sahen oben (unter Abschnitt 21), und ich komme jetzt darauf zurück, daß die malajonigritische Kultur in Afrika den Kampf um das Dasein nur an der Westküste, die günstige Lebensbedingungen bot, erhalten konnte. Und diese günstigen Lebensbedingungen sind doch nicht andere als diejenigen, die in der Heimat der malajonigritischen Kultur vorhanden sind. Im Gegensatz hierzu bemerken wir, daß die europäische Kultur sich auch in äquatorialen Gegenden mit von den heimischen vollkommen abweichenden Lebensbedingungen erhält, wenn wir auch sehr wohl eine langsame und leichte Umänderung wahrnehmen können. (Wohnung, Kleidung, Nahrung usw.) Wir haben also einen gewissen Gegensatz festzustellen, der uns noch deutlicher wird, wenn wir für den ersteren Fall noch das Beispiel der malajonigritischen Kultur in Ozeanien (zumal auf der Mittelachse; siehe Petermann) heranziehen. Die Kulturelemente bilden sich hier sogleich

um, sobald sie das Gebiet mit den ihnen günstigen Lebensbedingungen verlassen. Somit müssen sehr wohl zwei Arten der Kulturformen unterschieden werden: 1. niedere, primitive, einfache Kulturen (der Naturvölker) und 2. hohe, entwickelte, komplizierte Kulturen (der Kulturvölker). Nun ist der materielle Besitz beider nicht nur durch diesen Unterschied charakterisiert, sondern auch den, daß bei ersteren die einfachen Gebilde, bei den hohen Kulturen die komplizierten Gebilde bedeutend überwiegen. Also hängt die Erhaltung und Fortpflanzung der niederen, einfachen Kulturformen mit vorzüglich einfachem Besitz mehr vom materiellen, die Erhaltung und Fortpflanzung der hohen, entwickelten Kulturformen mit wesentlich kompliziertem Besitz von der Tragfähigkeit des geistigen Bodens ab.

28. Der Mensch als Schöpfer der Kultur? — Und jetzt bin ich bei einem wesentlichen Punkte angelangt, muß einen Widerspruch erörtern, der mir von zwei Seiten gemacht worden ist. Es hänge, so ist mir gesagt worden, die Kulturentwicklung mehr vom Men-

schen und Individuum, also von der menschlichen Schöpfungskraft ab, als ich es annehme. Man stellt den Gegensatz wohl am besten so dar: ich sage, der Mensch hänge von der Kultur ab, meine Gegner antworten, die Kultur hänge vom Menschen ab. Daß das letztere wenigstens nicht hinsichtlich der niederen Kulturen der Fall ist, habe ich nachgewiesen. Und für die hohen Kulturen dürfte der Fall ähnlich liegen. Man soll nicht dem Satze, daß die Entwicklung und Fortpflanzung der hohen Kulturen mehr vom geistigen Boden abhängt als vom materiellen, eine übertriebene und falsche Bedeutung unter-schieben. Und das tun meine Gegner. Wie be-grenzt auch dieser Satz aufzufassen ist, geht ja schon aus dem Umstande hervor, daß auch die Kulturelemente hoher Kulturen den wechselnden Eigenschaften des materiellen Bodens unter-worfen sind, wie uns Tracht, Hausbau, Bewaff-nung usw. unserer Kolonisten in den Tropen lehren, daß ferner auch unsere Kulturform mit dem mächtigen mechanischen Bewegungsapparat sich mittelst Ernährung vom Mutterboden aus nur hat ermöglichen können. — Aber man ver-gegenwärtige sich, was es heißt, dem Menschen

die Herrschaft über die Kultur zuzuschreiben. Das heißt nämlich den menschlichen Willen als die ausschlaggebende Gewalt bei der Entwicklung, Erhaltung und Fortpflanzung der Kulturform hinstellen.

29. Natürliche Arbeitsteilung — kulturelle Arbeitsteilung. — Ich schiebe hier einen Absatz über die Arbeitsteilung ein, der uns vielleicht das Verständnis für das Folgende erleichtert. — Der wesentlichste physiologische Unterschied bei der Fortpflanzung niederer und höherer Organismen liegt in der Arbeitsteilung bei der Befruchtung.

Während bei den hermaphroditischen Geschöpfen ein Individuum alle Funktionen überschöpfen, tritt bei höheren die geteilte Tätigkeit auf, und mit dieser Arbeitsteilung Hand in Hand geht die größere Ausbildung des Organismus selbst. Als derart höher ausgebildetes Wesen tritt der Mensch in die Kulturentwicklung ein. Und die natürliche Arbeitsteilung vermögen wir auch bei den niederen Kulturen noch sehr schön zu bemerken. Es ist die natürliche Arbeitsteilung in der Kultur nichts weiter als eine Folge der natürlichen geschlechtlichen

358

Arbeitsteilung. Die Weiber haben das Haus zu versorgen, die Männer gehen zur Jagd usw. Ich brauche hier nicht weiter zu erörtern und erwähne nur einzelne typische Erscheinungen, daß z. B. Männer und Frauen verschiedene Geräte und Gefäße haben, daß beide verschiedene Feuerzeuge besitzen oder auch nur untereinander „Feuer borgen“ dürfen, nie aber ein Mann vom Weibe oder ein Weib vom Manne. Das ist aber natürliche Arbeitsteilung, bei der bemerkenswert ist, daß jedes Weib Körbe flechten, Wurzeln kochen, Töpfe brennen usw. kann, daß jeder Mann seine Waffen selbst herstellt, seine Beute selbst braten kann, seine Trommel schnitzt usw. Demgegenüber zeigt die kulturelle Arbeitsteilung die Ausbildung des Berufes. Der eine schmiedet, der andere zaubert, der dritte schnitzt Boote usw., und jeder versteht im wesentlichen nur sein Handwerk. Der Unterschied ist der, daß der Mann der natürlichen Arbeitsteilung nur für seinen eigenen Bedarf arbeitet, dagegen der der kulturellen Arbeitsteilung für eine ganze Gruppe von Menschen; dadurch aber wird die Entwicklung der Kulturgüter vom Individuum abhängig, während

sie früher in den Händen der Allgemeinheit lag. Dadurch sind drei beschleunigende Momente für die Entwicklung der Kulturelemente gegeben: 1. Der Mann arbeitet stets an der einen Sache, wodurch er geschickter wird, 2. er lernt das Wesen der Sache besser kennen und ihre Zweckdienlichkeit erhöhen, 3. erwächst auch bald die Konkurrenz, wodurch er zu größerer Regsamkeit angehalten wird. — Während so die Entwicklung der Kulturelemente in den Händen des Individuums eine beschleunigte ist, läßt sich bei der natürlichen Arbeitsteilung eine weit geringere Entwicklungsfähigkeit mit Leichtigkeit feststellen.

30. Natürlicher Selbsterhaltungstrieb und logisches Zweckbewußtsein. — Zurück zu Abschnitt 28. Also dem menschlichen Willen soll die Entwicklung der Kulturformen zu verdanken sein. Nun kann ich — um immer wieder zu betonen, daß wir den materiellen Kulturbesitz der Untersuchung unterziehen — überall absolut nur deszendente Entwicklung erkennen. Alles, was ich auch untersuche, zeigt mir bei uns jene Entstehungsweise, wie sie in dem Abschnitt über

360

niedere und komplizierte Gebilde geschildert ist. Mehrere Dinge treten zusammen und gebären neue. Andere Entstehung ist sogar unmöglich. Man kann den Stammbaum einer jeden Erfindung, einer jeden neuen Sache zuletzt feststellen. Und da das Gesetz der deszendentalen Entwicklung alle Geräte beherrscht, so ist eine beziehungslos entstandene, neue Sache eine Unmöglichkeit. — Demnach kann sich die Behauptung der menschlichen Herrschaft über die Kultur nur auf bestimmte Wesenszüge der geistigen Triebkraft beziehen. Und so wird mir denn das logische Zweckbewußtsein des Menschen entgegengehalten. Dieses müssen wir sondieren. Bei der Erhaltung der niederen Kulturgüter spielt das logische Zweckbewußtsein sicher eine Rolle. Wie aber bei der Entwicklung? Können wir zum Beispiel bei der Erfindung der Felltrommel, wie ich sie oben erwähnt habe, von einem logischen Zweckbewußtsein reden? Kaum! Und ebensowenig bei der Erfindung des Steinwerkzeuges, der Glaserei usw. Gewiß ist mit einem Zweck das von der Natur gebotene Beispiel nachgeahmt, aber nicht erfunden. Das logische Zweckbewußtsein

kann nur in der Tätigkeit des Individuums eine Rolle spielen und ist daher wohl im großen und ganzen als ein Produkt der kulturellen Arbeitsteilung aufzufassen. Woraus aber ist denn dies logische Zweckbewußtsein erwachsen? Welches war denn die Triebkraft der ersten Anfänge der Kultur? Sicher nichts anderes als der natürliche Selbsterhaltungstrieb. Der gab dem Menschen den Stein zum Werfen und Schneiden in die Hand, der lehrte die Jagdschliche, und dieser natürliche Selbsterhaltungstrieb stellt in Wahrheit den geistigen Boden der niederen und auch der höheren Kulturen dar, aber bei den niederen ist er gegen die Natur angewendet, in den höheren gegen die Gefahren der Kultur. Dieser Selbsterhaltungstrieb ist bei den einfachen Kulturen noch wenig überhitzt, ist aber bei den höheren in der Form des logischen Zweckbewußtseins einer wahrhaftigen Treibhausluft vergleichbar. Gewiß ist dieses logische Zweckbewußtsein nicht nur gegen Gefahren gerichtet, das hieße die Ideale übersehen (ebenfalls ein Kulturprodukt), die den Künstler und den Gelehrten zum Schaffen anleiten, den Bürger zur Aus-

362

schmückung seiner Behausung und ähnliches mehr. Im allgemeinen werden wir dem logischen Zweckbewußtsein damit aber vollkommen gerecht. Infolge seiner wird die Entwicklung wohl beschleunigt, aber nicht — und darauf kommt es gerade an — die natürliche Gesetzmäßigkeit der deszendentalen Entwicklung irgendwie gestört oder durchbrochen. Und doch könnte man in meinem Sinne den Menschen nur dann als den Herrscher der Kultur ansehen, wenn er es vermöchte, Formen hervorzubringen, die diesen Gang der deszendentalen Entwicklung überträten. —

SCHLUSS.

31. Zusammenfassung. — Resümieren wir! Wir sahen im Anfange die Kultur-momente bei den Tieren, einfache, der Variabilität entbehrende Erscheinungen. Demgegenüber die menschliche Kultur mit ihren Arten, den Kulturformen, die wir durch anatomische Zergliederung zu umgrenzen vermögen. Die Verbreitung dieser Arten oder Kulturformen wird durch die Frage entschieden, wo sie sich in dem Kampfe um das Dasein zu erhalten vermögen.

Die Untersuchung der Entwicklung der Kultur-
güter zeigte eine doppelartige Entstehung. Die
einfachen Gebilde erwachsen der
Natur, dem Material, d. h. der Eigenart eines
Stoffes direkt. Die komplizierten Ge-
bilde dagegen gehen nicht nur aus den
Materialeigenarten hervor, sondern entstehen
vor allem durch Paarung untereinander.

Die einfachen Gebilde erfahren ihre Ent-
wicklung im Schoße der Gesellschaft mit
natürlicher Arbeitsteilung. Ihr Da-
sein verdanken sie dem natürlichen
Selbsterhaltungstrieb. Sie stellen
den Hauptschatz der einfachen, der niederen
Kulturformen (Naturvölker!) dar. Infolge
ihrer Entstehungsart sind sie an bestimmte
Gegenden gebunden, sie können den Kampf um
das Dasein ohne Umbildung nur da überleben,
wo sich die entsprechenden Materiale finden.
Die Entwicklungsgeschichte dieser niederen
Kulturformen spielt sich daher vorzüglich auf
dem materiellen Boden ab, da der
natürliche Selbsterhaltungstrieb nicht genügende
Fruchtbarkeit besitzt, große Umbildungen oder
Entwicklungen hervorzurufen. Für alle Ent-
364

wicklung und Variabilität werden wir vor allem die Eigenart des Materials verantwortlich machen.

Die komplizierten Gebilde erfahren dagegen ihre Entwicklung im Schoße der Gesellschaft mit kultureller Arbeitsteilung. Sie verdanken ihr Dasein einer, nicht nur durch den natürlichen Selbsterhaltungstrieb, sondern unter dem Einflusse der kulturellen Arbeitsteilung herbeigeführten Form derselben. Das logische Zweckbewußtsein bewirkt Paarung. Daher hängt die Variabilität mehr von diesem und dem Individuum ab als von den Materialeigenarten, und wir müssen daher die Triebkraft des geistigen Bodens als wichtiger für die Gebilde bezeichnen als die Eigenarten des materiellen Bodens, die sich allerdings auf die Dauer auch sehr wesentlich bemerkbar machen. Da nun diese komplizierten, hauptsächlich auf geistigem Boden sich paarenden und fortpflanzenden Gebilde in den hohen Kulturen (Kulturvölker!) durchaus vorherrschen, so wird die Verbreitung dieser hohen Kulturarformen (im Gegensatze zu den niederen) vor allem davon abhängen, wo der Mensch den Kampf ums Dasein durchzuführen vermag, wogegen, wie

gesagt, die der niederen mehr durch die Eigenart des materiellen Bodens bedingt wird. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß auch die hohen Kulturen mit der Aenderung des Wohnsitzes eine formale Umgestaltung erfahren.

Das bei der Prüfung der Variabilität und der Paarung gewonnene Gesetz ist aber das wichtigste: Die Entwicklungsgeschichte der Kulturformen ist eine absolut deszendente. Vermöge der „Variabilitäts- und Paarungsgesetze“, unter welchem Titel man alle erwähnten Erscheinungen zusammenfassen kann, ist es sehr wohl möglich, eine Entwicklungsgeschichte der gesamten menschlichen Kulturformen, soweit sich Reste erhalten haben, festzustellen.

Die naturwissenschaftliche Kulturlehre. — Ich glaube, daß es dieser Lehre gelingen wird, einen exakten Boden für die Völkerkunde auch im Gebiete der Verwandtschaftsfragen zu gewinnen und den häßlichen Spielereien (wie die Zurückführung altamerikanischer Bauten auf europäische Stilformen, der Schnitzereien von Neuguinea auf griechische

Kapitelle und ähnliche Unternehmungen) mit dem Verwandtschaftsproblem ein Ende zu machen. Jedenfalls bitte ich um sachliche Erörterung und Vermeidung gehaltloser Redensarten in den Referaten, die weniger die Bedeutung des Besprochenen als die Geistesart und -Kraft des Besprechenden beleuchten.

Nachdem ein anderes Problem, was und was auch heute so beifolgerig behandelt wie das von „Erfinder“. Auf wenigen Gebieten ist viel Ungerechtigkeit zu loben, bald eher, bald überschätzende Kritik geübt worden wie auf dem Felde dieses Problems. Und wenn irgendwo das treffliche, ich glaube von Gottfried Keller stammende Wort, man habe immer die Werke des Meisters abschließend für maßlos gehalten, paßt es in sein Ort an der Spitze einer Erörterung über das „Erfinder“. Man sollte meinen, jeder, der sich mit der Geschichte irgend eines Kulturgebietes beschäftigt hat, müßte vor dem Beginn der redaktionellen Ausarbeitung sich mit dem Problem abgefunden haben, dergleichen jeder, der sich einmal zu

¹ Die Arbeit erschien im XVI. Jahrgang der Zeitschrift „Die Gesellschaft“, Dresden-Leipzig 1928.

Kapitalien und ähnliche Einrichtungen, mit
 dem Zweck, die Produktion zu erleichtern, zu
 machen. Jedoch ist die Sache nicht so einfach,
 wie sie scheint, und es bedarf vieler Anstren-
 gungen, um die Produktion zu erleichtern, zu
 machen. In der That ist die Sache nicht so
 einfach, wie sie scheint, und es bedarf vieler
 Anstrengungen, um die Produktion zu erleichtern,
 zu machen.

Die Variabilität der Erscheinungen ist
 ein Merkmal der Natur, und es ist nicht
 möglich, sie zu erklären. Die Variabilität
 der Erscheinungen ist ein Merkmal der Natur,
 und es ist nicht möglich, sie zu erklären. Die
 Variabilität der Erscheinungen ist ein Merkmal
 der Natur, und es ist nicht möglich, sie zu
 erklären. Die Variabilität der Erscheinungen
 ist ein Merkmal der Natur, und es ist nicht
 möglich, sie zu erklären.

Die Variabilität der Erscheinungen ist ein
 Merkmal der Natur, und es ist nicht möglich,
 sie zu erklären. Die Variabilität der
 Erscheinungen ist ein Merkmal der Natur,
 und es ist nicht möglich, sie zu erklären. Die
 Variabilität der Erscheinungen ist ein Merkmal
 der Natur, und es ist nicht möglich, sie zu
 erklären. Die Variabilität der Erscheinungen
 ist ein Merkmal der Natur, und es ist nicht
 möglich, sie zu erklären.



9. Das Erfinden.*)

(1900.)

Kaum ein anderes Problem ward und wird noch heute so leichtfertig behandelt wie das vom „Erfinden“. Auf wenigen Gebieten ist soviel Ungerechtigkeit, so falsche, bald unter-, bald überschätzende Kritik geübt worden wie auf dem Felde dieses Problems. Und wenn irgendwo das treffliche, ich glaube von Gottfried Keller stammende Wort, man habe immer die Werke des Genies fälschlich für mühelos gehalten, paßt, so ist sein Ort an der Spitze einer Erörterung über das „Erfinden“. Man sollte meinen, jeder, der sich mit der Geschichte irgend eines Kulturgerätes beschäftigt hat, müßte vor dem Beginn der resümierenden Ausarbeitung sich mit dem Problem abgefunden haben, desgleichen jeder, der sich einmal an

*) Die Arbeit erschien im XVI. Jahrgang der Zeitschrift: „Die Gesellschaft“. Dresden-Leipzig 1900.

den Schreibtisch schwang mit dem festen Vorsatz, jetzt etwas zu erfinden — und wie mancher arme Schlucker ward zu solcher Torheit durch Not, Mangel oder Begierde verleitet! —, überhaupt, es sei ein Problem des „Gebildeten“. Aber nein! Die Sache erscheint viel zu einfach, um noch der Erörterung zu bedürfen.

Gehen wir zum Beispiel auf die Urgeschichte der Kultur — und ich will mich hier zur Erläuterung des Nächstliegenden auf ganz einfache Verhältnisse beschränken — ein, auf eine Zeit und Kulturform, in der vieles erfunden sein muß, so erhalten wir im allgemeinen schlechtweg zur Antwort: „Ja, die Not hat den Menschen doch eben zur Erfindung der Behausung, der Waffe usw. gezwungen“. Damit wird alle weitere Besprechung abgeschnitten und traut sich dann etwa ein Unbescheidener hervor mit der schüchternen Bemerkung, die Tiere hätten dann doch auch etwas erfinden müssen, da sie unter den gleichen ungünstigen Verhältnissen leben, so wird der Unglückliche sogleich mit Entrüstung zur Ruhe gebracht: „Mein Gott, das Tier hat doch keine Vernunft!“ Dann aber hört die Diskussion auf, denn war die Betrachtung bis dahin

trivial einfach, so wird sie jetzt stark „gelehrt“ und noch unfruchtbarer.

Sollte nun ein ganz Verstockter im Kreise sich befinden, der zäh an dem eigenen Gedankengang festhält und die Frage aufwirft, wie denn der Mensch etwa dazu gekommen sei, ein Feuerzeug oder den Bogen oder eine ähnliche komplizierte Sache zu erfinden, so wird das alles erdrückende Machtwort gesprochen, dem kein Zweifel standhalten kann: das „Genie“. Und das Genie ist in diesem Zusammenhange wissenschaftlich sanktioniert durch unsere größten Gelehrten. Hat doch der große Peschel, nachdem er den Gang der Erfindung genau beschrieben, vom Erfinder des Feuerzeuges gesagt: „An Schärfe des Verstandes wäre ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter den scharfsinnigsten Denkern der geschichtlichen Zeit zurückgeblieben.“ Und Ratzel: „Die Erfindung des Feuermachens durch Reibung war eine geistige Tat, die auf ihrer Stufe ebenso viel Denkkraft erforderte wie die Erfindung der Dampfmaschine. Der Erfinder des Bogens oder der Harpune muß ein Genie gewesen sein, wenn ihn auch seine Zeitgenossen nicht dafür hielten.“

Das ist im innersten Wesen immer noch unsere Schwäche, daß wir den Erfinder, den genialen Schöpfer, den menschlichen Geist allzu sehr bis zur Personifizierung in den Vordergrund schieben. Und es ist heillos schwer, diese Schwäche und diesen Fehler, über dessen Wesen ich nachher sprechen werde, zu überwinden, obwohl im allgemeinen das Wesen der Entwicklung klarer gestellt ist. Wie schwer das ist, zeigt von den Steinen, der erst in prächtiger Weise mit den zerfahrenen älteren Ideen über die Entstehung der Feuerzeuge, in denen dem Zufall und der genialen Schaffenskraft des „Einen“ zu viel Spielraum gelassen ist, aufräumt und dann ein paar arme Teufel zu den Erfindern des Feuerzeuges erhebt. Ratzel aber hat genau vor den vorhin zitierten Sätzen die Erkenntnis niedergelegt: „daß der materielle Fortschritt der Menschheit auf einem immer mehr sich vertiefenden und erweiternden Studium der Naturerscheinungen beruhe; daraus geht eine entsprechende wachsende Bereicherung der Mittel hervor, die sich der Mensch zu seiner Befreiung und zur Verbesserung und Verschönerung seines Lebens aneignet“. Es ist auch das

372

durchaus nicht zu unterschreiben, denn das Studium der Naturerscheinungen seitens primitiver Völker ist ein nachweisbar dunkler Punkt, aber mit der Betrachtung der wachstumartigen, triebartigen Entwicklung der Kulturelemente ist ein berechtigter Ausgangspunkt für weitere Fragestellung geboten, dem dann nicht so schnell wie mit der „Not“ und dem „Genie“ ein unfreiwilliges Ende bereitet werden kann.

Lassen wir aber zunächst einmal die Erweiterungs- und Verbesserungs-Erfindungen beiseite und begeben wir uns zu den Ursprungserfindungen. Als eine ursprüngliche Erfindung, eine geistige Tat hat man von jeher gern die „Erfindung des Feuers“, die wir noch häufiger in den Kreis der Betrachtung ziehen werden, bezeichnet. Es scheint mir sehr wichtig, die Naturvölker selbst einmal über ihre Meinung nach der Art und dem Wesen der Erfindung zu fragen. Zuletzt müssen sie es am besten wissen, wie die Erfindungen vor sich gehen. Mitteilungen über den Ursprung des Feuers sind häufig. Die Niasser z. B. erzählen, daß früher nicht die Menschen, sondern die Belas das Feuergeheimnis besessen hätten. Die Menschen liehen

das Feuer von diesen Geistern. So kam auch einst ein Mensch zu einer Belafrau, Feuer erbittend. Bei der war es aber just ausgegangen. Aber sie konnte, wie alle Belas, Feuer machen. Nun wollte die Frau wohl in Gegenwart des Menschen Feuer anmachen, der sollte es aber nicht sehen, und somit schlug sie vor, sie wolle ihn mit einem Kleide bedecken. Er sagte jedoch: „Durch dieses Kleid kann ich sehen, setze einen Korb über mich hin“. Da gab er zu, auch noch durchsehen zu können, und forderte sie auf, noch einen zweiten über ihn zu werfen. Das tat sie und bereitete dann das Feuer. Der Mensch, der Feuer holen kam, hatte nun seinen Zweck erreicht, er hatte aufgemerkt, wie sie zu Feuer kam, und lachte die Frau aus. So kam das Feuer unter die Menschen.

Es ist zu dieser Mythe zu bemerken, daß sie in den Kreis der Sonnensagen gehört, was schon daraus hervorgeht, daß die Belas einst an einem langen Strick vom Himmel kamen. Das ist die Sonnenbahn. Bekanntlich ist auch die Mythe vom Prometheus eine Sonnenmythe. Maui, der den Polynesiern das Feuer bringt, ist ein Sonnengott. Als Bato Djamp (bei den Dajak)

374

dem Vater das Feuer für seine Menschen gestohlen hat und es hinabträgt, entzündet er versehentlich auf dem Wege die Sonne. Aus dieser Umkehrung spricht das solare Motiv noch klarer. Und Sonnengötter sind es auch in Amerika und Afrika, die den Menschen das Feuer bringen.

Ist nach dieser Richtung also kein Vorteil aus diesen Mythen, keine Erkenntnis zu schöpfen, so sind doch alle diese Mythen in einem sehr wesentlichen Punkte gleich. Vermerken wir zu den vorigen Beispielen, daß den Motu ein Hund den ersten Feuerbrand brachte, den Ternaten der Vogel Leo, desgleichen ein Vogel den Andamanern. Den Australiern wird das Feuer in einem Rohrstengel gebracht, den Timoren es vom Himmel geworfen und so von den Vorfahren der Menschen gefunden. — Alle diese Angaben stimmen nämlich darin überein, daß das Feuer oder das Feuerzeug nicht in unserem Sinne erfunden ward, sondern daß es „vordem“ schon da war.

Das Wesentliche liegt also darin, daß von den beiden springenden Punkten unserer landläufigen Erfindung, nämlich von der geistigen Tat oder dem Zufall nicht die Rede ist. Und das

wollen wir nun einmal an der Hand des einfachsten und verbreitetsten Feuerzeuges erörtern. Dieses besteht bekanntlich aus zwei Hölzern, einem wagerecht auf dem Boden festgehaltenen und einem senkrecht darauf mit den Handflächen gequirkten runden Stabe. Indem der Feuermacher quirkt, löst sich auf dem liegenden Holze feiner Holzstaub los, der, je weiter sich der Stab hineinbohrt, desto mehr erwärmt wird, zu qualmen beginnt und mit irgend einem guten Zündstoff zusammen leicht Flammen bildet. Wie der Mensch zu diesem Gerät gekommen sein kann, bespricht ein älterer Gelehrter: „Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermutung haben leiten lassen: durch Reibung werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? — so hätte in ihm die Wahrheit gedämmert, daß die leuchtende Wärme sich durch nichts als ihre Quantität und ihre Wirkung auf die Sehnerven von der dunklen Wärme unterscheide, und sein darauf begründeter Entzündungsversuch durch Reibung wäre ein Ja in der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen.“ O, ihr unsterblichen

376

Götter, ruft mit berechtigtem Entsetzen Karl von den Steinen aus.

Aber es liegt in dieser Auffassung ein Motiv, das nur in der krassen Form verworfen, sonst aber sehr gerne noch in den Vordergrund geschoben wird, das Motiv vom logischen Denken. Wir hörten ja oben von dem „immer mehr sich vertiefenden und erweiternden Studium der Naturerscheinungen“. Die Aufgabe des nach dem Wesen der Erfindung und dem Anwachsen der Kulturgüter forschenden Gelehrten ist aber nicht damit erschöpft, daß er so überschätzende Anschauungen wie die des philosophierenden Erfinders des ersten Feuerzeuges zurückweist, sondern damit, daß er die geistige Arbeit bei den einfachen Erfindungen auf das richtige Maß zurückführt, wie sie erst begonnen. Und hinsichtlich der einfachen Naturbetrachtung und logischen Denkkraft machen wir ganz eigenartige Entdeckungen. Man bedenke doch, daß zur Zeit der Entdeckung und teilweise heute noch nachgewiesenermaßen die meisten und zwar die sich selbst überlassenen Naturvölker Afrikas, Ozeaniens und Amerikas nicht an die Notwendigkeit des Sterbens, die Selbstverständlichkeit des

Todes glauben — oder das ist falsch ausgedrückt —, daß sie vielmehr an die Natürlichkeit eines Absterbens gar nicht denken, daß sie noch gar nicht darauf gekommen sind: alle Menschen müssen sterben. Das wirft doch ein eigenartiges Licht auf die Naturbeobachtung und logische Denkkraft der primitiven Menschen! Und in der Tat, ich habe im ganzen Kulturbesitz der Naturvölker vergebens nach einer Sache gesucht, die logischer Arbeit bei der Erfindung bedurft hat.

Kehren wir zu der Erfindung des oben beschriebenen Bohrfeuerzeuges zurück und unterwerfen wir dasselbe einer persönlichen Probe, so bemerken wir: daß auch wir, die wir doch das Feuer hervorbringen wollen, also mit dem bestimmten Willen ausgerüstet sind, der dem Naturmanne fehlt, mit einem Feuerzeuge dieser Art kein Feuer erzeugen können, wir mögen uns quälen, wie wir wollen. Erst wenn eine ganz gehörige Uebung im Quirlen gewonnen ist — vor allem im Emporsechieben der Hände, die beim Hinabdrücken und Quirlen immer nach unten rutschen —, so daß wir beim Emporbringen der Hände nicht mehr die Zeit verlieren, in der die

378

unten gewonnene Wärme sich wieder verliert, dann mag es gelingen. Und daraus geht ganz einfach hervor, daß die Naturmenschen erst quirlen können mußten, daß sie also über die manuelle Geschicklichkeit verfügen mußten, ehe sie das Feuerzeug erfinden konnten. Ergo: Es ist die manuelle Geschicklichkeit zur Erfindung des Feuerzeuges wichtiger als die geistige Kraft.

Ich will nun in aller Kürze die wahre Geschichte vom Ursprunge der Feuerzeuge darlegen, um an deren Hand weitere Anhaltspunkte für eine Kritik der Erfindung zu gewinnen. Belege dafür, daß Löcher mit Quirlbohren gewonnen werden, haben wir aus Amerika, Tahiti und Madagaskar, sowie aus Afrika. Während wir also im allgemeinen hören, daß ein Stein, ein Knochen oder ein Eisendorn an der Spitze des Bohrstabes angehakt ist, kann ich sehr einfach belegen, daß zuweilen — und vor allem in Afrika — mit einem unbewaffneten Holzstabe gebohrt wird. Betrachtet man nämlich die Löcher am Ende eines Bogens, die der Durchführung der Sehnen dienen, so bemerkt man an Stücken, die noch nicht in langem Gebrauche alle Merkmale der Entstehung verloren haben, 1. daß das

Loch genau lotrecht und 2. genau kreisrund, 3. aber endlich, daß es an den Rändern angesengt ist. Es sieht solch Bohrloch genau so aus wie die Gruben in den Bohrfeuerzeugen. — Demnach wurde gelegentlich des Lochbohrens sicherlich oftmals die Beobachtung gemacht, daß die Holzpartikelchen zu glühen und zu qualmen begannen.

Nun noch eine Zwischenfrage: Wie kam der Mensch überhaupt zum Quirlen? Von den Steinen hat gesagt, der Uebergang vom einfachen Bohren zum Quirlbohren sei, sobald ein stärkerer Widerstand von dem zu durchbohrenden Gegenstande geübt wurde, ein sehr natürlicher gewesen. Als skeptischer Gelehrter glaubte ich innerlich nicht, mich dieser Meinung anschließen zu dürfen, fand aber auf einer mehrmonatigen Reise Gelegenheit, mich doch zu von den Steinens Ansicht zu bekehren. Allerdings habe ich die Experimente nur im Schwarzwald vornehmen können. Ich legte nämlich in mehreren Ortschaften den Kindern die Aufgabe vor, mit einem unten abgerundeten Holzstabe ein weiches Holzbrettchen, ohne es zu zerbrechen, zu durchbohren. Wer zuerst fertig ward, erhielt eine

380

glänzende Belohnung. Und siehe da, unter fünfmaligem Wettbohren ward viermal das Quirlen angewendet, wobei an einem Orte sogar zwei Knaben auf einmal zu quirlen begannen. Es lag das den Kindern offenbar nahe. Nirgends übrigens ward, obwohl ich weiches und trockenes Unterlageholz vorgelegt hatte, irgendwelche nennenswerte Wärme oder gar Rauch hervorgerufen. — Steinen hat also recht behalten.

Ergab sich somit die Erfindung des Bohrfeuerzeuges sozusagen ganz von allein und ohne Mitwirkung eines Genies oder eines Zufalls, so ist doch andererseits zu bemerken, daß damit wohl ein Feuerzeug, aber nicht die Nützlichkeit und Anwendungsform des Feuers selbst entdeckt worden ist. Es ist also sehr richtig, wenn behauptet wird, die Menschen hätten schon mit dem Feuer umzugehen, es zur Nahrungsbereitung oder Erwärmung zu verwenden verstehen müssen, ehe sie das Feuerzeug selbst erfanden. Nun sind Selbstentzündungen in der Natur nichts Seltenes. Ich denke nicht allein an die häufigen durch Blitze herbeigeführten Brände. Martin sagt, daß in außergewöhnlich trockenen Zeiten die *Kleinhovia hospita*, ein großer Baum, sich

ohne Zutun des Menschen durch Reibung ihrer Aeste entzündet und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände auf Buru beitrage usw. Dabei kann leicht die Nützlichkeit des Feuers erkannt worden sein, sei es, daß man angekohlte und so zubereitete Tiere auffand, sei es, daß die Wärme angenehm auffiel.

Daher geht, wie schon andere festgestellt haben, der Zeit der Verwendung von Feuerzeugen eine Zeit der „Züchtung des Feuers“ voraus. Und es gab noch jüngst Gegenden, in denen das Feuer sorgsam gehütet war. Ein lange auf Neuguinea tätig gewesener Missionar schreibt mir: „Auf meine Frage, wie sie früher, vor Kenntnis der Streichhölzer, Feuer angemacht hätten, erhielt ich stets zur Antwort: „Wir ließen das Feuer nie ausgehen.“ In den Gebirgsdörfern, die noch wenig Beziehung zur Küste haben, hüten die Leute ängstlich das Feuer. Kommt es doch einmal vor, daß ein ganzes Dorf ohne Feuer ist, so werden Leute ins Nachbardorf gesandt, um das Feuer zu holen. Es gibt eine Holzart, welche sehr schwer brennt, aber sehr lange noch glimmt. Solches glimmende Holz hat der Eingeborene immer auf seiner Feuerstelle

382

liegen. Will er kochen und sich wärmen, so nimmt er getrocknete Blätter und dünnes Reisig und legt das glimmende Holz, das er vorher durch kräftiges Hin- und Herschwenken zu frischer Glut angefacht hat, in den Haufen hinein. Geht der Eingeborene auf Reisen oder ins Feld, so nimmt er stets ein Stück glimmenden Holzes mit sich. An Lagerstätten, sowie an Bächen und in den Feldern trifft man häufig Bäume, die langsam verkohlen und die der Eingeborene angesteckt hat, um stets Feuer zur Stelle zu haben.“ — Desgleichen berichtet Burrows von den sogenannten Zwergvölkern am oberen Uelle (Afrika), daß sie das Feuer erhalten, indem sie es in großen Bäumen aufbewahren, die monatelang glimmen, usw. Und gleiches hören wir aus Amerika, Australien usw.

Die Geschichte der Erfindung — um so einmal zusammenzufassen — geht also von der Ausnutzung der von der Natur gebotenen Kraft aus. Dabei ist weniger von einer schöpferischen als von einer nachahmenden Tätigkeit des Menschen zu reden. Sowohl die Erfindung des Glases wie die des Eisens läuft in letzter Linie auf nichts anderes als auf ein Nachahmen

hinaus. Erfinden ist für diese Dinge nicht einmal der richtige Ausdruck. Es ist das Entdecken. Die Feuerverwendung, das Glas-, das Eisen-schmelzen, das Braten usw. wurde entdeckt.

Geht aus den meisten der überhaupt in Frage kommenden Beispiele das Fehlen eines Zweckes bei der Erfindung (also das Fehlen eines logischen Zweckbewußtseins) hervor, so verrät ein anderer Teil sogar etwas, das der Annahme des logischen Zweckbewußtseins für die ursprüngliche Erfindungsgeschichte direkt widerspricht, nämlich daß der Mensch sich unter das Joch der Kultur begibt. Ein derartiges Anzeichen bildet das „Rauchen“. Ein jeder Raucher weiß, daß im Anfang das Rauchen ihm gar kein Vergnügen bereitet hat, da Kehlkopf, Lunge und Magen entschieden dagegen opponiert haben. Wenn wir uns dennoch dem angenehmen Laster hingeben, so wird die anfängliche Abneigung durch starke psychische Regungen bekämpft, vor allem den Wunsch, es den Erwachsenen gleich zu tun, dann weil allgemein die „Gemütlichkeit“ gerühmt wird und ähnliche für das Naturvolk und die ersten Raucher sicher nicht in Betracht kommende Reize. Wie kam nun der Mensch zum

384

Rauchen? Ich glaube, die Sache ist ganz einfach. Der Mensch hat sich in dem Holzqualm der raucherfüllten, jedes Abzugskanals baren Hütte daran gewöhnt. Nicht nur nämlich, daß aus Liberia und vom oberen Nil gleichlautend gemeldet wird, die Eingeborenen begnügten sich in Ermangelung eines anderen Rauchstoffes mit — glimmenden Holzkohlen, sondern auch die in Südafrika gebräuchlichen Pfeifenformen, die aus einem kleinen Lehmhaufen mit einer Mulde zur Aufnahme des glimmenden Rauchkrautes oben und einem Kanal nach dem Innern und dann zur Seite nach außen bestehen, erinnern sehr an die Backöfen, in denen die gleichen Völker größere Fleischteile zubereiten. Also erst schluckt der die Glut anblasende Mensch den Qualm mit Widerwillen und später mit Behagen.

Noch wichtiger aber für uns ist eine andere Erfindung, weil bei dieser weder von Not noch Genie noch Naturnachahmung gesprochen werden kann, sondern höchstens von einer Forderung der Kultur; es ist die Erfindung der Trommeln, von der wir zweierlei Art und zweierlei Ausgangsformen, aber auch Mischformen leicht nachweisen können. Die wichtigste

Quelle für die Entstehung der Trommel bietet die Lederwalkerei. Die Kürschner der Hottentotten, der Basutos, der Herero reiben die Felle zuerst mit Fett ein, kratzen alsdann die Fett- und Fleischteilchen ab und pressen und reiben dann das Fell zu zwei bis sechs Mann rund im Kreise zusammenhockend. Die sehr umständliche und mühevoll-prozedur des Präparierens der Felle verstehen die Betschuanen besser als irgend ein anderer Stamm in Südafrika, sie wird, obwohl dabei auch heftige Körperbewegung unvermeidlich ist, doch mit einem Eifer und einer Energie ausgeführt, die den Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegen. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei größeren Häuten mehrere Personen zu beteiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen und das taktmäßige Walken mittels der Hände und Füße begleiten sie mit einem eigentümlichen, einförmigen Summen, wodurch das Vergnügen noch wesentlich erhöht zu werden scheint. Dieselben Betschuanen nun, denen das taktmäßige Walken mit Händen und Füßen in der Geselligkeit zum Vergnügen wird und die wie alle Südafrikaner eine eigentliche Trommel

nicht besitzen, wissen bei den Mannbarkeitsfesten die Trommel dadurch zu ersetzen, daß ihrer mehrere eine Ochsenhaut gespannt halten und mit Stöcken gehörig bearbeiten. Dazu erklingt wieder dasselbe Summen.

Und diese einfache Felltrommel ist nicht nur in Afrika heimisch, sondern auch die südöstlichen Australier pflegten zur Begleitung des Gesanges auf die ausgespannten Fellmäntel taktmäßig zu schlagen, und die bekannte nordasiatische und nordamerikanische Schamanentrommel, die nichts als eine über einen Reifen gespannte Haut darstellt, ist auch nichts anderes als die Nachkommenschaft einer schlechten Lederwalkerei.

Die andere Quelle. Eines Morgens ward Forbes auf Sumatra jählings von seinem Lager gejagt durch ein lautes Getöse, das eine vorher angekündigte Hochzeit einleitete. Als er ins Freie kam, sah er, daß die meisten Reisstampfer des Dorfes zusammengebracht waren und die jungen Mädchen ein Konzert, einen lebhaften Zapfenstreich zur Feier des fröhlichen Ereignisses auf ihnen stampften. Da jeder Block und jeder Stampfer einen anderen Ton hervorbrachte, so war das Ergebnis eine durchaus

nicht unharmonische Musik. — Und daneben ist eine Mischform zu erwähnen, von der uns eine Haussamythe zuerst berichtet. So nämlich die Menschen sahen, daß die grimmige Sonne gegen den Mond zu Felde zog, ergriffen sie ihre Mörser, zogen eine Haut darüber und schlugen darauf die Begleitung zu den Gesängen, in denen sie die Sonne um eine zartere Umgangsform anflehten. Einen Beleg hierzu bietet nicht nur ein mit einem Leder überzogener Holzmörser als Trommel, „Dulban“, der Somal im Leipziger Museum, sondern die Mehrzahl der afrikanischen Trommeln, die aus dieser Mischform hervorgegangen sind.

So sehen wir also aus der Arbeit selbst als Folge der Gewohnheit und der erziehenden Macht der rhythmischen Tätigkeit eine Erweiterung des Kulturbesitzes, eine Erfindung hervorgehen, ganz unabhängig von Not, Genie und Naturnachahmung. Wir werden aber durch dieses letzte Beispiel auf ein anderes wichtiges Moment, das soziale Moment im Probleme des Erfindens aufmerksam gemacht.

Das Zusammenwirken Mehrerer, und nur dies kann die Erfindung der Trommel zur Folge ge-

habt haben. Prüfen wir nun andere Beispiele der Erfindungen, so bemerken wir sehr schnell, daß die Erfindungen, welcher Art und welchen Ursprungs sie nun auch sein mögen, ohne dies Zusammenwirken, ohne den Boden des sozialen Organismus überhaupt nicht lebensfähig sind, daß aber auch die Formen des sozialen Organismus für die Arten der Erfindungen maßgebend sind. Hier muß das große Schlagwort fallen, das für alle höheren Formen der Erfindung maßgebend ist, ich meine das Wort Arbeitsteilung.

Ich habe bis jetzt nur die Erfindungen primitiver Völker besprochen, denen im wesentlichen nur eine kümmerliche Arbeitsteilung eigen ist. Die natürliche Arbeitsteilung — ich knüpfe hier an meine kleine Abhandlung über die „naturwissenschaftliche Kulturlehre“ (1899) an — der Naturvölker erstreckt sich nur auf die Trennung in Arbeit der Männer und Arbeit der Frauen, wobei alle Männer und alle Frauen die gleiche Arbeit auszuführen haben. Wenn starke soziale Verhältnisse vorliegen, dann ist sogar diese geringe persönliche Arbeitsfreiheit, die sich naturgemäß nur auf die Erfüllung der dringendsten Bedürfnisse beschränkt, noch weiter maschi-

nell, indem das Staatsoberhaupt alle Kräfte in Anspruch nimmt, sei es zur Führung eines Krieges, sei es zur Bestellung der Aecker, zur Errichtung großer Gebäude usw. In derartiger Massenwirkung gipfelt die Leistung der Kultur bei natürlicher Arbeitsteilung. Demgegenüber zeigt die kulturelle Arbeitsteilung die Entwicklung des Berufes, d. h. ein jeder widmet seine Kraft der Herstellung einer bestimmten Gattung von Gerät und stellt sie nicht nur für sich, sondern auch für alle andern Stammesgenossen oder Gemeindemitglieder her.

Es ist naturgemäß, daß die beiden verschiedenen Formen der Arbeitsteilung einen ganz verschiedenen Boden für die Entwicklung der Kulturgüter bieten. Nicht nur, daß der natürlichen Arbeitsteilung eine gewisse Zersplitterung der Kräfte eigen ist, sondern es entwickeln sich vor allem unter dem Einflusse der kulturellen Arbeitsteilung auch ganz andere Kräfte. Auf der einen Seite also nur der natürliche Selbsterhaltungstrieb und der Reiz der Zusammenwirkung. Dort aber ist der einzelne auf seine Leistungen, die einen Verdienstwert haben, angewiesen; in der bald erwachsenden Konkurrenz

390

entsteht eine wichtige Anregung; dadurch, daß er seine Kraft auf eine Sache oder nach einer Seite hin konzentriert, lernt er besser arbeiten und Besseres arbeiten. Und endlich als letzten höchsten Gipfel der kulturellen Arbeitsteilung müssen wir die Freude am eigenen Beruf, die Ehre, ein „Meister“ zu sein, bezeichnen, einen Höhepunkt, von dem die weitere, dritte „maschinelle“ Arbeitsteilung allerdings wieder herabzukommen droht.

So müssen wir denn der primitiven Form der Erfindung die kulturelle gegenübersetzen. Hier ist die treibende Kraft nicht mehr in Stoff selbst allein verborgen, auch wird hier nicht durch einfaches Nachahmen ein Fortschritt erzielt, sondern der Wille, eine Sache besser, schneller, praktischer herzustellen, ist das Leitmotiv der Erfindungen. An Stelle des natürlichen Selbsterhaltungstriebes ist das logische Zweckbewußtsein getreten und neben das logische Zweckbewußtsein auch das Genie, dem hier der Platz und die Würdigung nicht vorenthalten werden sollen. Gewiß, jedem seine Ehre! Aber deshalb muß neben der Leistung des Genies auch die Leistung der vielen

Mitarbeiter betont werden, die dem Schöpfer einer großen Erfindung den Boden geebnet haben und die ebensoviel zu den großen Erfolgen, die leider meist nur wenigen zugute kommen, beigetragen haben wie die gepriesenen Erfinder. Der historisch-statistische Sinn ist heute sehr ausgeprägt und die Wissenschaft der Gegenwart bemüht sich, „Namen“ für die Erfindung zu finden. Und hierin wird oft ungerecht geurteilt.

Aber das alles habe ich hier nicht weiter auszuführen. Meine Darlegung ist mit dem Hinweis auf das Eingreifen und die Würdigung des Genies abgeschlossen. Was ich hier will, scheint mir erreicht, nämlich einmal festgestellt zu haben, wie weit wir berechtigt sind, von den Erfindern in den primitiven Kulturformen und den Erfindungen überhaupt zu reden, und daß jedenfalls der Begriff des Genies, mit dem schon bei uns ein unglückseliger Unfug getrieben wird, jenseits der kulturellen Arbeitsteilung wenig angebracht ist.

10. Geographische Kulturkunde.*)

(1903.)

a) Der Geist dieses Buches.

Ein Buch ist nicht nur ein mehr oder weniger Bogen, mehr oder weniger holzfreies Papier umfassendes, körperliches Gebilde, sondern ein Buch ist ein sehr wohlbelebtes Wesen. Ein Buch soll einen Geist haben, und wie es nicht zwei Menschen gibt, die im Geiste einander gleich sind, so sollten auch Bücher solcher Art eigentlich nicht zu finden sein. Sollten! Es ist leider

*) Zwei Abschnitte aus dem Buche: „Geographische Kulturkunde. Eine Darstellung der Beziehungen zwischen der Erde und der Kultur nach älteren und neueren Reiseberichten zur Belebung des geographischen Unterrichts“, Leipzig, bei Friedrich Brandstetter 1904. — Eine neue Ausgabe dieses anscheinend gesuchten Werkes wird voraussichtlich im Jahre 1925 erscheinen. — In der ersten Auflage befinden sich die hier abgedruckten Stücke S. V—VI und S. 441—450.

nicht ganz so, und es ließe sich über den mehr oder weniger ausgesprochenen Charakter der Büchergeister genau so viel sagen wie über die Eigenschaften der Menschen, aus deren Kopf sie entspringen. Das ist es nämlich: ein Buch soll nicht aus der Maschine kommen, sondern aus dem Kopfe, aus einem Menschenkopfe, der der Welt in solchem Buchwesen irgend etwas Neues zu geben vermag. Und da es das Bestreben der meisten Menschen ist, von vornherein gleich etwas vom Geiste ihres Werkes unter dem Titel „Vorwort“ zu sagen, so soll das auch hier geschehen.

Es ist selbstverständlich eine ganz bestimmte Absicht, die den Urheber des vorliegenden, wenigstens dem Umfange nach nicht ganz mageren Büchleins veranlaßt, in diesem Augenblicke nicht ein „Vorwort“ zu schreiben, sondern einen kleinen Vortrag zu halten über das Thema: „Der Geist dieses Buches.“ Wenn nämlich ein oberflächlicher Beobachter die nachfolgenden Seiten durchblättert, dann findet er in langer Reihe: „Nach Wilson“, „nach dem Prinzen Wied“, „nach Peter Kolb“, „nach Radloff“, „nach Franklin“ usw. usw. So ist es denn nicht

394

ausgeschlossen, daß ein derartiger oberflächlicher Beobachter die Achseln zuckt, das Buch beiseite legt und den Geist dieses Werkes mit den kurzen Worten aburteilt: „abgeschrieben“. — Ja, abgeschrieben — ist das wohl richtig? Wenn ich von einem Buche sage, es ist abgeschrieben, dann heißt das soviel wie „geistlos“, und eben weil heutzutage sehr schnell ein Urteil gebildet und auch mit uns Ernsteren zuweilen etwas voreilig verfahren wird, will ich etwas vom Geiste dieses Werkes berichten.

Das Buch wird nur eigentlich der beurteilen können, der, in welchem Berufe es auch sei, einmal auf dem Platze eines Kapellmeisters gestanden hat, der daheim in aller Muße das Werk irgend eines großen Meisters studierte und nun mit Hilfe eines Orchesters das Wesen dieses großen musikalischen Werkes der Zuhörerschaft vor Ohren und Seele führen will. Da heißt es denn im rechten Momente die Geigen herauswinken, dem lieben Kontrabaß ein Piano aufdrücken, den Flöten einige Triller entlocken, bald das Anschwellen, bald das Abnehmen kommandieren. — Auf solchem Platze habe ich mich im Laufe der langen Zeit, in der dies Buch

heranwuchs, manchesmal gedacht. Wie oft habe ich dann die Geister der verschiedenen Reisen bald in die Schranken zurückgewiesen, bald andere heraufbeschworen und summa summarum geprobt und geprobt, bis ich das Gefühl hatte, daß ich in meinem Konzerte jetzt den Zuhörern den Geist des großen Schöpfungswerkes vor Ohren und Seele zaubern könne. Und es ist ein großes, großes Werk, das mein Orchester hier spielen soll, es ist das Werk von der Schöpfung der menschlichen Kultur. Was eine unbeschreiblich tiefe Geschichte und eine nicht zu ahnen großartige Naturgewalt in ihren hundert und aberhundert verschiedenen Gestalten in dem wunderlichen Wesen der menschlichen Kultur geformt hat, das soll hier gezeigt werden, das ist der Inhalt des Werkes, von dem ich hier spreche. Und wie Hunderte und Aberhunderte großer Kapellmeister sich bemühten, den Geist eines alten Oratoriums oder einer Messe zu erfassen, und wie solches Oratorium und solche Messe immer und immer wieder vorgeführt, immer und immer wieder verschieden interpretiert und aufgefaßt wird, so ist es auch mit dem großen Schöpfungswerke, von dem ich spreche,

396

dem Schöpfungswerk, das Mutter Erde in der menschlichen Kultur zeitigte. Den einen oder andern Satz dieses Werkes versteht jeder ohne weiteres: Da ist das weite Meer mit seinen gleichförmigen Windströmungen, das die Schiffe der Menschen hinüberführte und die Menschen erzittern machte vor der Großartigkeit der Natur. — Da ist das steil aufsteigende Gebirge, das den Menschen wie eine Schranke neben dem grünenden Tal aufgebaut ist, in welchem er seinen Weizen baut. — Da sind die Ebenen der Nomaden. — Da sind die Urwälder der Jäger. Das sind Sätze, die jeder ohne weiteres versteht. Um aber dies ganze Werk zu erfassen, um es wiedergeben zu können, wie das alles in seinen einzelnen Zusammenhängen ineinander übergeht, übergegangen ist und immer wieder aufeinander einwirken wird, — um es wiedermalen zu können, wie diese gewaltige Kulturmasse sich aufgebaut hat aus den verschiedensten Materien und aus den verschiedensten Einflüssen, in buntestem Wechsel und nirgends, nirgends gesetzlos, dazu gehört eigentlich ein größerer Meister, als ich es bin. Ich weiß es, und wenn ich es dennoch wage, das vorliegende

Buch der Welt zu übergeben, so geschieht es, weil ich glaube, daß es Zeit wird, der Welt einmal wieder das große Oratorium der Schöpfung der Kultur in diesem Sinne, in unserem Sinne, im Sinne unserer Zeit und Kultur vor Ohren zu führen.

Nun versteht vielleicht der Leser schon eher, weshalb es da heißt: „Nach Mollien“, „nach Wallace“, „nach Heckewelder“ usw. Diese Herren stellen in meinem Orchester die einzelnen Instrumente dar, und ich bitte den Leser, ja nicht zu glauben, daß jeder etwa hätte nach seiner eigenen Flöte tanzen können. Es hat sich vielmehr ein jeder gefallen lassen müssen, so viel oder so wenig im Takt und in der Betonung sich zu mäßigen, als es mir, dem Kapellmeister, richtig dünkte. Und ich habe sehr gute und sehr schlechte Spieler in meiner Kapelle, und während ich es nicht wagen würde, meine ersten Violinisten wie einen Schweinfurth oder einen Wolf zu beeinflussen, mußten es sich viele gefallen lassen, daß ihnen die Nägel gar arg beschnitten wurden, ärger noch als im Märchen dem Bären, so daß sein Aussehen resp. sein Klang sich oft gar verändert hat.

Es wäre leichter gewesen, wenn ich alle meine Instrumente selber gespielt hätte. Es wäre viel leichter gewesen und auch sehr viel — langweiliger für den Zuhörer. Denn das ist die wunderbare Geschichte vom Selbsterleben. Ich kann mich sehr wohl da hinein versetzen, wie so einem nomadischen Reiter in den weiten Steppen Asiens etwa zumute ist. Aber beschreiben? Nein, um alles will ich das nicht behaupten. Da fehlt die Lebenskraft.

Kommt also, um den Schluß zu ziehen, alles darauf an, ob ich mir die rechten Kantonisten zusammengezogen. Das Buch soll frisch werden, sein Geist soll ein lebendiger sein, kraftvoll sollen seine Melodien klingen, — das war der Leitgedanke, der mich bei der Auswahl bestimmte. Daß es sich darum handelt, stets Bilder herauszufinden, die die Tätigkeit des menschlichen Geistes in seiner Abhängigkeit von irgend einem ganz bestimmten geographischen Faktor zeigen, das verstand sich ja von selbst. Daß die ganze Kunst dieses Buches darin beruht, es abzulauschen, wo aus der Unmasse der Literatur einmal die frische Naturstimme durch die Kulturäußerungen uns entgegenklingt, und wo der

frische Erdgeruch uns durch den Geist der Kultur entgegenströmt, das wird jeder Leser wissen, der dies Buch bis zu Ende durchliest. Und er wird dann auch ganz genau wissen, daß dies nicht immer so gelungen ist, wie es wohl zu wünschen wäre. — Aber ich bin nur ein Mensch, und ich habe das Wagestück der Interpretation aus unserm Geiste und in dieser Form als erster unternommen — gebührt mir da nicht eine gewisse Nachsicht?

Und wer nun etwas mehr hören will als das Spielen der natürlichen Geigen und das Zusammenrauschen der Instrumente, der wende sich an die ersten Abschnitte, die jedes Kapitel einleiten. Auch ihnen soll hier noch ein Wort gewidmet werden.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei unserm Konzertvortrag. So man zur Aufführung eines großen Tonwerkes wandert, wird einem wohl an der Tür des Saales ein Programmheft in die Hand gedrückt, in welchem die Motive der einzelnen Teile in Noten eingetragen sind, und der musikverständige Zuhörer beugt sich nun während des Spieles gar oftmals über diese Blätter

und verfolgt an der Hand der Motivschrift den Gang der musikalischen Entwicklung.

Solche Motivblätter für Musikkundige sind meine Einleitungskapitel. Der Lehrer und vielleicht dann und wann auch der Fachgenosse, sowie jeder, der in die große Materie tiefer einzudringen bemüht ist, wird in diesen Leitsätzen mancherlei Unterstützung finden. Sie sind nicht immer leicht zu lesen. Sie mögen dann und wann sogar einmal etwas ermüdend wirken, und wenn gar oftmals vom Regen die Rede ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß dem Leser dies dann ein wenig wässrig vorkommen könnte. Aber in dem Punkt kann ich nun mit bestem Gewissen widersprechen. Es sind doch wohl mehr als Köpfe und Striche in diesen Abschnitten gefaßt, und wer so weit sachverständig ist, daß er beim Notenlesen Klänge vernimmt, der wird auch zu meist verstehen, inwieweit diese Leitkapitel das Hauptthema der ihnen nachfolgenden Bilder angeben. — Wenn auch hier nicht alles so gelungen ist, wie es sollte, so kann ich nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß meine Arbeit dazu anregt, andere zur Fassung besserer Themata zu veranlassen.

Mit dem Buche will ich sehr viel. Der Geist, der es belebt, soll nicht nur in einem kleinen Raume einer eng gemessenen Zuhörerschaft predigen. Der Geist will zum Volke reden und will es versuchen, dem Volke klar zu machen, was die Kultur unserer Zeit im Rahmen der großen Entwicklung bedeute. Im Rückwärts-schauen sollen wir nach vorn sehen lernen. Und da sollen wir erkennen lernen, daß eine mächtige und gewaltige Zeit uns hinausdrängt aus dem engen Rahmen unserer Heimat und unseres Heimatwissens. Und in diesem Sinne ist das vorliegende Buch wie eine Bibliothek.

Denn wenn wir hier blättern und unser Auge bleibt haften an der einen oder anderen Szene des großen Schauspiels vom Werden des Menschen und seiner Kultur, dann brauchen wir ja immer nur das Werk aufzusuchen, das am Anfange des Abschnittes zitiert ist, und dann finden wir jedesmal die entsprechende Ergänzung zu diesem einzelnen Bilde in einem eigenen, abgeschlossenen Reisewerke. Dies Verfahren wird ja manchen auf weitere Bahnen lenken können, und ich glaube dadurch die Anregung

402

zu bieten, die Bücher, die hier zitiert sind, selbst aufzuschlagen.

Und wie im Inhalte, so wurde auch bei der Auswahl des Bilderwerkes verfahren, so daß der gleiche Geist aus den Tafeln spricht, die beigelegt wurden. Da haben wir eng gefaßt einmal die Ackergeräte, die an das Werden der Bodenwirtschaft gemahnen. Ein Stück erinnert hier immer an eine Welt von Erscheinungen. Ein Gegenstand symbolisiert eine großartige Wirtschaftsform und repräsentiert etwa gleich einem Leitfossil den Grundgedanken einer jener vielen Kulturformen, die die Menschheit übereinanderschichtete oder auseinander emporwachsen ließ, bis sie auf der Bergkuppe des heutigen Daseins angelangt war. Oder aber wir sehen z. B. ein Bild wie die Trachten der amerikanischen Völker. Da drängen sich gar viele Erkenntnisse auf einmal auf. Im Norden der Reichtum an Tracht, während im Süden unter gleichen Breiten außerordentliche Armut herrscht. Das ist das Anschwellen des Kulturreichums nach Asien zu; oder der trachtenreiche Mexikaner, der Mensch einer höheren Gesittung gegenüber dem armen Südamerikaner.

Ganze Kapitel könnte man zu den wenigen Abbildungen der Häuserformen schreiben. In Afrika die zwei Typen, einerseits des vollkommen festsässigen Gartenbauern älterer Zeit, der städteartige Gebilde schafft, und auf der andern Seite die leichtbewegliche Hütte des hackbauenden Viehzüchters am Nil, die, wie der Boden viel gewechselt wird, auch ein Zeugnis von der Beweglichkeit dieser Kulturform ablegt. Wir haben in Amerika das jämmerliche Hüttengerüst des Südianiers, die warme und behagliche Behausung des in winterlichen Gegenden Wohnenden und den Prachtbau des mexikanischen Tempelbauers. Allen diesen Festlandvölkern gegenüber aber die Pfahlbauten etwa Neuguineas — der alten Wassermenschen. Nehmen wir die Bewegungsformen der Kultur, dann haben wir zu unterscheiden zwischen Typen der Bewegung auf dem Wasser, die in Ozeanien darzustellen sind, und zwischen Bewegungsorganen zu Lande, deren Mannigfaltigkeit in Asien Erstaunen setzt. Und wenn der Mensch die Tiere gezüchtet hat, die Herden, dann stellt sich der Nomadismus ein, der wunderliche Formen im südlichen Afrika annimmt, der die Reitervölker

schaft, die von Asien aus weit über Afrika herrschen, und die rohen Mongolen bald als solche erhält, bald aber auch zu höherer Gesittung führt, so daß wir einen Lamatempel unter ihnen finden oder daß wir ihn umschlungen und bekränzt mit dem Ehrenlaub der Kultur als Großmogul in Nordindien wieder antreffen. Es ist der bunte Wechsel der Kulturen, die heute nebeneinander weiterlebend uns verraten, wie sie einst nacheinander wurden. Schwierig ist es oft, dies zu erkennen, und wenn unser forschendes Auge z. B. die Südsee durchstreift, und wir auf einem Bilde einige Darstellungen aus dem primitiven Jägerleben Neuhollands, auf einem nächsten die höchst wunderlichen Pfahlbauten Melanesiens und auf einem dritten die Gestalt eines überaus kunstvoll ziselierten resp. tätowierten Polynesiers sehen, dann wissen wir zunächst nicht so sehr ein Durcheinander zu verstehen, bis wir es gelernt haben, aus dem Nebeneinander ein Nacheinander zu entziffern.

Und zur Entzifferung dieser in den einzelnen schlichten Kulturausdrücken charakterisierten Dokumente soll der Geist dieses Buches beitragen. Er will eben das, was der große Ratzel

in seiner Art auch zu schildern versuchte, verständlich machen, nämlich das Aufwachsen des Menschen und seines Wesens auf der Erde, seine Abhängigkeit von der Erde. Er will uns zeigen, daß in dieser Erde die Gesetze schlummern, die den Menschen zu dem machen, was er ist, und er will uns in den Stunden, wenn wir an der Rekonstruktion der alten Kulturkunde vielleicht verzweifeln wollen, daran erinnern, daß die Formen vielleicht starben, daß die Gesetze aber weiterleben und weiterwirken. Ist es unbescheiden, wenn ich diesen Zweig der Geographie als ihren höchsten und wichtigsten bezeichne? Und ist es Anmaßung, wenn wir darum bitten, bei der Belehrung der Menschenkinder, der größeren wie der kleineren, auf das Denken in diesem Sinne mehr und mehr hinzuwirken?

Das war es, was ich im Geiste dieses Buches sagen wollte.

Berlin, November 1903.

Leo Frobenius.

b) Die Amerikaner und ihr Land.

Vom nördlichen Polarkreise bis etwa zum 55. Grad südlicher Breite in einer Breitenaus-
406

dehnung von höchstens 50 Grad (auf dem Aequator gemessen) erstreckt sich Amerika als eigentlich neue Welt im älteren und jüngeren Sinne. Durch mächtige Meere ist der Erdteil von allen größeren Landflächen geschieden und nur an der Beringstraße ist in einer kalten und unwirtlichen Region ein Uebergang nach Asien, das man so gern als Heimat des Menschen bezeichnet, geboten. Da ist es denn selbstverständlich, daß stets alle Gelehrten, die die Frage aufwarfen, ob die Menschheit eines Ursprungs, eines Stammes sei, ihre Augen immer nach Amerika richteten und sich die Frage vorlegten, ob denn auch die Menschen dieses Erdteiles von dem allgemeinen großen asiatischen Stamme hergeleitet werden können, dürfen und müssen.

Geographisch gefaßt hat man sich mit Ernst die Frage vorgelegt, ob Amerika überhaupt als ein Erdteil aufgefaßt werden dürfe oder ob man ihn prinzipiell in zwei Abschnitte zergliedern müsse. Kulturgeschichtlich haben wir jedenfalls eine geographische Einheit vor uns, das Heimatland eines Typus der menschlichen Kultur. Daß dieser Typus in einer außerordentlich großen Zahl von Spielformen sich äußert,

ist bekannt; jedermann hat von den ganz niedrig stehenden Feuerländern auf der einen Seite und von dem großartigen Kulturvolke des zentralen Amerika auf der andern Seite gehört. Also diese Abweichungen müssen wohl als das Bekanntere in den Vordergrund gestellt werden. Die Einheit ist nicht ganz so deutlich zu ersehen, und ich muß deshalb auf zwei wesentliche äußere Merkmale hinweisen, erstens die außerordentliche äußere Uebereinstimmung der Rasse, die bei weitem nicht die große Verschiedenartigkeit wie etwa Afrika seine schwarzen Westmenschen, seine gelben Zwerge und seine roten Berber gezeitigt hat, und zweitens die Uebereinstimmung des Sprachenbaues. In der Tat hat kein Erdteil so viel verschiedene Sprachstämme aufzuweisen wie Amerika. Obwohl man schon viele Verwandtschaften entdeckt hat, bleiben immer noch über hundert übrig. Aber in ihrem Bau stimmen sie doch vollständig miteinander überein. Die amerikanischen Sprachen gehören sämtlich zu den polysynthetischen und einverleibenden, d. h. sie verknüpfen gern einzelne Satzglieder, die dabei häufig verstümmelt werden, zu einem Worte. Beiwörter und Für-

408

wörter werden ebenso gut wie die Hauptwörter in das Zeitwort aufgenommen, mit ihm zusammen umgebildet und konjugiert. Es ist das eine eigentümliche Sache, die aber als Grundeigenschaft von größter Bedeutung ist. Eine solche Uebereinstimmung der Rasse und des Sprachenbaues zu verstehen, ist nicht so ganz einfach. Jedenfalls zeigt die ganze Art, wie amerikanische Sprachen sich entwickeln, in einem gewissen Sinne eine beständige Verarmung auch reicher ausgestatteter Zuflüsse. Ich will es versuchen, diese Erscheinung aus der Eigenschaft des geographischen Grundprinzips beider Hälften des amerikanischen Kontinents zu erklären.

Führen wir uns die Regenkarte Amerikas vor Augen, so nehmen wir vor allen Dingen wahr, daß die Südhälfte bei weitem reicher mit Regen bedacht ist als der Nordteil. Aber noch charakteristischer ist die Verteilung nach West und Ost. Der Ostteil Amerikas ist der regenreiche, der Westteil der regenarme. An der Ostseite des Kontinents zieht sich bekanntlich das langgestreckte Felsengebirge hin. Größere Regenmassen sinken nur an zwei Stellen reich-

lieher im Westen nieder, nämlich einmal in dem ethnologisch unter dem Namen „Nordwestamerika“ bekannten Gebiet und zweitens auf der Südspitze. Am regenreichsten ist jedenfalls das Quellgebiet der großen Ströme Südamerikas, am regenärmsten dagegen das nördliche Kor-dillereengebiet und die anliegenden Steppen. Diese beiden Gebiete, das westliche Steppen-gebiet Nordamerikas und das westliche Quell-gebiet Südamerikas, sind offenbar für die ganze Entwicklung der Kultur dieses Erdteils von aus-schlaggebender Bedeutung gewesen. Ich zeichne nachfolgend eine Karte der Kulturverhältnisse Amerikas, in welche ich die größten Wander-gebiete eingetragen habe. Da erkennen wir denn sofort, daß die Tinnestämme in Nordamerika vom nördlichen Polarkreise bis in unheimliche Nähe des Wendekreises des Krebses, also durch die ganze gemäßigte Zone hindurch, ihre Aus-läufer gesandt haben. Die Apachen, die so weit nach Süden gedrungen sind, gehören dem Sprach-stamme dieser Tinnestämme an, wenn sie auch kul-turell eine starke Umbildung erfahren haben. In dem nachfolgenden Kapitel über die Süd-amerikaner werde ich zeigen, welche gewaltigen

410

Wege die Völker hier auf dem Wasser zurückgelegt haben.

Also ein Wandergebiet der Steppenvölker und ein Wandergebiet der Wassernomaden!

Der Nomadismus, von welcher Kultur er auch getragen sei und welchen Verhältnissen er auch angehören möge, hat stets eine ausgleichende Wirkung. Wir haben in Asien die mongolischen Wüstenwanderungen charakterisiert durch die historischen Daten der Hunnenwanderung und der Wanderung der Mongolen unter Dschingis Khan. Auch die Araber müssen als charakteristisch nomadisches Wandervolk bezeichnet werden. In Afrika haben wir das ostafrikanische Jagatum, das, wie in dem Teile über Afrika gezeigt wird, kreuz und quer durch den Erdteil, von der West- zur Ostküste und zurück wanderte. Wir haben in Ozeanien das polynesisches Wandervolk, welches vom malajischen Archipel halb gezwungen und halb freiwillig nach der Osterinsel sich verbreitete. Jedesmal, wenn wir derartige Stämme sehen, werden wir zu der Bemerkung gezwungen, daß spezielle und selbständige Formen nicht gezeitigt werden. Die heutige Wanderung der Europäer bringt

auch eine gewisse Verflachung der Volksindividualität zustande, und Unterschiede des Stils in der Kunst, wie sie z. B. noch im Mittelalter in den verschiedenen Teilen Europas zutage traten, werden heutzutage sicherlich nicht mehr gezeitigt. Differenzierungen und Variationen werden nur in der Abgeschlossenheit entwickelt. In dem ozeanischen Teil ist zu zeigen, wie die niedriger stehenden Melanesier infolge ihres festsässigeren Gärtenbauertumes mehr selbständige Entwicklungsformen gezeitigt haben als die kulturreichen Mikronesier, die als Kulturvolk genommen nicht zu gering angeschlagen werden dürfen.

Das also ist die ausgleichende Wirkung der Beweglichkeit, die in Amerika im Norden durch das Hochland- und Steppengebiet, im Süden durch die reichen Wasserstraßen erzielt wird. Natürlich ist es ein großer Unterschied, welcher Kulturstufe und welcher Kulturhöhe die Nomadisierenden angehören. In Ostafrika sind es Hackbauern, im Innern Asiens Viehzüchter. Und daß es in Amerika Jäger sind, das verleiht den gesamten Kulturen dieses Erdteiles seine typische Ausdrucksweise. Bei

412

dieser Gelegenheit wird es richtig sein, dem Jägertum einige erläuternde Worte zu widmen. Wir müssen uns darüber klar werden, welcher Art diese Kultur ist, welches ihre Grundbedingungen sind, um es so zu verstehen, welche Bedeutung der Jägernomadismus großen Stils für die Kulturentwicklung der Amerikaner bedingte.

Ich unterscheide drei Kulturperioden, deren erste als animalistische und deren zweite als manistische bezeichnet werden kann. In der ersten sieht der Mensch im Tiere seinesgleichen, vermag er keinen Unterschied zu erkennen, der ihn vom Tiere trennt, es sei denn, daß er ihm mit einigen Kulturgeräten voraus ist. In diesem Zustande der Kultur leben die Zwergvölker Afrikas, die Neuholländer und ein nicht zu gering zu bemessender Teil der amerikanischen Völker. In der manistischen Kulturperiode, welche einen bedeutenden Aufschwung darstellt, ist dem Menschen das Verständnis für seine Sonderstellung der Tierwelt gegenüber schon eher aufgegangen. Es ist die Zeit des Gartenbaues, die Zeit, in der der Mensch unabhängig wird von der Tierwelt, selbständig wird durch die

Pflanzenwelt; es ist die Zeit, in welcher er gleich der Pflanze am Boden festwächst, in der er seine Ahnen um sich in Gräbern schlummern sieht, sich vor seinen Ahnen fürchtet, seine Ahnen zuhille ruft, es ist mit einem Worte die Zeit, in der der Mensch sich mit Problemen des Daseins, des Sterbens und Entstehens des Menschen beschäftigt, während ihn in der ersten Periode eigentlich nur seine Stellung zur Tierwelt interessiert hat. Die dritte Periode — um wenigstens mit einigen Worten den Anschluß zu bieten — wird charakterisiert durch die Beschäftigung mit dem Problem der Weltkörper, mit der Frage, welche Rolle die Sonne und das Licht im Gesamtbilde der Natur einnimmt.

Die Animaliden (Träger der animalistischen Kultur- und Weltanschauung) leben in der denkbar primitivsten Wirtschaftsform. Sie suchen und nehmen alles Eßbare, das sich ihnen bietet und wo es sich ihnen bietet. Die Raupe ist ihnen gerade so angenehm wie die Wurzel, wie das Fleisch des Dickhäuters, wie der Fisch, wie die Muschel. Sie wandern meistens familienweise umher, denn die Erwerbsfähigkeit reicht nicht hin, größere Gruppen zu ernähren. Dement-

sprechend ist auch ihre Hütte, als Unterkunft der Unsteten, wie das Nest des Vogels aus Zweigen oder aus in die Erde gestecktem Stangen- und Blätterwerk zusammengebogen. Ihre Toten werfen sie fort oder verscharren sie.

Diese Animaliden finden wir heute im großen und ganzen von den Völkern höherer Kulturformen aus allen anbaufähigen Ländern zurückgedrängt auf trostlose „Reservationen“. Es sind die Völker der regenarmen Wüsten und der unzugänglichen Wälder. Nur in Amerika haben sie sich auf einem breiteren Raume erhalten. In Amerika ist nicht wie in den anderen Erdteilen die animalistische Kultur in die wüsteren Gegenden zurückgedrängt worden, beziehentlich verschwunden, sondern alle andern Kulturen sind gleichsam im Animalismus aufgegangen oder haben unter der Einwirkung des Animalismus eine so bedeutende Umwandlung erfahren, daß wir sie kaum wiederzuerkennen vermögen. Das liegt eben daran, daß die Gebiete der Beweglichkeit in Amerika die Gebiete der Fesselung weit überwiegen. Das Problem ist tatsächlich ein kulturgeographisches. Wir

wollen bei einer kurzen Besprechung zunächst die Einführung von außen gänzlich außer Betracht lassen und uns auf eine Berücksichtigung der internen Verhältnisse beschränken.

Die Frage ist: Wie kann sich die Kultur aus dem Jägerstadium in das Gartenbauerstadium erhoben haben?

Das kann nur stattgefunden haben durch die Fesselung an den Boden. Die Fesselung an den Boden erfolgt, wenn in den fruchtbaren Tälern die Bevölkerung zunimmt und demnach die Beute des Jägers und Sammlers immer seltener wird, wenn diese Nahrungsquellen schließlich nicht mehr fließen und nunmehr die Ergebnisse der Frauenarbeit aus der Pflanzenwelt einen Ersatz schaffen müssen. In solchem Falle wird der Mensch sesshaft. Auf diese Weise erklären wir ja den Aufschwung der Kultur im Nilbecken, in Mesopotamien. Dort liegt eine Oase der Pflanzenwelt in einer Wüste. In dieser Oase der Pflanzenwelt konzentrieren sich die Menschen. Hier entwickelt sich nicht nur selbständig der Anbau, hier wächst nicht nur infolge günstiger Nahrung die Bevölkerung an, sondern hier ist auch der Boden geboten, um eventuelle

416



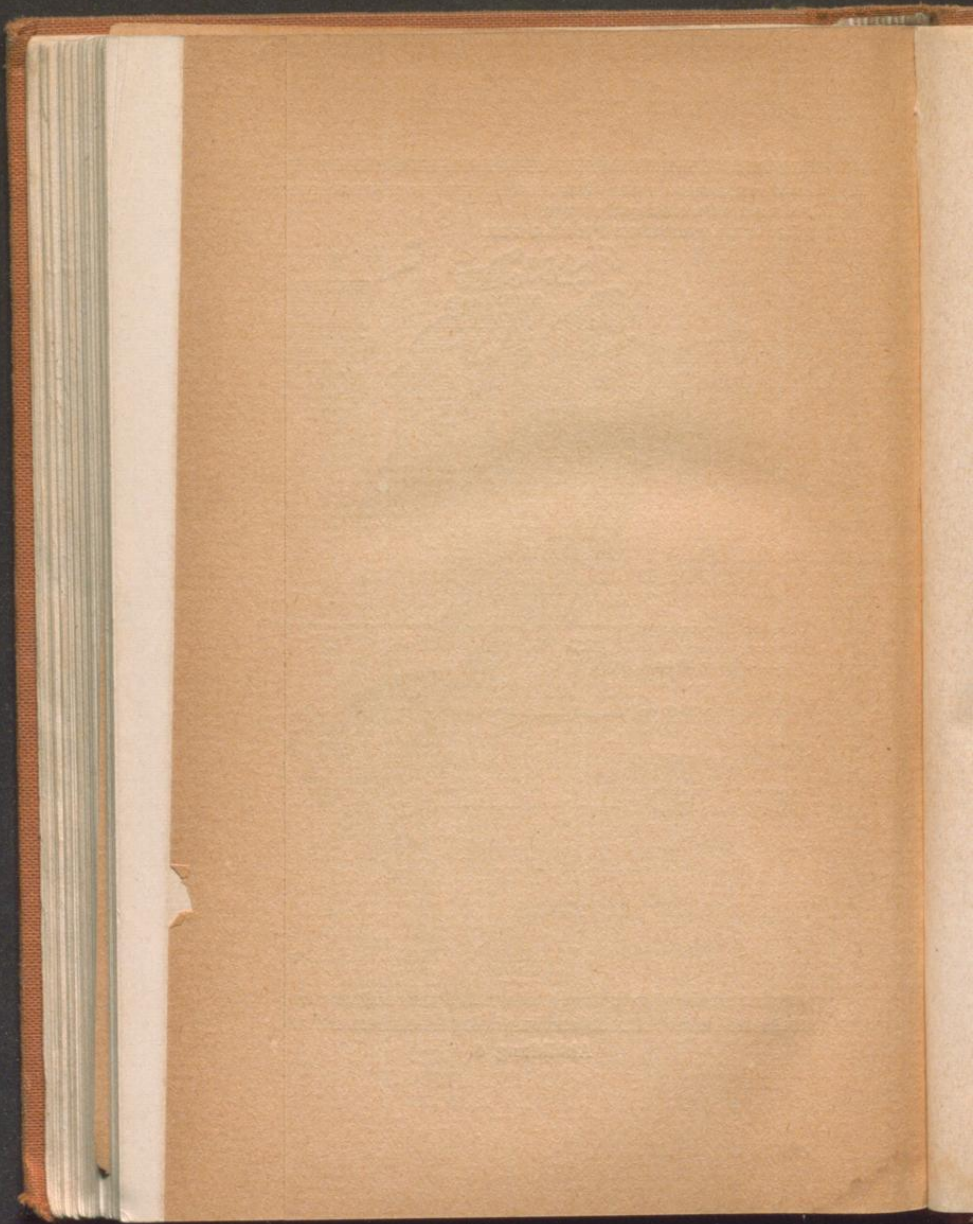
Abbildung 7.



Abbildung 6.



Abbildung 7.



Kulturbereicherungen von auswärts zu erhalten. Die Wüsten, die diese Täler umgeben, sind die Schutzwälle der Kultur.

Indem ich dies Beispiel in den Vordergrund stelle, will ich zeigen, was den Amerikanern fehlt. Kein amerikanisches fruchtbares Tal ist durch einen derartigen natürlichen Wall gegen den Andrang der Hochsteppenvölker, welche sich ebenfalls nach der Bereicherung in den üppigen Flußtälern sehnen, geschützt.

Und in den Ebenen, resp. nahe liegenden Hochländern Amerikas wohnen eben überall treibende Jägervölker, welche immer wieder den Ausgleich zwischen dem fruchtbareren Tale herbeiführen. Die Jäger der Steppe werden auf diese Weise reicher, und den Bauern der Täler wird auf diese Weise die Ansässigkeit verleidet. Das gilt besonders für Nordamerika. Man sollte annehmen, daß in dem glücklichen Mississippi-tale, das über genügenden Regenreichtum verfügt, eine festsässige Bevölkerung eine reichere Kultur gezeitigt haben müsse. Das die Kultur hier wirklich reicher war, werde ich zeigen. Daß sie aber stets wieder verflachte und nie festen Fuß faßte, daran sind die regenärmeren Steppen

des Westens schuld. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Südamerika. Unwillkürlich erwartet der Kulturgeograph hier entsprechende Verhältnisse anzutreffen wie in den außerordentlich ähnlich gestalteten Ländern Westafrikas (siehe dort). Wenn das nicht der Fall ist, wenn, wie wir nachstehend sehen werden, immer wieder Bewegung in die im Anwachsen begriffenen Stämme des Tales kam, wenn eben nur in den höher gelegenen Schlupfwinkeln der Quellgebiete der großen Zuströme festere Kulturreste sich ansiedeln konnten, dann sehen wir gerade aus diesen Anzeichen, daß die treibende Kraft der Stromfahrer, der Wassernomaden, hieran schuld war.

Das sind die geographischen Grundzüge des Ausgleichs. Es soll jetzt noch unternommen werden, zu schildern, was dieser Ausgleich zur Folge hatte. Es ist sicher, daß immer wieder neue Versuche unternommen wurden, sich fester anzusiedeln. Jede siegreich hereingebrochene größere Völkerwelle wurde durch die glücklichen Eigenschaften der Talgründe veranlaßt, den Versuch zu unternehmen, sich anzusiedeln. Wir sehen etwas der-

artiges aus dem Beispiele der Moundbuilder im Mississippitale, aus der Verbreitung der Araksprache im Amazonengebiet. Wie wirkte aber umgekehrt der Ausgleich auf die Jägervölker?

Die Animaliden ziehen sonst in Familiengruppen über das Land. Sie haben im allgemeinen keinen Anbau. In Amerika ist das anders. So echte Animaliden, wie wir sie in Bakairi, in den Apachen usw. kennen lernen, besitzen nicht nur den Anbau des Maises oder der Manioka, sondern sie haben sich zu Völkern vereinigt. Sie ziehen mit diesen reichen Nahrungswaffen ausgerüstet nicht mehr familienweise, sondern in Stämmen über das Land. Wohl ist die Familiengruppierung in der Form des Totemismus (eine Familieneinteilung nach Tiernamen, welche verbietet, daß Mitglieder derselben Tierbezeichnung sich heiraten) unter Altersgruppen noch erhalten, aber die Stämme sind doch schon zu Völkern vereinigt. Gerade die großen Ueberschwemmungen gehen von reicher ausgestatteten Völkern aus. Wir sehen also, daß wir fast überall Animaliden mit einer vom höheren Stadium herabgestiegenen Kulturausrüstung antreffen.

Aber sind es wirklich noch Animaliden? Die Frage ist ernst und darf nicht über das Knie gebrochen werden.

Wir dürfen da nicht allein nach äußeren Merkmalen gehen. Die vollkommene Ansässigkeit ist nicht ausschlaggebend für den Manisten, wie auch die vollständige Beweglichkeit nicht allein den Animaliden auszeichnet. Was ausschlaggebend ist, ist im wesentlichen die ganze Anschauungsweise, welche, wenn der Animalide auch einmal seßhaft geworden ist, ihn immer wieder aufscheucht, und die den Manisten, wenn er auch einmal für längere Zeit zum Herumtreiben gezwungen ist, doch wieder an den Boden fesseln wird.

Ausgezeichnet sind die Beobachtungen, die Karl von den Steinen bei den allerdings festgewachsenen Bakairi des oberen Schingutales gemacht hat. Die Bakairi erklären, die Trumai seien Wassertiere, und fügen ganz ernsthaft hinzu, daß dieselben auf dem Grund des Flusses schliefen. Gehen wir auf den Grund, so bleibt als Ursache nichts weiter übrig, als daß die Trumai früher wohl Wassernomaden gewesen sind, also viel auf dem Wasser gelebt haben.

420

Das genügt für den Bakairi, um den Trumai als Wassertier zu bezeichnen. Von demselben Autor hören wir, daß die Bororo sich selbst als Araras bezeichnen und zwar dies, weil sie glauben, daß sie nach dem Tode in Araras verwandelt würden. Von einem Stamme, der Menschenfleisch ißt, behaupten die Indianer, er müsse von einem Jaguar abstammen. Denn diese Indianer kennen kein anderes größeres, Menschenfleisch fressendes Tier. Das Feuer wollen diese Leute von dem Fuchs erhalten haben, und zwar weil dessen Augen im Dunkeln leuchten. — Und so geht dieses Durcheinander von Verquickungen menschlicher Tätigkeit, tierischer Eigenschaften und kultureller Eigentümlichkeiten weiter. Wir kommen mit unseren Anschauungen nicht mehr nach. Man möchte sagen, es bestände zwischen unseren naturwissenschaftlichen klaren und jenen animalistisch unklaren Anschauungen eine Kluft.

Nicht als ob von den Steinens Angaben einzeln wären. Das, was der gelehrte Reisende aus Südamerika berichtete, läßt sich für den Norden ebenfalls mit Leichtigkeit feststellen. Wir brauchen nur dem alten Heckewelder zu folgen, der an einer Stelle schreibt: „Ein delawarischer

Jäger schoß einmal einen gewaltigen Bären und zerschmetterte ihm das Rückgrat. Das Tier stürzte und fing an, ein äußerst klagendes Geschrei zu erheben. Der Jäger, anstatt noch einen Schuß auf ihn zu tun, trat ganz nahe zu ihm hin und redete ihn mit diesen Worten an: „Höre, Bär, du bist eine feige Memme — wärest du ein Krieger, wie du vorgibst, so würdest du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib — du weißt, Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg miteinander, und daß dein Stamm den ersten Angriff gemacht hat. Ihr habt erfahren, daß euch die Indianer zu mächtig sind, und nun schleicht ihr im Walde umher und steht die Schweine. — Hättest du mich überwunden, so würde ich wie ein braver Krieger gestorben sein — du aber beschimpfst deinen Stamm durch dein feigherziges Betragen.“ Ich war bei dieser seltsamen Strafrede gegenwärtig, und nachdem der Jäger das Tier getötet hatte, fragte ich ihn, wie er sich einbilden könne, daß der Bär ihn verstehe. „O,“ sagte er, „der Bär verstand mich sehr gut; hast du nicht bemerkt, wie beschämt er aussah, als ich ihm die Wahrheit sagte?“ — Ein andermal war ich Zeuge von

einem ähnlichen Auftritt nahe den Wasserfällen des Ohio. Auch in diesem Fall wurde ein angeschossener Bär, welcher erbärmlich schrie, von dem Jäger angeredet und wegen seines feigherzigen Betragens geschimpft. „Wäre ich in die Gewalt meines Feindes geraten,“ sagte der Jäger, „so würde ich meiner Nation keine solche Schande gemacht haben, sondern würde wie ein wahrer Krieger entschlossen und standhaft gestorben sein.“

Das heißt wieder nichts anderes, als daß diesen Indianern Pennsylvaniens der Bär gerade so gut eine Menschennatur besaß, wie der Mensch vollkommenes Verständnis für den Bären voraussetzt. Mensch und Tier sind hier vollständig eine Gruppe von Wesen.

Das ist der rechte Animalismus, die Anschauung des Animaliden. Und wir finden sie wieder, wo und in welchem Teile wir auch in Amerika nachspüren, ausgenommen in den Kulturländern.

Diese amerikanischen Kulturländer haben der Wissenschaft wohl mehr Kopferbrechen bereitet als die gesamten Kulturländer Asiens zusammengenommen. „Abstammung von den Chinesen“, „Abstammung von den Semiten“,

„Abstammung von den Ariern“ — das ist so fröhlich durcheinander geworfen und behauptet worden, als ob es nicht gelte, vorhistorische Kulturformen eben als Formen zu behandeln. Für Zeiten, die nicht mit der Geschichte verbunden sind, gibt es zunächst keinen historischen Zwang, da gibt es nur Formen, die entweder aus sich oder aus verwandten Erscheinungen zu erklären, die aber niemals direkt historisch zu verknüpfen sind, wenn nicht historische Beweise unbestritten vorliegen.

Und für die Beziehung der amerikanischen Kulturen nach Asien oder Afrika gibt es gar keine historischen Beweise. Eine fremde Formwelt tritt uns hier entgegen, eine Blüte aus den großen Gefilden der Animaliden, die die höchsten Stufen einer älteren, solaren Weltanschauung, eines älteren Wirtschaftszustandes mit Bewässerung und fein durchgeführtem Hackbau zeigt. Als festes, mächtiges Gebäude liegt zwischen den nomadischen Gefilden des Südens und denen des Nordens diese höhere Kultur.

Wie sollen wir sie verstehen?

Das charakteristische Merkmal aller asiatischen und afrikanischen höheren Kulturen ist, daß sie

424

in den Flußtälern oder auch an den Küsten festwachsen oder entstehen. Die amerikanischen höheren Kulturen liegen aber nicht in Flußältern, sondern auf Hochländern. Es handelt sich um die berühmten Kechuastaaten in den Anden, um das Reich Cuniamarka, um die zentralamerikanischen, die sogenannten Toltekenstaaten. Die Entstehungsweise können wir kulturgeographisch nicht erklären. Ich beschränke mich darauf, die Frage zu erörtern, wie wir ihre Erhaltung verstehen können. Ich verweise auf die oben entworfenen Skizze der Kulturkarte. Da sehen wir denn, daß Mittelamerika gegen Norden hin wie gegen Süden durch seine schmale Front den Wandergebieten gegenüber geschützt ist. Eine verhältnismäßig schwache Verteidigungsmasse kann hier einen Ansturm der Jägernomaden verhindern. Es ist das im Gegensatz zum Mississippitale, welches überall Zugangsflächen bietet. Und der Streifen Südamerikas, auf welchem die höheren Kulturen Cuniamarkas und der Inkastaaten gelegen sind, ist dadurch geschützt, daß die sämtlichen Ströme eben nach Osten hin ablaufen, daß also alle Völkerbewegung der gefährlichen Hochlandstämme des

östlichen Andenabanges in die Niederungen abgeleitet und dort in den Wassernomadismus übergeführt wurde. Tatsächlich vermögen wir so wenigstens zu verstehen, wie hier in der Abgeschlossenheit eigene, selbständige Kulturformen vor dem Eingreifen der Animaliden geschützt werden konnten. Aber wir wollen auch diesen Schutz nicht allzu hoch anschlagen. Die starke Zersetzung der zentralamerikanischen Staaten, die Unterbrechung von alten Kulturverbindungen, die Zerschneidung der Kulturflächen in einzelne Inseln, wie dies tatsächlich das Symptom der zentralamerikanischen Kulturwelt ist, das läßt sich nur erklären, indem wir eine häufigere Durchsetzung und Uberschwemmung des Jägervolkes mit Animaliden, mit hereinbrechenden Nomadenvölkern annehmen. Es wäre ein kulturgeographischer Unsinn, wenn man zu der Ansicht neigen wollte, diese einzelnen Staaten mit der innerlich absolut gleichartigen Kultur seien selbständig und unabhängig voneinander entstanden.

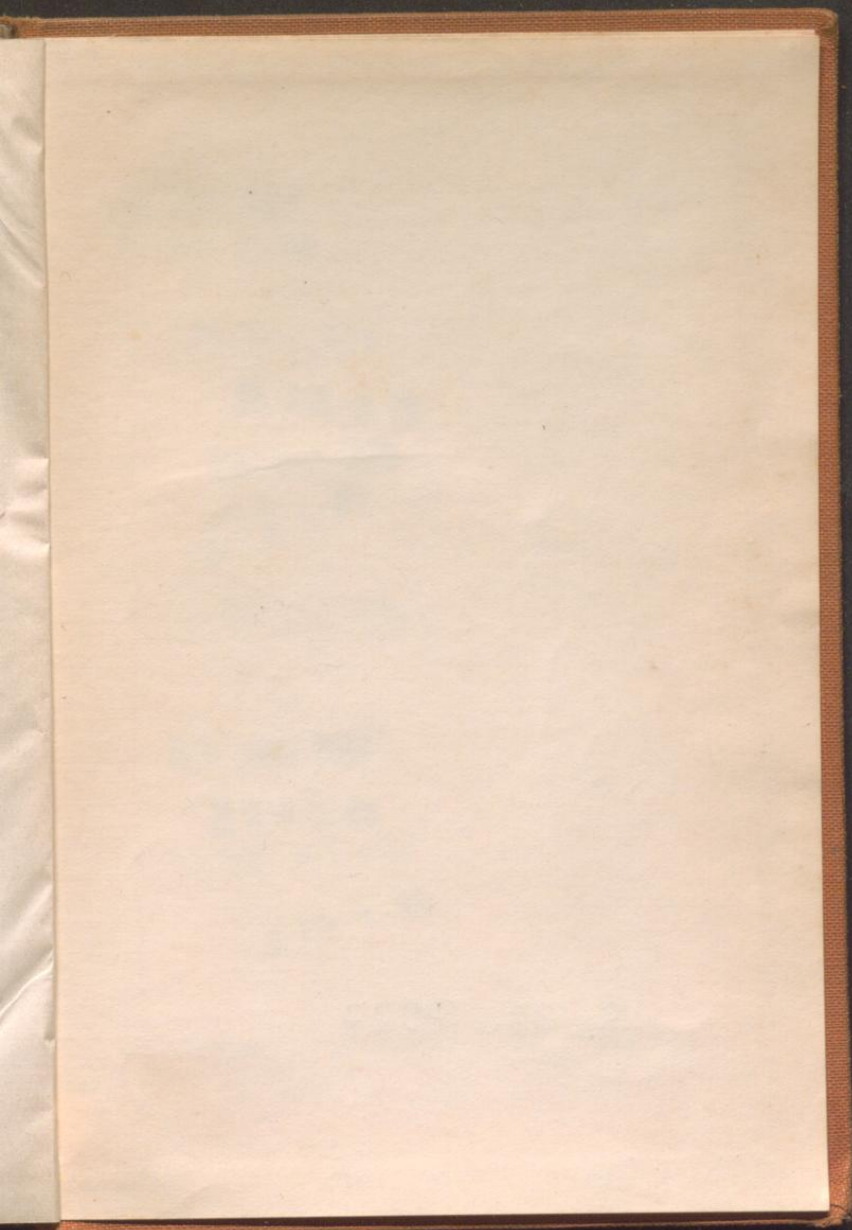
Und nun zum Schluß noch ein Wort über die geographische Beziehung des Asien zu gelegenen Nordens. Unleugbar stellt die Beringstraße und

der mächtige Ausläufer des nordwestlichen Amerika eine Brücke dar, auf der Völker und Kulturen gewandert sein müssen. Wohnen ja doch die Eskimos auf beiden Seiten dieser Straße und ragen sie nach Amerika hinein wie ein Finger nordasiatischer Kultur, der uns andeuten will, in welcher Richtung sich die Strömung der Mongoloiden schon seit langen Jahrtausenden ergossen hat. Dieser Wink ist nicht zu verkennen. Es ist auch sicher, daß die nordamerikanischen Indianer bei weitem reicher an Kultur sind als die südamerikanischen. Das Feuerland liegt auch von diesem Standpunkt aus betrachtet an der Grenze der bewohnten Erde.

Aber noch ein zweiter Weg, eine zweite Verbindung nach Asien vermag wohl alte Beziehungen anzudeuten und gewisse Kulturerrungenschaften der Amerikaner uns verständlich zu machen. In dem Teile über Ozeanien ist zu zeigen, daß eine Brücke und nicht eine Kluft zwischen Amerika und Asien besteht. Es wäre ein Widerspruch gegen alle aus der ozeanischen Kultur redenden Gesetze, wenn man annehmen wollte, daß die Polynesier auf der Osterinsel Halt und Kehrt gemacht hätten. Und von Hawai

führt eine oft befahrene Brücke der Windströmung nach Nordwestamerika.

Also so vereinsamt, wie es auf den ersten Blick scheint, liegt Amerika nicht da. Das Nähere über die kulturgeographischen Beziehungen nach außen werden wir im nächsten Kapitel kennen lernen. Jedenfalls genügt das hier Gesagte schon, um den Schluß nahezulegen, daß die kulturgeographische Beschaffenheit des amerikanischen Besitzes nicht das Produkt abgeschlossener Entwicklung sein kann. Ein Produkt der Abgeschlossenheit und des Ueberwiegens der animaliden Kulturen im Norden wie im Süden aber ist die Einheit der Rasse und die gleichförmige Anlage der Sprachen. Die Sprachen haben sich entwickelt wie die Steine in einem stark schäumenden Bachbett. Je stärker der Strom, desto glatter die Steine, die zuletzt alle gleichgestaltig in Abgeschliffenheit und Glätte werden. Ebenso die amerikanischen Sprachen, denen infolge des regen Nomadenströmens alle charakteristischen Eigenarten abgeschliffen sind, so daß sie heute wie Kiesel im Bach formenarm sind.



S. 17. 7027

BUCH-NR. 51.496.558 ✓

36

25

05. DEZ. 1977

8 06. 12. 77

14. Nov. 1979

29. 11. 79

28. Dez. 1979

Z 16. 1. 80

10. Feb. 1981

Z 23 1 81
21. Juni 1983

Z 2 5. 5. 83

11. April 1985

Z 15. 4. 85

